

Biblioteka
U.M.K.
Toruń

217973

11

19

27

10 L 1

1772



GEORG LANGER



RICHTER WICHURA

Endlich einmal ein Richter-Roman, noch dazu einer der das Richterwerden und Richtersein in seinen Tiefen an einem weiträumigen, wechselvollen Schicksal aufzeigt, geschrieben von einem, der kundig und wissend ist und erlebt hat, was er erzählt.

Richter Wichura



218533.

Richter Wichura

Oberschlesischer Roman aus der Zeit

von Achtundvierzig

von

Georg Langer



Bergstadt-Verlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau

217.973

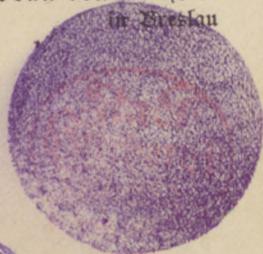
Alle Rechte, insbesondere das der
Uebersetzung und der Wiedergabe
durch den Rundfunk vorbehalten

Copyright by Bergstadtverlag
Wilh. Gottl. Korn, Breslau
1 9 2 8

Einband und Titelzeichnung von
H a n s D e r l i c h

I. — 5. A u f l a g e

Druck von Wilh. Gottl. Korn
in Breslau



35 U 329

In einen dreifachen Ablauf größerer Dinge, den man kennen lernen wird, ist Richter Franz Aegidius Wichura hineingeboren. Er stand im Regen der Streiche von oben und unten und war sich selber nicht der bequemste Richter, mit seinem anderen Ich nicht der duldsamste Weggenosse, nicht der jubelnd zustimmende Freund. Wenn historische Menschen die sind, von denen die Historie mit Geburt und Tod, mit Lat, Wille und Erfolg zu berichten weiß, so ist er keiner. Sind aber in einem mehr poetischen, sagen wir Shakespeareschen Sinne historische Menschen auch diejenigen, die irgendwie, ohne daß ihre Namen und Taten verzeichnet sind, jenem Ablauf mit ihren Schultern einen Schub gegeben haben, so ist er einer, selbst wenn zugegeben werden müßte, daß er als fleischbekleidetes, seelenbegabtes Knochenwerk kein einzelner, sondern eine Mehrheit, ein Zusammengesetztes, ein Stand oder eine Schicht im Ausdruck der Bewegung, jedenfalls eine Fülle war, die hier und da aufbrach, sich zeigte, vorstieß, auch mal zurückwich und dennoch bei jeder Retraite auf einem vorderen Punkte stehen blieb.

Leibliches, Lebendiges ist dennoch an ihm gewesen. Außer seinen bekenntnisreichen Aufzeichnungen existiert noch so etwas wie ein Bild von ihm. Es liegt vor mir in einem elenden, alten gepreßten Papprahmen und die Züge seines Gesichtes sind nur noch schwach erkennbar. Ein alter, fester Mann steht da in der Grundstellung eines Soldaten

mit geschlossenen Beinen. Er gibt keinem seiner Beine den
Vorzug. Nur auf beiden zugleich, spricht der Mann auf
dem Bilde, könne man gut und sicher stehen. Seine
rechte Hand umfaßt die Krücke eines starken Stockes. Das
Haupt bedeckt eine breite Schildmütze, den Leib ein derber,
dicker Mantel. Er sieht mit klugen, schwer umfurchten,
wissenden Augen gerade ins Gesicht des Beschauers. Er
könnte gar nicht anders blicken. Der Mann weiß nicht,
was Pose ist. Wenn sie ihm ein Jrgendwer zutrauen
wollte, er nähme den Krückstock und schlänge zu. Er hat
zum Lichtbildner seinen Hund mitgenommen, der sich
ruhend an seine Füße schmiegt. Das ist kein Zufall, denke
ich mir. Es ist nur darum, weil die beiden nicht ohne ein-
ander sein können und weil er sonst kein Liebes hatte, das
sich ihm vor der Porträtlinse gesellte.
Es kann aber auch anders sein.

1.

Juder oder nicht

Zwei Stunden über Land gelaufen, zwei Stunden in der Stadt herumgedrückt, zwei Stunden Eisenbahn gefahren und nun schon die dritte auf dem freiherrlichen, schlechtgefederten Wagen . . . Uah! Müde bin ich und hungrig dazu. Und Abend ist's.

Wir fahren ins Dorf ein. Ein junger Mensch drückt sich an einen Lindenstamm und schreibt mit einem glimmenden Kienspan Buchstaben in die Luft. „D“ und „B“ lese ich und „o weh“ denke ich, vielleicht gar an Dmen und Weltschmerz. Der junge Mensch setzt seine Augen als Flammenzeichen mit ein. Ich sehe sie glühen wie seinen Span. Wenn's erst so weit ist! . . .

Warum ich nur zum Abend bestellt bin, warum überhaupt bestellt? Wie kann er den Herrn v. Rynsburg, seinen Standesgenossen, den Allerweltstausendassa und Herzensknieker, durch mich ersetzen wollen? Ganz Schlesien spricht von dem großen Kavaliere, weiß nur, daß er dieses und nicht auch Richter gewesen ist . . . und ich bin ein armer Schlucker, der seiner Armut Ende sehen und seine fadenscheinigen, weitmaschigen Dinge in Ordnung bringen möchte.

Einen halbstruppierten „Hannibal“ könnte ich, wenn er gerad Lust in dieselbe Richtung hat, allenfalls auf ebener Straße voranbringen. Haha! Herzen habe ich nie geknickt, und das Luifens . . . wer könnte sich rühmen, es ganz zu besitzen? Festhalten will ich's und, wenn's ginge, noch ein wenig, ein ganz klein wenig auf mich zuwenden. . . .

Endlich biegt der Wagen zum Schlosse ein. Es wird Ernst, Megidius Wichura. Der Wind rauscht auf. Die Pappeln plappern am Herrenwege. Dort steht einer mit einer Stocklaterne. Der wartet auf mich. Wir haben uns auf diesem verwünschten Holperwegen arg verspätet. Insthäuser liegen am Wege. Man kann die Storchnester oben drauf noch gegen den Abendhimmel sehen. Ich grüße euch, ihr Adebare!

Nun sind wir an dem Manne mit der Stocklaterne. Er hat von Natur aus einen Knick in der Mitte seines Leibes. Als Sklave geboren! Denk nur nicht, Schafskopf, daß ich's auch bin, wenn auch meine Eskarpins nicht vom neuesten Schnitt sind und einstens in anderer Form eine liebe Weibsgestalt umrauschten!

Bin noch ein freier Mann heut, in niemandes Sold, zu niemandes Dienst. Wenn's morgen anders ist, nun gut, wir werden uns zu arrangieren, wir werden euch einen Richter im Land hinzustellen wissen, dem man das Patrimonium nicht anmerken soll . . . haha! — und werden, so hochgemut, wie wir sind, eines schönen Tages hier wieder hinausfliegen, Sklave, und das wird ein glänzender Flug werden, von dem die Polackei hier noch erzählen wird, wenn die Skandalosa des Herrn v. Rynsburg längst mit Entengrüße überwuchert sind . . .

Ich steige aus. Jungfrauen mit Kränzen im Haar sehe ich nicht. Ist auch besser. Da gibt es keinen Aufenthalt. Denn ehe wir miteinander reden und das leidige Kontraktlein zustandebringen, wird man doch den müden, hungrigen Pilgrim laben. Man wird doch? . . . Hab's wahrhaftig nötig.

Dunkel steht das Schloß. Ich trete ein. Statt des Freiherrn will mich ein Bär umarmen. Ist doch einer im Haus, der mir mit weiter Öffnung entgegenkommt. Ich bin nicht erschreckerlich, ich hau ihm eins auf die Läge. Das Tier glökt mich an. Die Stocklaterne leuchtet in die grimmen Bärenlichter.

Ausgestopft, Meister Peß! Du bist mir ein guter Empfangswiß und machst mich lachen. Nun wohl, ich komme ins Bärenland. Das hat schon der selige Herr v. Goethe gefunden, hat, kaum daß er hier war, einen Schauervers darauf gemacht und sich balde wieder verkrümmelt. Hol's der Teufel, ich freu mich dennoch gewaltig auf Rodeland und Bärenschinken. Vielleicht gibt's heut noch ein Stück davon. Der Bärenhunger ist da.

Lachte da jemand?

Der in der Mitte Einknickte schreitet mit der Stocklaterne an dem toten Peß vorbei; ich trotte ihm nach durch Halle, Flur und Korridor. „Drittes Kavalierrzimmer“ steht geschrieben, wo er anhält und öffnet.

Ich akzeptiere, Herr Freiherr, ich bin also ein Kavalierr in Ihren Augen, auch wenn ich nicht so empfangen werde. Ein Zugwind tritt uns entgegen. Wenn ich nur irgend einen Speisenduft darin verspürte. Luizens letztes Brot hab ich schon auf der Eisenbahnfahrt gefressen.

Gefressen, Herr Kavalierr?

Anzumerken, das ist der Anfang der Bärensprache.

Der Mann mit der Stocklaterne wirft den Mantelsack auf einen Stuhl und pflanzt sich stumm und ergeben in seiner Knickung auf. Irre Schatten geistern um die Arabesken der Zimmerdecke.

Was soll's? Wird ich heut noch empfangen oder soll ich jener dicken Wasserflasche zusprechen und die Magengrube einsinken lassen? Ich beschwöre euch, ihr Geister der Kavaliere, die ihr in diesem Zimmer hauset. Helft, helft!

Der Kerl gloßt mich an wie der Bär in der Halle. Warum sagt er nichts? Bin ich ein Präadamit, betrübtes Bein-gerüst von einem alten Sünder? Sprich doch, mein Freund!

Ich schaue auf den Kalender, der gerade im Licht der Laterne steht. Nun gut, wir schreiben noch den 23. Juni 1847. In zwei Stunden ist's aus damit. Wichtig, solches beim Eintritt in ein fremdes Haus festzustellen. Der Mensch soll sich immer des Stundenglases bewußt bleiben.

Ich trete ans Fenster und schaue auf den Nachthimmel über den Parkbäumen. Glänzend steht der Jupiter vor mir. Er wird die ganze Nacht da stehen; er ist in den Fischen rückläufig. Daß man doch nicht ohne Freunde ist! Luise sieht ihn auch. Eben schließt sie das Nachtgewand über der keuschen Brust. Kein Jupiter soll dorthin leuchten. Minuten, und sie wird ruhen, mich in ihr Gebet einschließen und sich ausstrecken.

Ein schriller Pfiff dringt durchs Haus.

„Der Herr Freiherr erwartet den Herrn Richter,“ sagt nun auf einmal die Stocklaterne in plumpem Tonfall. Man merkt die andere Muttersprache.

Also doch. Ich bügele mich schnell zurecht, fasse in die Wasserschüssel. Ach was da? In der Nacht sind alle Käsen grau. Los! Einen Gelecken kann er mitten in der Nacht nicht erwarten. Schließlich ist's jetzt wichtiger, den

alten Leichnam mit Aßung zu versorgen, als ein Kontraktchen in der Hand zu haben.

Die Stocklaterne schreiet voraus. Klapp, klapp, klapp, setzt er den Stock vor sich hin. Alles ist dunkel im Schloß. Magerer Laternenschein zittert über die Bilder in den Gängen. Wir münden in eine Zimmerflucht ein. Ich streiche durch Portieren. Irgendein Frauengeruch ist drin hängen geblieben. Er umfängt mich und löst sich ab mit den nützlicheren Gerüchen von getrockneten Äpfeln.

Die Schranze klopft an eine Tür. Man hört sprechen und durch den Redenden hindurch ein achtsloses „herein“. Die Stocklaterne meldet: „Herr Richter Wichura.“ Wieder kommt durch das Sprechen eines andern ein unaufmerksames „bitte“.

Ich trete ein. Die Stimme spricht weiter, ohne sich mir zuzuwenden. Man muß Wichtiges verhandeln. Ein großer Kronleuchter, mit Wachskerzen besteckt, brennt. Ich stehe im Licht des Lustres und bin benommen. Nur zwei Personen sind im Zimmer, die eine aufrecht in hohem Lehnstuhl am Kamin, die Füße auf einem Bärenkopf, die andere auf einem niedrigen Labouret, eine Statue des Respekts.

Kein Zweifel, wer der Maßgebliche ist. Er bleibt sitzen und macht sitzend so etwas wie eine erwidernde Verbeugung. Seine Hand weist auf einen Armstuhl neben sich. Nur nicht stören und mich nötigen, mein Gesicht in andere Falten zu legen, sagt die Hand. Dazu bist du nicht wichtig genug. Schon wendet er sich von mir ab. Schnurrbartenden flattern herum. Er gibt mir sein Profil, die eckige, herrische Stirn, den stark und stark emporstrebenden Haaransatz.

Nein, nein, ich störe gewiß nicht, trotz meines Hungers, aber ein eigenes Willkommen ist es doch, Herr Freiherr. Empfängt man so den neuen Richter seines erbeigenthümlichen Landes? Ich streiche über meine feierliche Binde, reguliere die Vatermörder und drücke herunter, was wütend herauf will. Höher als das Labouret ist schließlich der Armstuhl, und ich will ihn wohl verteidigen, daß ich nicht zu sitzen komme wie jener Pygmäen-Kazike, der Schloßkaplan, Archivar oder so was.

Gut sogar vielleicht, daß Ihr mir Gelegenheit gebt, Euern Dunstkreis zu studieren, Herr Freiherr. Dann brauche ich dem Unsinn der geistlichen Figurine nicht zuzuhören. Ich sehe das längliche Viereck des Salons, die Wände mit Hautelissen in Grau, Rot und Gold bespannt. Das Licht des Kronleuchters reicht noch weiter bis in jenes kleine, runde, mit blauem Samt ausgeschlagene Gemach. Man kann deutlich den Kamin von weißem Marmor erkennen. Seine Reliefs sollen wohl in allem Ernst eine Travestie des Triumphs der Galathea darstellen. Man sieht zwei ungeheuerere geradlinige Sessel, und damit wäre, wenn nicht in der einen Ecke noch ein dunkles Etwas stände, der Raum besetzt. Das ist, scheint mir, eines Ecktürmchens artige Füllung, ein rechter, lauschiger Frauenort. Meine Blicke kriechen ordentlich da hinein, statt am Ort der fließenden Rede zu bleiben — und den hier überall herumhängenden Miniaturen in breiten staffierten Rahmen, die zwanzigfach den Raum eines Gemäldes einnehmen, Aufmerksamkeit zu schenken.

Wenn nur der verdammte, dieser würgende Hunger nicht wäre. Ein starkes Stück wahrhaftig, einen Bewerber

neun Stunden über Land fahren zu lassen, um ihm statt Bärenschinken mit Seheiern dumme Geschlechtergeschichten vorzusetzen, denn weiter ist es nichts, was dieser Mensch aus einem Konvolut vergilbter Blätter in tiefster Devotion vorträgt.

... „Sehr mißlich, daß der ansonsten sehr tapfere und edle Herr Fedor Szymunt als Nachfolger im Majorate von Gottesleugnern in der großen Revolution die königsmörderische Aftersweise gelernt und, hoher Ahnen völlig uneingedenk, ein Frauenzimmer dunkler Herkunft, eine Apothekerstochter, zu seiner Gemahlin erheben zu dürfen getrachtet, um solchergestalt seinem Wappen einen unauslöschlichen Schimpf anzutun, woraus denn die Ausstoßung des unwürdigen Gliedes nach Maßgabe der Hausakte zu erfolgen hatte, sehr mißlich, sehr ... sehr.“

Der Kerl tut, als wenn er selber damit vom Pferd auf den Esel gekommen wäre. Was geht denn aber mich die Pillendreherstochter mit ihrem adeligen Galan an? Viel mehr interessiert mich, daß ganz geräuschlos mitten innen ein betrettes Individuum hereingekommen, einen runden Marmortisch, von mattschwarzen Sphingen mit vergoldeten Diademen getragen, hereinrollt und die Früchte der Jahreszeit, einiges Gebäck und Kristallflaschen mit dunkelrotem Wein darbietet.

Mein Gott, und wenn der Patrimonialherr nicht eine Fieber geregt hätte, ich hätte genommen, was da kam. Ich bin ich. Verflucht noch einmal, ich habe Hunger und Durst.

Die Geste der Einladung kam. Er nahm, ich nahm. Bärenschinken oder nicht, ganz gleich. Die ungelabte Coutane

redet und redet ohne einen Blick auf die Herrlichkeiten des Sommers. Es wird nicht besser mit dem Geschlecht der Freiherrn von Wilmowski. Die halbe Karaffe habe ich schon leer getrunken.

Da stopp! Der Freiherr, mit langen, wohlgebildeten Händen beide Löwenköpfe seiner Armlehnen ergreifend, rutscht auf dem Stuhl ganz vornhin, bindet den Kaplan an seinen Augen fest und spricht: „Was Sie da sagen, Kaplan, ist der Anfang vom Ende des Geschlechts. Es sind sechzig Jahre her seit der Revolution. Hand aufs Herz, ist's seitdem aufwärts gegangen mit uns und unsern Sippegenossen in diesem Lande?“

Der Kaplan will in sein Tabouret verschwinden, möchte ein Mäuslein werden, das geistliche Gewand über sein Haupt nehmen — nur nicht antworten.

„Ich weise auf den Kranich in Ihrem Wappen hin, Herr Freiherr,“ lispelt er schließlich. „Auf seinem Brustschild steht: nonnisi gregatim.“

Die Spottfalken des Freiherrn vertiefen sich. „Das genügt mir,“ sagt er, „und nun stärken Sie sich. Der Wahlspruch ist nämlich falsch. Wir haben nie eine Herde gebildet und werden sie nicht bilden. Wir schwärmen zu sehr für die Erhaltung der Karte Europas.“

Des Kaplans Erleichterungsseufzer hör ich durch den Kuchen hindurch, den er mit ziellich gespreizten Fingern in den Mund steckt. Ein ganzes Glas von dem feurigen Roten aus der Kristallflasche stülpt er in einem darüber.

Er ist frei. Ich tauche dem Freiherrn aus dem Brunnen archivalischer Weisheit auf. Den Kaplan sah ich nicht gehen. Er ist einfach verschwunden. Eine ferne Uhr schlägt.

Es wird nun wohl schon Mitternacht sein. Alle Müdigkeit ist weg. In mir brennt ein Feuer. Zwei Männer sind allein im Turnierhof. Kein Zuschauer auf hoher Altane, nicht Fürst, nicht Weib, nicht Knappe und Knecht. Die Visiere sind heruntergeklappt.

„Sie geben mir, Herr Freiherr,“ sage ich, „ich gebe Ihnen. Anders als gleich und gleich ist nicht. Ich kann's dem Herrn v. Rynsburg an edler Geburt nicht gleichthun, nicht in der Kavaliereunst und sonstigen Aventiuren. Ich spiele nicht L'Hombre, nicht Écarté und nicht Whist, höchstens einen schlechten Altenburger Bauernskat. Ich bin eines Müllers Sohn. Aber ich habe studiert, nicht bloß die paragraphos des Landrechts und der Gerichtsordnung und die anderen Papierwülste, sondern das Leben, die menschlichen und himmlischen Dinge, die man kennen muß, um zu richten; die schmalen Wege der Gerechtigkeit und ihre Unbeirrbarkeit durch Gerichtsherrn, wie alt auch ihre Wappen sind. Ich weiß, daß die Patrimonial-Richterei stirbt, heute oder morgen, und daß alles Herumbasteln nichts helfen wird. Wählen Sie mich, so werde ich Ihr letztes Subjekt sein. Dennoch erstrebe ich diesen Wirkungskreis, gerade diesen. Ich habe persönliche Gründe, die ich nicht ausbreiten kann. Ich diene meinem Amte mit allen Kräften, die ich in mir habe. Welche das sind, darüber spreche ich nicht. Sie hatten Gelegenheit, sich dessen zu vergewissern, Herr Freiherr. Ich diene meinem Amte, sagte ich, und damit auch Ihnen, ich nehme aber Weisungen, die meine Richterplicht irgendwie betreffen, nicht entgegen. Ich sage das schon jetzt klar und offen, damit jedem Mißverständnis vorgebeugt sei.“



Ich setze mich und nehme einen Schluck von dem guten Rotzpon. Was wird er sagen?

Er ist aufgesprungen. Seine langen Arme umklammern die Rückenlehne seines Stuhles. Die Spottfalten sind verschwunden. An ihrer Stelle stehen dicke Zornesfalten. Seine braungrauen Augen werfen scharfe Lichter. Ein kühner Haken, springt die Nase aus dem Gesicht. Ich bin nicht überrascht.

„Sie sind ein Mann der neuen Zeit, Herr Oberlandesgerichtsreferendarius Wichura. Sie wittern die Revolution, die uns von den Kartenschlägern angesagt ist. Vor zwanzig Jahren hätte ich Sie auf diese Eingangsrede mit meinen Hunderten vom Hofe geheßt . . . noch diese Nacht.“

Ich schaue gleichmütig auf und nehme einen neuen Schluck. Der Rotzpon ist wirklich gut, und daß die zwanzig Jahre vorüber sind — auch.

„Sie haben die Folgerungen des Vortrags meines Archivars meisterhaft gezogen. Sie setzen in anderer Tonart das Kapitel vom Untergang des Adels fort.“

Ich suche meinen Augen den Ausdruck zu geben: Was geht mich deine Schranze an? Ich folgere nicht aus anderer Leute Thesen.

„Sie sind also mein Feind und begehren dennoch eine Stelle von mir.“

„Sie irren,“ stoße ich dagegen, „Richter sind nie Feinde, Herr Freiherr, sie müssen nur den Mut der Wahrheit und Freiheit haben. Den hab ich. Sie werden auch unglimpfliche Worte von mir gegen Bürger und Bauern zu hören bekommen. Wie's eben not tut. Was sollte ich gegen den Adel haben? Die Deutsche Republik, wenn sie kommen

sollte, wovon viele träumen, wird vielleicht eine größere Gefahr für die Unabhängigkeit der Richter sein als das Patrimonium und die Gentry. Sie sollen nur nicht die Käse im Sack kaufen. Darum spreche ich.“

Der Freiherr ist unbewegt. „Sie wissen wahrscheinlich, daß der Herr v. Rynsburg, Ihr Vorgänger, die Richterei schändlich verlüdert hat und daß ich jetzt keinen andern hier herunter in die verschriene Polackei bekomme als Sie.“

„Ich weiß nichts, als daß er ein Cavalier jenes Schlages war, der zum Nutzen des Adels längst ausgestorben sein sollte. Im übrigen weiß ich den Vorteil zu schätzen, so leicht einen bessern Richter darzustellen.“

„Sie meinen also, daß ich nur ja zu sagen habe.“

„Wie's beliebt, Herr Freiherr. Ich kann die neun Stunden Fahrt auch wieder zurückmachen. Des Hungertuches bin ich einschließlicly des heutigen Abends gewöhnt.“

Er fühlt den Stich bis in die Zehenspitzen, er weiß aber eben so schnell, daß er das Geschehene nicht ändern kann, denn er hat keinen Domestiken zur Hand, der jetzt noch Schinken und Eier servieren könnte.

„Gut, es gilt, Herr Aegidius Wichura,“ sagt er. „Sie sollen mein Patrimonialrichter sein, aber mit derselben Energie, mit der Sie sich als der letzte Richter auf diesem Grund und Boden fühlen, werde ich das Recht des Grund- und Gerichtsherrn und überhaupt jede Prärogative zu erhalten trachten.“

„Das ist mir keine Bedingung, Herr Freiherr. Fehlt nur noch zu sagen, daß ich in der Salariierung das Übliche von 700 Reichstalern preussisch Kourant ohne Nebenvergütung und sonstige Leistungen verlange und daß die Sportel

streng tarifarisch zu gehen haben. Es ist meine Ansicht, daß die Gerichtsuppe nicht teurer sein darf als der Prozeßbraten. Sind wir darin einig, so stelle ich consensus der vertragschließenden Teile fest. Es bedarf nur noch der Unterschrift unter den Vertrag, den ich mitgebracht habe. Hier ist er.“

„Halt,“ ruft der Freiherr, „sind wir auf der Heßjagd oder zu totenstillen Nacht im Schlosse zu Przonosna?“

„Sie beliebten mir die Zeit so einzuteilen, daß es Nacht werden mußte, und wenn es abzureisen gilt, möcht ich den aufkommenden Morgen nicht verfehlen.“

„Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß meine Frau als Miteigentümerin dieser drei Rittergüter eingetragen ist, deren Patrimonialrichter Sie werden sollen . . .“

Mich plagt der Teufel. Ich spreche fest: „So bitte ich dennoch die Angelegenheit noch in dieser Nacht zu Ende zu bringen.“

„Herr!“

Der Freiherr wird brandrot im Gesicht, er nimmt die Weinkaraffe um den blinkenden Kristallhals. Will er mir die Hirnschale zertrümmern?

Nein. . . mehr. Er geht an den Waffenschrank, durch dessen Glasfenster die dunkel polierten Gewehrläufe schimmern. Er zieht an einem Seitenschube, nimmt einen schwarzen Kasten heraus. Kein Wort sagt er, wie er ihn auf den Marmortisch stellt. Es ist, als ob die tragenden Sphinge sich aufbäumten, um über die Tischkante zu schauen. Er öffnet. Da liegen zwei wunderschöne reichverzierte Pistolen, prachtvolle Arbeit eines fernen Waffenschmieds. Die werden, denk ich, schon manchemal im

Büchsenlicht auf erzürnte Kavaliherzen gerichtet gewesen sein und rühre mich nicht von meinem Armstuhl.

Er nimmt die eine und ladet. Langsam und umständlich. Formt den Papierpfropf und stopft ihn gründlich in die Mündung. Sagt noch immer kein Wort. Ich auch nicht. Was soll das Spiel? Sind wir an den Quellen des Susquehanna?

Es scheint so. Er geht aus Fenster, zieht den Vorhang zurück. Der Johannismorgen dämmt auf. Es mag zwei Uhr sein. Reißt das Fenster auf. Ein Blitz, ein Knall, er hat hinausgeschossen. Der Schall bricht sich an vielen Stellen. Vögel flattern erschreckt auf. Kettenrasseln klingen aus den Ställen. Hunde schlagen an. Er kommt zurück und legt die Pistole wieder in den Kasten. Ist nun ganz ruhig oder tut so, legt sich gemächlich in den Sessel zurück und wartet mit dem Blick in den grauen Morgen.

Leben kommt in den Hof. Man hört rufen. Fenster klirren. Das erschreckte Gesicht eines Bedienten stiert herein. Dann wird er beiseite geschoben. Im weißen Nachtgewand, ein Spitzenhäubchen lose auf dem Haar liegend, stürzt eine Frauengestalt herein, hält an, ringt die Hände und steht fassunglos vor dem Freiherrn.

O lieblichste Lieblichkeit dieser Juninacht! Wer hätte gedacht, daß sie solches und schöneres berge als die Rosenbüsche, die sich um diese Zeit mit Tau beperlen? Wie sich die Brust bewegt unter den leichten Hüllen, wie sie angstvoll zu ihm aufschaut, als müsse sie blutende Wunden an ihm finden.

Der Freiherr umfaßt die bebende Gestalt. Er sieht mit hochmütig-verächtlichem Blick über mich hin. Sie sind

wie eine Laofoongruppe und ich bin die Schlange, die sie umwindet.

„Dies ist Herr Oberlandesgerichts-Referendarius Aegidius Wichura,“ spricht er mit spöttischer Betonung, „der es so eilig hatte, den Richtervertrag mit uns zu schließen, Uda Lovisa, daß er den Morgen nicht abwarten konnte. Um seiner Eile zu entsprechen, mußte ich dich mit der Pistole wecken.“

Ich stammele Entschuldigungen, bin im Augenblick geneigt, einen Fußfall zu tun, besinne mich sofort, daß dieser Juninacht Verwirrung schon groß genug ist und sehe mit Befriedigung die Wogen dieser schönen Brust sich allmählich glätten. Ihr Blick streift über mich hin, als wäre ich der weiße Hirsch, der drohend mit gesenktem Geweih aus der Morgendämmerung tritt.

Sast ruhig schon und ohne Vorwurf sagt sie zu ihrem Gemahl: „Und was rätsst du mir, Damyom?“

„Ich rate dir anzunehmen. Wir werden trotz mancher Gegenfäße in Herrn Wichura eine unvergleichliche Energie finden.“

Ich höre schmerzvoll scharf. Die Waffen sinken an mir hernieder. Wie hätte ich jetzt wieder den Streit eröffnen wollen, ohne dieser geängsteten Frau verächtlich zu werden?

Noch in derselben Morgenstunde wird der Vertrag unterschrieben. Ich verbeuge mich. Die beiden sehen mich nicht mehr. Der verschlafene Diener im Vorzimmer bringt mich durch die dämmernden Korridore in mein Zimmer.

* * *

So, da wäre ich. Ich stoße die Fenster auf. Über die Wipfel der Parkbäume kommt es grellrot herauf. Musik ist in der Farbe. Ich höre die Sonne kommen. Ihre Strahlen singen Kantilenen. „Wolken strömen herauf. Sichtbar ist, der kommt, der einzige.“ Heller Hornruf kündigt ihn. Dieser Johannismorgen ist er und sein Werk zugleich. Er ist der anschwellende Duft von drüben her. Durch die Stämme der Parkbäume schimmern goldene Kornbreiten. Sie stimmen behaglich schreitenden Ganges in die Weise ein. Triebe wilden Weins wuchern in Akkorden zu mir empor. Kühl und feucht fühlen sich seine jungen Blätter an. Ich lege eines auf die heiße Stirn. Das tut so wohl. . . so wohl. Kommt' ich's nur auch auf mein geöffnetes Herz legen, seinen wilden Schlag zu besänftigen. Ich rufe die Ulmen drüben zu Hilfe, die dunklen, starken, frühwindrauschenden. Sie sind die Harfenbässe, die von den schüchtern suchenden Sonnenstrahlen klingend gestrichen werden. Die Wachtel im Korne schlägt „Pitterwitt“, erst leicht und leise, dann lauter und jubelnder, mit jener Stärke, die aus der Sonne quillt.

Was habe ich getan? War nur ein Ton meiner sanften, verhaltenen Luise in mir, als ich diese Nachreden führte? War mein Ich nicht aufgezehrt von einem Wilden, das in mir schlummerte, das ich selbst nicht kannte? War's Wildheit des Hungers? So vielleicht gebiert sich die Revolution, die er kommen sieht. Ich habe sie nicht gedacht, nicht gewollt und nicht empfangen, ich habe nur so in die Poren gesogen, was eines Richteramtes Sinn und Wesen ist, und habe verteidigt, obwohl ich nicht angegriffen war. Er trat heraus wie das Baumharz, das die Rinde durch-

bricht, als er mir und meinem Stande Nichtachtung zeigte. Und wußte doch so wenig von ihm. Er hört den Odem der Zeit. Das ist schon viel. Vielleicht ist er mehr als der Bewahrer von eisernen Hosen und Wappenschildern, vielleicht verachtet er sie selber, wenn sie nicht Aufstieg anzeigen. Was weiß ich? Er hat die Liebe einer schönen Frau, die er mit einem Pistolenschuß aus dem Bette jagen und an sein Herz legen kann. Kann ich das?

Uda Lovisa! Das ist ein Name.

Wir werden noch viel zu denken haben, Herr Patrimonialrichter von Przonosna-Lekartow und Gieraltowiz, mehr noch zu handeln und gerecht zu sein und weniger pomphaft zu reden.

Ach, ich bin so müde. Dengle du nur weiter dort drüben deine Sense, Bauer, und richte dein Tagwerk. Das Meinige war heut schwerer als dein Gestriges und Heutiges zusammen. Wohl säte ich mir selber Drachen. Ich schlafe schon. . . . Ob ich den Frack wohl ordentlich hingehängt habe? Was wird Luise sagen? Luise, Lovisa. Ich kann sie nicht unterscheiden. Sie gehen Hand in Hand durch die Kornbreiten drüben. Ihre Häupter schwimmen auf dem goldenen Grunde. Sie neigen sich gegeneinander. Sie reden anmutig und leise.

O, du verfluchte Redseligkeit, du unselig flatternde Zunge. Megidius, sprich: verfluchte Redseligkeit.

Ver... fluch . . . te . . . Red . . .

* * *

Der Freiherr hat einen reitenden Boten noch ums Morgenrot an die Station der Wilhelmsbahn geschickt, wo man

erst im vorigen Monat eine Telegraphenstation einrichtete. Was wird sich Seine Erzellenz, mein höchster Chef in Berlin, wundern, wegen einer so unbedeutenden Sache, als die Bestätigung eines Patrimonialrichters in Oberschlesien ist, frühmorgens mit dieser neumodischen Telegrapheneinrichtung belästigt zu werden. Seine grauen Locken werden ins Schütteln geraten. Was sich diese Herren vom Landadel eigentlich denken! Was muß das für ein toller Kerl von Patrimonialrichter sein!

Ich bekomme ein reiches Frühstück aufs Zimmer. Die Spiegeleier mit Speck sind nicht zu verachten. Mehr Speck als Ei, wundervoll kräftiges Landbrot, russischer Tee von köstlichem Aroma. Dazu eine silberne Zuckerdose, die ich liebhaben kann. Ein adeliger Bierat. Ich drehe sie rechts und links, das Adelswappen oder wenigstens die Freiherrnkrone zu entdecken. Nein, da ist nichts. Nur ehrliche Arbeit eines Handwerks-Künstlers. Diana beugt den lieblichen Mädchenkörper zurück, den Jagdspeer zu werfen. Könnte sie nicht so aus den schattigen Ulmen dort drüben treten? Ei, das wäre!

Brennheiß scheint die Junisonne herein. Sie will mir alle Bedenken über das Wiederbegeggen fortscheinen. Nun mal erst Unbefangenheit anfrühstücken. Dann die letzte Hand an die Krawatte. Die Vatermörder gleichmäßig herausgezupft, das etwas volle Kinn cum gravitate hineinversenkt, die Handschuhe angezogen, mit dem Frackärmel den Seidenhut liebevoll abgewischt und dann . . .

Den gestickten Glockenstrang lasse ich wieder fahren. Ich will doch lieber selber den rechten Ort der Vorstellung und

Entschuldigung suchen. Eine Seele wird zu finden sein, die mich weist und meldet.

Gnädige Frau, werde ich sagen, ich bin untröstlich, die schuldige Ursache der Störung Ihrer Nachtruhe gewesen zu sein, und ich hoffe, daß der Zwischenfall nicht von vornherein ein Verhältnis zu trüben geeignet sein wird, dessen gute Ausgestaltung mir mehr am Herzen liegt, als es nach den Ereignissen dieser Nacht scheinen möchte.

Erbärmlicher Schwulst! Das ist Claren oder der Mann im Monde. Unsinn!

Der Mann mit der Stocklaterne pußt jetzt Silber unter einem Vordach im Hofe. Auf Anruf hört er erst nicht. Er hat, scheint's, Appell nur für seinen Herrn. Endlich merkt er auf und pfeift zwischen Zähnen ein Mädchen an, das in bauschigen Röcken mit einem Blumenkorb durch den Hof schreitet. Unter dem weißen Kopftuch plinkt es munter hervor. Sie setzt den Korb nieder und schaut herauf, als wäre es ein besonderes Glück, als erste den Menschen zu schauen, der, kaum angekommen, durch einen nächstlichen Pistolenschuß das Schloß alarmieren konnte.

Jawohl, sie werde mich melden, sagt sie zu mir herauf, und schlägt, derweil ich mit Wohlgefallen auf sie herunter schaue, die Augen nieder. Ich muß unwillkürlich an den Herrn v. Rynsburg denken. Neuer Mann, neues Spiel. Vor dem Neuen schlägt man auf jeden Fall erst einmal die Augen nieder. Wer schon in der ersten Nacht schießt, vor dem heißt es auf der Hut sein.

Ich setz mich derweil in die Vorhalle zu dem Meister Pech, der mich gestern als erster begrüßte, und meditiere im Schweifen der Augen über diese neue Umgebung. Auf

Schritt und Tritt Folgerungen ziehen, Zusammenhänge erkennen, ist die Aufgabe des Juristen. Es kommt aber zu keinen Erkenntnissen. Schon erscheint die Jungfer an der Pforte, die nach dem Inneren führt, und macht wortlos und verschämt den Kniz der Einladung. Wir steigen zum ersten Stock empor und wandern in einen halbdunklen Flur hinein. Sie klopft an einer Tür. Ich werde zum Eintritt aufgefordert, und da stehe ich schon, den Seidenhut vor dem Leibe, halb geblendet in dem sonnenerleuchteten Damenzimmer.

Fast ist es wie gestern. Der Besucher findet einen anderen vor. Der trägt einen roten, langen Rock mit blanken Knöpfen, kurze Sammethosen, weiße Strümpfe. Seine runde Perücke ist gepudert. Aus der Seitentasche der langen Schößweste, die sich über den ansehnlichen Globus seiner vorderen Körperlichkeit spannt, hängt eine Uhrkette mit Verloques verschiedenen Kalibers, und in der Hand wiegt er leger einen Rohrstock mit schwergoldenem Knopfe. Ich stoße in den Redestrom eines beweglichen Mundes. Die Freiherrin, halb liegend in einem bunt überzogenen Ruhesessel, ein Negligehäubchen von französischem Battist auf dem Haupt, weiß es, winkt mir müde und ergeben, aber nicht unfreundlich mit der Hand nach einem anderen Sessel, und ich lasse mich nieder.

Der Besucher merkt in seinem Schwall nicht auf meinen Eintritt. Er spricht ohne Unterbrechung weiter: „Wie ich schon sagte, Baronin, pas d'importance. Ein bißchen trockene Hitze in den Händen, frequentes Pülschen, ein wenig Mondschein auf den edlen Wangen, wie das so ist bei empfindsamen, schönen Frauen. Belieben Sie einen

terminus technicus bitte, da ist er. Er läuft mir von Anbeginn unter der Perücke herum. Febricula nervosa nennt man das Dingsda, durch diese kleine Nachtaffäre kompliziert und exazerbiert. Können sich bedanken bei dem gewiß nicht sehr edlen Herrn, der die Bühne seiner neuen Laufbahn mit einem échec betreten zu wollen scheint. Ruhe, Gnädigste, Ruhe, und noch einmal Ruhe! Schleimsuppe früh, mittags und abends, zum Nachtmahl ein Gläschen von dem vorzüglichen Chambertin des Herrn Gemahls, Fernhaltung erregender Ursachen, insonderheit jenes seltsamen Herrn, aber sichtlich kein Alderlaß indiziert. Gut, gut, sehr schön. Ich wette heut schon einen Brabanter Taler, morgen, morgen . . .“

Es mußte mir etwas Lächerliches in die Kehle gekommen sein. Ein Räuspern befällt mich. Der Redner stockt, sieht den fremden Menschen halb hinter sich im Lehnstuhl sitzen, den Seidenhut auf den Knien balancierend.

Die Freiherrin lacht moquant auf. „Darf ich Ihnen, Doktorchen,“ sagte sie, „den nicht sehr edlen und seltsamen Herrn, von dem Sie sprachen, vorstellen? Herr Aegidius Wichura, unser neuer Patrimonialrichter, Herr Dr. Michael Sonneß, unser lebenswürdiger Hausmedikus.“

„Ah, charmant, charmant,“ fährt der Doktor ohne jede Befangenheit fort, „der neue Herr Patrimonialrichter, freut mich ungemein, schon so bald die werthe Bekanntschaft des Herrn zu machen. Nicht sehr edler Herr, seltsamer Herr, sagte ich so? Haha, guter Witz! Exterieur spricht dezidiert dagegen, Herr Patrimonialrichter. Kompliment, mein Herr. Wer wüßte männliche Kraft besser zu schätzen als Ihr ergebenster Dr. Michael? Die Schöpfung fing

auch mit Sansfaren an, nur nachher, o weh! Na ja, wir medici wissen ein Lied zu singen. Wünsche ergebenst den allerbesten Succés zur Nachfolge des sehr ehrenwerten Herrn v. Rhnsburg. Ja, ja, ja . . . mit Richtern ist nicht zu spaßen, frage mich schon jezt bestens und a priori in die Matrikel der Verehrung der Frau Justitia ein.“

Er setzt einen Punkt, um aus der Schoßweste die silberne Tabakdose und aus dieser eine gewaltige Prise Spaniol zu holen, macht eine elegante Wendung, um die Einverleibung unserem Gesicht zu entziehen, tänzelt dahin und dorthin und macht unter unzähligen Worten eine erhabene und zugleich devote Geste nach der Freiherrin, eine sichtlich um die Hälfte reduzierte nach mir hin und verschwindet rückwärts zur Tür hinaus.

Die Freiherrin hält das Spitzentüchlein vor den Mund. Als die Tür zuklappt, lacht sie hell auf und reicht mir die Hand. „Frieden, Frieden, nicht wahr, den bringen Sie mir, Herr Patrimonialrichter. Bei Tageslicht ist alles um die Hälfte so schlimm als in so törichter Sommernacht. Sehen Sie diesen spasshaften Doktor und erkennen Sie, daß man dies Land hier nicht allzu tragisch nehmen darf.“

Ich bin noch nicht erholt von der Bestürzung, nun gar noch Ursache der Erkrankung der Freifrau zu sein, murmle Bruchstücke der vorgesezten Entschuldigungsrede und empfangen ihre mandelduftende Hand mit der Versicherung, daß diese Unpäßlichkeit auch ohnedies gekommen wäre, da sie sich gestern bereits angemeldet hätte, ansonsten des Ankömmlings nach beschwerlicher Anfahrt gewiß besser gedacht gewesen wäre.

„Und nun lassen Sie uns Menschen sein, Herr Wichura,“ sagt sie schließend. „Sie werden Gründe für Ihr Verhalten gehabt haben, und mein Bärlein von Gemahl . . . je nun, Herr Patrimonialrichter, ich will Ihrem Richterblick nicht vorgreifen. Sie werden selber sehen. Bedenken Sie nur immer, wir sind in Oberschlesien, und das ist fern von . . . na, Sie kennen den Spruch des großen Geheimrats von Weimar. Es ist manches anders hier als sonstwo.“

O Uda Lovisa!

Ich habe gewiß ein dankbar verehrendes Gesicht gemacht und sie sieht den Fußfall, auch wenn er nicht gemacht ist. Nachdem ich noch erfahren, daß der Freiherr schon früh zu einer Holzauktion nach Rauden aufgebrochen, wo er mit dem Herzog, dem größten Nimrod von Oberschlesien, zusammentreffe, will ich mich, da ich schon allzulange im Krankenzimmer verweilte, verabschieden.

„Bitte, bleiben Sie,“ sagt aber die Freiherrin. „Man muß als Landfrau von so kleinen Zufällen nicht so viel Aufhebens machen, und daß Sie den Dr. Sonneß bei mir angetroffen haben, ist nicht meine Schuld. Seien Sie so gut und erzählen Sie mir nun von Ihrer Familie.“

Nun kommst du dran, liebe Luise. Das erste Mal, daß du hier erscheinst. Wie soll ich dich hineinstellen in dieses Haus, vor diese fremde Frau, die ich im ersten Anlauf beleidigte und von der ich selber noch lange nicht weiß, wer sie ist, ob ich gleich vor Verehrung überquelle? Und die Redseligkeit? Eben hörte ich ihren schauerhaften Ausdruck.

Bekümmert mag mein Gesicht wohl ausgesehen haben. Ich stocke, ich weiß nicht, wie ich diesen hellbraunen

fragenden Augen ausweichen soll, und so senken sich die meinen unsicher auf ihren Fuß, der sich zart und spitz auf dem Alhambradessin der Fußbank abzeichnet. Wie blöd ich scheinen muß!

Schreckliche Pause . . .

Beräusch. Die Lür springt auf, und herein stürmt ein braunlockiger Knabe von etwa zwölf Jahren. Ungestüm wirft er sich, ohne des Besuchers zu achten, der Freiherrin an die Brust. „O Mama,“ ruft er, „Sie sind nicht krank. Nischka lügt. Sie waren früh an meinem Bett. Ich weiß es noch. Ich habe nur halb geschlafen.“

Die Mutter beruhigt, duldet einen Augenblick die stürmischen Liebkosungen des Knaben und wendet ihn dann herum, damit er des Besuchers ansichtig werde. Mit wild abwehrender Bewegung dreht er sich zur Schulter der Mutter zurück.

Ein Kind, ein Kind im Hause, denke ich, und etwas jubelt in mir.

„George ist sehr ablehnend gegen Fremde,“ entschuldigt die Freifrau, „wir haben Mühe mit ihm.“

Gut, gut; aber das wäre das erste Mal, daß mir ein Kind absagte, und aus einem inneren Antriebe heraus, für den ich keinen Namen weiß, sage ich nur: „George!“

Der Knabe wendet, noch an der mütterlichen Schulter liegend, ein Auge auf mich, ein schönes, braunes, leidenschaftliches Auge. Sein ganzer Kopf bekommt einen Ruck nach mir hin. Erstaunen liegt in seinen Zügen. Er greift noch einmal wie suchend nach dem Halse der Mutter, läßt gleich wieder los und verbindet seine Hände unschlüssig miteinander. Nun steht er nur noch leicht an die Knie der

Mutter gelehnt. Ich strecke die Hand nach ihm aus. Seine Rechte hebt sich mir entgegen. Es sind drei Schritt bis zu mir. Er tut einen, den zweiten, den dritten. Er ergreift meine Hand. Ich brauche nicht zu ziehen. Er folgt willig. Seine klaren Augen forschen in meinem Gesicht.

„George,“ sage ich, „wir wollen Freunde sein.“

„Ja,“ spricht er, „aber wer bist du denn?“

Ich sag es ihm.

„Und du bleibst hier bei uns?“

„Ja.“

„Du gehst nicht wieder fort?“

„Nein!“

„Das ist schön. Willst du mit mir spielen?“

„Gern, George, wenn ich Zeit habe.“

„Hast du jetzt Zeit?“

„Ja, George, jetzt hab ich Zeit.“

„So komm!“

Die Freiherrin weiß sich vor Staunen nicht zu fassen. Sie hat das noch nie erlebt. Sie versucht einen Augenblick dem Andrängen des Kindes gegen mich zu wehren. Es ist ganz nutzlos. George ist fest an mir. Er hat schon seinen Arm in den meinen gehängt. Der Kaplan, der gestern abend den Archivar vorstellte, meldet sich, George zum Unterricht abzuholen. Es ist ganz unmöglich, den Knaben von mir zu lösen.

Und ich lache, lache, lache, zum ersten Mal in diesem Hause. Befreit von aller Befangenheit, beruhige ich die Freiherrin und den geistlichen Hauslehrer. Solle nur der erste Tag meines Hierseins im Zeichen des Kindes stehen, sag ich, und zudem sei es gut, daß ich nun einen kundigen Führer

hätte, der mir zeigen könne, was ich doch einmal kennen lernen müsse.

Da sind wir schon aus dem Zimmer. Den Seidenhut schwenke ich weit aus. Die Frackschöße fliegen. Erst geht's im Sturm auf mein Kavalierzimmer. Ich werfe den feierlichen Plunder herunter. Was soll mir das? Am liebsten ginge ich hemdsärmelig, aber das paßt sich nicht für den Patrimonialrichter. George ist geduldig. Er sieht, daß ich so nicht für ihn taue. Ich stürze den Mantelsack um, daß meine ganze dürftige Equipage herausfällt. Er ist entzückt und findet eine grobkarrierte schäbige Hose als für unsere Zwecke geboren. Die soll ich anziehen, dazu einen braunen Flausch.

„Und auf den Kopf?“ fragt er, als er da nichts Passendes findet.

„Nichts, George! Der Sommer ist selber eine bunte Mütze. Die setz ich mir auf.“

George versteht und lacht sich scheckig. „Gut, setz dir den Sommer auf. Das ist fein.“

Die Umwandlung ist schnell geschehen. Wir brauchen keinen Kammerdiener. George hilft mir sogar, mich aus den brüchigen Eskarpins schälen. Ein wüster Jahrmarkt bleibt zurück. Was kümmert's mich?

Draußen warten liebe Gesellen, rauschende Bäume, singendes Korn, Blumen und Vögel und der ganze Hof mit Hüh und Hott, Gebrüll und Gebrumm.

* * *

Wenn ich diesen Tag in hundert Teile teile, so würde, erzählt, nur ein Teil von den hundert auf dem grauen

Rücken dieser Blätter Platz finden. So viel hatte ich noch an keinem Tage meines Lebens gelernt. Das soll aber jetzt hübsch verteilt werden und langsam herauskommen, denn wenn ich alles recht betrachte, so ist mein Wissen ein Schloß von dreimal so viel Zimmern, als sich in dem steingeborenen zu Przonsna finden, und ich werde doch wohl noch in jedem einmal zu weilen haben, am liebsten mit George, meinem wilden, jungen Freunde.

Wir fischten gerade eine schöne, weiße Seerose von dem dunklen Schloßgraben im Park, als die Mittagsglocke rief. „Erst muß die Rose unser sein,“ sag ich in meinem Jagdeifer, indes ich, von einem schwanken Baumast gehalten, mit den krachenden Grobkarrierten wagerecht über der Wasserfläche liege. George hält den braunen Flauch und stemmt sich mit den Stulpenstiefeln in den moorigen Grund.

„Noch eine Handbreit . . . noch eine . . . jetzt . . . jetzt! Hurrah!“

„Wer bekommt die Seerose, George?“

„Das weißt du doch.“

Wir nickten uns zu, als wenn wir es gesagt hätten, und wir legen sie als Entschuldigung für unser verspätetes Kommen gemeinsam bei dem Teller der Hausfrau nieder. Jubelnd will George erzählen. Der Kaplan schlägt das Kreuz und sieht den Knaben drohend an. Er wird blutrot. Seine Hand berührt mechanisch Stirn, Mund und Brust. Die betende Stimme verliert sich dann aber gleich in ein Murmeln, denn seine Gedanken sind schon wieder draußen in der Sommerluft.

Es ist ein todbetrübter Blick, den er mir zusendet, als ihn der Kaplan gleich nach Tisch mit sich wegschleppt.

* * *

Wir sind allein, Freiherrin Uda Lovisa und ich. Ich sehe, wie sie forschend über mich hinschaut. Sie kann den Nacht- und den Tagmenschen nicht zusammenreimen. Nimmt sich vor, den der Nacht nicht wieder herauszufordern. Will meine Stange halten, wenn die großen und kleinen Schwierigkeiten kommen werden. Dabei ist das neckisch benannte Sieberchen gewiß noch nicht von ihr gegangen. Sie ist blaß und hat nur mit Überwindung einige Löffel Schleimsuppe genossen, derweil wir gewaltig einhieben.

„Ihr hoher Chef stimmt zu,“ sagt sie jetzt. „Die Antwortdepesche ist eben angekommen.“ Sie zieht das Papier aus dem perlengestickten Pompadour.

Ich atme schwer. Der Würfel ist gefallen. Der Herr Minister muß wissen, was er tut. Wunderbar, wie das so schnell gegangen ist. Meine nächtliche Eile bekommt damit erst recht keine Rechtfertigung. Zusammenhänge, Zusammenhänge!

„Dann werde ich also heut nachmittag die Zimmer des Herrn v. Rynsburg herrichten lassen, Herr Patrimonialrichter?“

„Wie?“ frage ich aus schweren Sinnen heraus.

Die Freiherrin wiederholt.

Ich springe auf. „Nein, gnädige Frau, ich kann hier nicht wohnen.“

Warum bin ich denn nur gleich so heftig? Sie ist Patientin. Ihre bleichen Wangen sollten mich linder machen.

„Dem Herrn v. Rynsburg hat es fünfzehn Jahre gepaßt, Herr Patrimonialrichter,“ sagt sie leise und will ohne Vorwurf sein.

Ich dämpfe mich, schraube mich tief herunter, spreche schon, ehe ich die Zunge gebrauche: Verstehst du mich denn nicht, verehrungswürdige Frau? Willst du denn meine Partie nicht ganz halten? Ich muß doch Richter zwischen euch und euerm Cassen und Kossäthen sein, wie kann ich da in euerm Hause wohnen, an euerm Tische sitzen und auf eure Freundwilligkeit angewiesen sein? Und wenn ich Richter trotz allem sein könnte, kommt es nicht auch auf den Schein der Gerechtigkeit an?

Sie sieht mir den Kummer an. Sie möchte mir helfen, aber sie versteht mich nicht. Sollte ich nicht eben mit dem Herrensohn, als wär ich sein Vetter? Hörte man solche Worte von diesem Herrn v. Rynsburg, der unbedrückt von solchen Lasten anderthalb Jahrzehnte hier mit dem Recht schäkerte?

Nein, ich kann dieses Gespräch nicht fortsetzen, ich kann meinem Richterherzen nicht Einhalt gebieten. Nicht um ihretz, nicht um Georges willen. Ich küsse ihr die Hand und bitte, mich verabschieden zu dürfen, weiß gleicherzeit, daß ich mit dem Freiherrn noch viel schwerere Arbeit haben werde.

„Sie werden bald finden, daß Sie nirgends wohnen können als hier bei uns. Und was wird Ihre Frau sagen, wenn Sie ihr die anderen Unterkünfte zeigen?“

Meine Frau? Ach, Freifrau, was weißt du von meiner Frau?

Die Tür fällt ins Schloß.

* * *

Die Gerichtsstube ist im Rentamt. Es soll mein erster Gang sein, die Verlassenschaft des Herrn v. Rynsburg kennen zu lernen. Ich gehe um das Schloß herum und schau es wie zum ersten Mal. Im Sonnenglast dieses Georgemorgens habe ich es ganz übersehen. Wahrhaftig, das ist schon etwas: auf der Sonnenseite dreiundzwanzig Fenster Front in einem einzigen Flügel. Da sind gewiß hundert Zimmer im Schloß. Wer wohnt darin? Wer braucht sie?

Von dem Baugeschmack kann man dies und das sagen. Mir gefällt's. Es ist in jener Zeit gebaut, da Versailles diktierte. Muscheln und Blumengehänge von Stuck an den Fenstern; der Balkon über dem Portale von gewundenen, mit Blumenwerk überladenen Säulen getragen und mit zopfigen Sandsteinstatuen geziert; Schnörkel an den Ecken, Schnörkel am Dach, Schnörkel überall. Aber die pausbäckigen Amoretten und Tritone des Stucks, die Malerei und Vergoldung auf den Wandflächen lachen mich an. Mir ist, als wenn ich zu anderer Zeit wieder lachen könnte.

Nur jetzt nicht. Dem Schloß den Rücken!

Das ebenerdige Rentamtsgebäude ist feucht. Man sieht's von außen, daß die Fenster verdreht sind. Dabei zeigen die Sgraffitofeste über den Fenstern, daß man auch hier einmal an Kunst gedacht hat. Nun ja, die Zeiten sind verschieden. Die Besitzer auch. Und das Haus des Rechts ist keine Stätte des Vorzugs.

„Rentamtskanzlei und Gerichtsstube“ lese ich. Ich denke, daß beides getrennt ist, wie die Worte getrennt sind. Fehlgeschossen! Anwesend ist nur ein klunfriges, grünbefraktes

Männchen an einem Stehpult. Die offene Horndose neben sich, schreibt er mit quiettschender Gänsefeder. Das ist der Rentmeister und Gerichtsschreiber in einer Person. Roman Mazurek heißt der Brave und ist selbstverständlich auch noch Dolmetscher der polnischen Sprache.

Der nächtliche Pistolenschuß ist hier schon auf meinem Konto eingetragen. Das Männchen ist bei meinem schnellen Eintritt erschrocken auf mich zugesprungen. Mit der Gänsefeder in der Hand dienernd, heißt er mich ein über das andere Mal einen gnädigen Herrn Patrimonialrichter und hätte mir die Hand geküßt, wenn ich sie nicht schnell genug in die Tasche gesteckt hätte.

Die Akten des Gerichts will ich sehen, die Register, Sporteltabellen und Terminsverzeichnisse, die Hypothekensbücher, die Stempeltarife, die Kassennachweise, die Gemarkungskarten, die Gesessammlung . . .

Das ist zu viel, viel zu viel. Ein Zehntel hätte das Männchen schon zur Verzweiflung gebracht, denn hier geht's noch mit dem Holzpflug über den Rechtsacker. Ich will mich selbst bedienen, greife in die verstaubten Fächer, greife natürlich fehl. Es sind Rentamtsachen. Darunter liegt . . . ja zum Teufel noch mal, das sind ja wieder Gerichtssachen. Was ist denn das für eine Ordnung?

Das Männchen weint; weint richtige zitterige Tränen, die über die Auffschläge des grünen Fracks wie eine Kaskade stürzen. Wenn ich erst alles wüßte . . . „Ordnung ist hier nie gewesen. Das kennen wir nicht und das brauchen wir nicht, sagte der gnädige Herr v. Rynsburg. Wir sollen froh sein, wenn wir vor dem Termin noch rechtzeitig die Akten finden, sagte der Herr v. Rynsburg. Ja und wenn's

nicht ist, ist's nicht. Da kommen die Leute eben ein andermal wieder, wenn wir nicht gerade auf der Treibjagd sind oder was zu saufen haben, sagte der Herr v. Rynsburg.“

O Gott, o Gott!

„Wann war die letzte Visitation hier, Herr Roman Mazurek?“

Bei dem „Herr“ der Anrede knickt er demütig zusammen, kramt und kramt in alten Kalenderscharteken. Endlich: „Zu Martini im Jahre des Heils 1842, als wir hier das große Sterben hatten — Jesus erbarm dich! — und noch dazu Treibjagd, gnädiger Herr Patrimonialrichter. Lagen nicht da fünf Sauen, drei Hirsche, 295 Hasen und zehn Kaninchen auf der Decke? Waren da nicht fünfundzwanzig edle Herren, darunter der wohlgeborene Herr Visitationrichter aus Ratiborze? Hat es nicht ein Fest von drei Lagen gegeben mit vinum bonum hungaricum und einer ganzen gebratenen Sau?“

Freilich, das hat er sich besser gemerkt als das Visitationsergebnis. Aber das hilft nun nicht. Es ist heiß. Ich werfe den Rock ab und fange an, ein Fach zu leeren und den Inhalt vor mich hinzulegen. Das Männchen steht zitternd dabei und starrt mich ratlos an. Der braune Tabaktropfen an seiner Nase rinnt auf seine Weste. Er merkt es nicht.

Ich studiere die Schriften. „Hier dies Protokoll ist nicht abgeschlossen. Der Herr v. Rynsburg ist über alle Berge. Das ist also ungültig. Hier fehlt eine ganze Seite. Da sind die drei Kreuze des Halbbauern Vincent Bodina nicht vidimiert. Im Pfandkontrakt des Anton Sieja ist die Verfügungsfähigkeit der Kompargenten nicht bescheinigt. Aus diesem Mortifikationsattest ist nicht ersichtlich, ob ein

Präklusionsurteil ergangen ist. Wo ist die Vermessungskarte zu dem Protokoll über die Grenzrenovation zwischen den Bauern Jenzierski, Bulla und Malcherczyk? Natürlich nicht da. Über das Tagprotokoll der Herrschaft Lektow ist eine halbe Flasche Linte ausgegossen. Warum ist das nicht erneuert? Der Stempel für das Kautionsinstrument Badura ist falsch berechnet, selbstverständlich zu hoch. Auf die Sporteln sehe ich schon gar nicht mehr hin. Was ich sehe, ist falsch. Nichts als Überhebungen. In wessen Tasche sie nur geschlossen sind? Was haben wir denn da neben den Excrementen einer Maus? Einen Liebesbrief an den Herrn v. Rynsburg. Gott's Donner! Hier lesen Sie: „Deine Dich bis in den Tod liebende Anuschka“. Punkt, Fettsleck! Die Arme! Bei den Mäusen hat er sie begraben und vergessen. Wir werden jetzt erst mal Treibjagd auf Mäuse machen, und Sie, Herr Gerichtsschreiber, werde ich für das Justizministerium daguerrotypieren oder silhouettieren lassen.“

Herr Roman Mazurek hat nur ein Wort festgehalten. „Anuschka, Anuschka,“ lispelt er stumpfsinnig vor sich hin. Er ist weich in den Knien geworden und hält sich am Stehpult fest.

Die Jungfer von heut morgen kommt, mich zum See auf den Laubenhügel im Parke zu laden. Ich schicke sie weg, ich hab keine Zeit. Ich wühle im Dreck. Mein braunlockiger George flüßt herein: „Onkel Aegidius komm, du bist ein Schmutzfink, Mama wird dich sauber machen.“ Ich muß lachen, schwenk ihn trotz meiner furchtbaren Hände herum. Aber dann muß er wieder fort. Er geht mit Tränen, kann den Morgen nicht vergessen. Draußen lockt und lacht der

bunte Sommer. Na, George soll mir einen Laubfrosch fangen. Das soll mein Anteil für heut Nachmittag sein. Die Nacht bei der blakenden Rüböllampe ist noch lang geworden. Roman Mazurek hab ich nicht aus den Klauen gelassen. Er hat nichts zu essen bekommen, der Lump. Alles auf den abwesenden Herrn v. Rynsburg schieben, was? Ist jeder ein Lump für sich. Wart, ich werd' dich! Und was magst du alles in deine schäbigen Fracktaschen gesteckt haben?

* * *

Ich hab kurz und gut geschlafen, bin frisch und vergnügt, soweit ich's sein kann. Was so ein Pflicht- und Arbeitstag für Ruhe in den Korpus bringt! Zeitig bin ich heraus, hab unten nur den in der Mitte geknickten Stocklaternenmann, den man hier seltsamerweise „Hausoffizier“ benennt, getroffen. Er muß mir schnell ein Frühstück beschaffen. Ich ziehe, da es feste regnet, meine alten Studententanonnen an. Gut, daß ich sie mitgenommen habe, denn von den Landwegen habe ich schon eine Ahnung bekommen. Ehe das Frühstück kommt, schnell noch ein Brief an Luise. Sie muß die Konturen unseres hiesigen Lebens am Horizont erkennen. Mehr nicht. Ehe ich abschließe, halte ich an. Sie soll noch das Ergebnis des heutigen Tages hören. Ich stapfe davon. Der Regen pladdert auf meinen Wettertragen. Aber die Luft, die wonnige Luft! Ich will noch vor Schulbeginn in der Schule zu Przonsna sein. Der Lehrer soll der erste sein, den ich in der Wohnungsfrage konsultiere. Danach zum Ortsvorsteher und zuletzt zum Pfarrer.

Der Lehrer ist entsetzt. „Aber warum denn, wo doch im Schlosse so viel Platz ist und der Herr v. Rynsburg . . .“

Mir kommt die Hitze an und ein Fluch über die Zunge. Herr Wolny, der Lehrer, bekreuzigt sich, und mit abgenommener Samtkappe spricht er polnische Worte, die ich nicht verstehe. Welch eine Frage! Ein schlecht frisierter Erpel sieht besser aus. Gut, ich gehe! Von dir will ich keine Wohnung, verstehst du!

Der Ortsvorsteher ist ein Kaffer, der mich nicht versteht oder nicht verstehen will, hat auch keine Zeit für mich, denn er will morgen seine Marinna verheiraten. Der Pfarrer ist ein finsterner Mann, steht nicht gut mit dem Freiherrn, lehnt ab. Er tippt auf das Weihwasserbecken, daß ich nicht vergesse, mich zu bedienen. Ich bediene mich. Adieu!

Ich gehe weiter nach Lefartow, dieselben drei Türen abklopfen. Die erste ist nicht vorhanden; die Kinder gehen nach Gieraltowiß in die Schule. Der Ortsvorsteher ist auch nur Filialmensch und die Kirche Filialkirche. Sonst nur zwei Duzend Ribitken und Rabachen. Die anderen beiden Türen fehlen also auch. Alles weist auf Gieraltowiß, und der Ortsvorsteher hat ein Zwinkern in den Augen, als er mich zum dortigen Pfarrer verweist. „Der wird ja schon machen, jäsder, jäsder, hat große Haus und gute Wein im Keller, gnädiger Herr Richter.“

* * *

Also wieder Wanderschaft. Es hört indessen auf zu regnen. Die Sonne fängt an zu blinzeln. Die Nebelfrauen ziehen in den Wald. Glück auf die Reise, meine Damen! Ich

nehme den nassen Wetterkragen über den Arm. Immer munter, munter, Herr Patrimonialrichter!

Da bin ich schon in Gieraltowiß bei der blaugrauen Holz- kirche und am Pfarrhause. Es sieht geräumiger aus als sonst die Häuser hierzuland. Ein nettes Blumengärtlein ist hübsch dabei. Weiße Gardinchen flattern aus einem offenen Fenster.

Ein kleiner, kugelrunder Mann steht im Hausflur, als ich eintrete, ein Sechziger, hat den langen Hausrock des Priesters an und arbeitet mit umgebundener blauer Schürze an einer Saftpresse. Ich sage ihm, wer ich bin, und möcht auch gleich hinzusetzen, was ich will. Aber dazu komm ich nicht.

„Lina, Brigitta, Jadwiga,“ schreit er lustig durch's Haus. Die saftglänzenden Hände abtropfend, reicht er mir statt ihrer den Ellbogen. „Gerade zurecht zum Essen, Herr Patrimonialrichter; halloh, Jadwiga, Ente schlachten! Freut mich sehr, freut mich sehr. Belieben nur fein hinaufzuspazieren, ich wasche mir die Hände. Hübsch, daß Sie gleich zum alten Fanta gekommen sind. Dobrze, dobre, Herr Patrimonialrichter. Jadwiga, halt nicht Maulaffen feil, Tisch decken, moono, moono, sonst sperrt dich hohes Gericht ein. Brigitta, in den Keller, zweite Lage rechts. Nimm den Wachsstock und tropfe nicht!“

Er formt die Saftband zum Weinbecher, nickt mir freundlich zu, stürzt in die Küche zum Abwaschen und hat mich schon ein, als ich auf den letzten Stufen bin.

„Kindchen, Kindchen, das ist fein. Was wollen wir trinken zum Willekumm, Panje Richtera? Herben, herben noch vor dem Sterben; damit die Freundschaft süße wird und

unsere Kuh ein Kalb gebiert, denk ich. Nullum vinum nisi hungaricum, heißt's im Land Oberschlesien. Einen Gonschorek vor der Suppe. Das würzt und kürzt, gelt ja? Halt da, Suppe, sag ich. Wie kann ich sagen Suppe? Wir haben ja keine Suppe."

Er läuft an die Treppe und schreit hinunter: „Lina, hol paar Tauben vom Schlag, aber nimm die Rotschwänze, verstehst du. Weh dir und sieben Fasten, wenn du die Kröpfer nimmst.“

Ich bin kaum im Zimmer angelangt, da ist auch schon Brigitta da, unter jedem Arm eine merkwürdig langhalsige Flasche, eben die Gonschoreks. Die winzigen, fettumwulsteten Augen des Pfarrherrn verkneifen sich zu schmalen Ritzen. Schon fliegt der Pfropfen heraus.

„Erst muß die liebe Gottessonne hineinleuchten, dann fließt's bis in die Zehen und wieder herauf bis unter die Fontanelle. So, Panje Richtera, so da, kluck, kluck, kluck! Ein Willekumm, nazdrowie und Glück ins Amt, jeje!“

Wie ich schon zwischen den Häfeldecken des Kanapees sitze, bin ich noch nicht recht zur Besinnung gekommen, aber beim „Glück ins Amt“ fällt's mir wieder ein. Wenn ich nur diesen schnurrigen Redestrom durchschneiden könnte, aber das strömt und strömt wie das Hochwasser über das Wehr.

Wir trinken den einen, wir trinken den anderen Gonschorek; ich gehe am Arm seiner Hochwürden ins freundliche Eßstüblein an den schneeweiß gedeckten Tisch, esse Taubensuppe und Entenbraten, stoße alle Augenblicke mit dem Pfarrherrn und auch mit Jungfer Lina an, welche seine eigentliche virgo oeconomica und Schlüsselbewahrerin ist

und dafür Lob und Tadel gleich am Tisch entgegennehmen darf; nur von meinen Wünschen habe ich noch nichts sagen können. Zehnmal muß ich dafür bestätigen, daß dieser Wein kein Sechskreuzerwein ist, sondern eine Szamarodner Gottesgabe von geweihtem Weinberg.

Dann nach Tisch kommen wir erst auf die Kunst. Für den alten Fanta gibt es nur kirchliche Kunst. Sie ist ihm die beste ancilla theologiae. Alles andere ist Schmarren. Wir beschauen seine Madonnenbilder und Ecce-homos, die Kopie des Rafaelschen St. Sebastian, den Betschemel von Marqueteriearbeit, die Weihwasserkessel von Bronze und Kristall und die Wunderkelche seiner Vitrine. Den Schlüssel dazu trägt er in einem gemslernen Täschchen auf der Brust. Er streichelt jeden Kelch, ehe er ihn mir reicht, er streichelt auch die Geschichte, die er von jedem zu erzählen weiß, und seine weingefeuchtete Zunge schlägt vor Entzücken Kobolz in zwei Sprachen.

Über dem Entzücken vergißt er nicht den Kaffee. „Lina, Brigitta, Jadwiga,“ schreit er wieder hinunter in den Hausflur. „Wo bleibt der Kaffee, Ihr Pieronjes? Zählt Ihr noch die Bohnen? Halt da, Panje Richtera, den Kaffee trinken wir hinterm Haus in der Bohnenlaube, gelt?“

Er läßt mir wahrhaftig Zeit, „ja“ zu sagen, und da wir dabei sind hinunterzugehen, frage ich schnell: „Bewohnen Sie dieses große Haus allein, Herr Pfarrer?“

„Freilich, freilich, wer soll sonst noch wohnen? Bloß . . . ist schon zu viel. Kriechen die Weiber in ein Stub zusammen und ich, was brauch ja ich? Jeje! Einsam, einsam, wenn ich nicht mein Betschemel und meine schönen Sachen

hätt, Panje, und kleines Gläschen schönen, lieben, guten Ungarwein, jeje! Den Traurigen gib Wein, sagt der Apostel.“

Er seufzt schwer. „Und die anderen Räume?“

„Leer, leer, Mausvergnügen, Raßenzuflucht, Katerfreude, jeje! Einsam, einsam!“

Ich fasse den Pfarrherrn fest an seinem kugelrunden Arm. „Wie wäre es, wenn ich zu Ihnen zöge, Hochwürden,“ sprech ich so schwer und ernst, als ich es herausbringe.

Der Pfarrer merkt sofort, daß das kein Scherz ist. Er bekommt den Schlucken. Hustend und prustend steigt er die Treppe hinunter und kann kein Wort herausbringen, bis wir unten in der Bohnenlaube an gedecktem Tisch sitzen. Krebsrot ist er noch im Gesicht, und als sich jetzt die zusammengekniffenen Augen langsam öffnen, sehe ich erst, daß sie grau, klug und gütig sind. Ein weher Schimmer liegt darin. Die Weinlaube und die Sprechlust sind mit einem Male weg. Er sieht mir aufmerksam ins Gesicht, stützt den Kopf in die Hand und sagt schwermütig: „Wie soll ich das verstehen?“

Nun bin ich dran. Ich erzähle von mir, ich sage ihm alles, bis auf das um Luise . . . nein, das nicht; nur von der Müllerstube, in der ich die Wände beschrien, von der Dorfschule und dem Gymnasium, den zerrissenen Studentenstiefeln, von Armut und Kampf mit dem Leben, von der guten und schlechten Richterei sprech ich, und wie ich nur die gute kennen und üben will. „Wo soll ich unterkommen, wenn ich nicht im Schlosse zu Przonasna wohnen kann, wenn ich mich freihalten muß von der adeligen Koppel, um erst einmal das Vertrauen zum

Richter im Lande zu begründen und über die Kynsburgschen Verlassenschaft hinwegzukommen; ein freier Mann, ein freier Richter.“

„Wer ist ein freier Mann?“ sagt der Pfarrer.

„Wer stark ist,“ sag ich und weiß doch, daß mir der Stärke manches Teil fehlt.

Auf einmal fällt er ins Du. „Und da kommst du zu uns? Warum bleibst du nicht dort, wo es schöner ist als hier und wo die Menschen so stark und frei sind wie du? Warum kommst du in ein Land, wo du nicht finden wirst, was du suchst und unglücklich werden wirst, denn wir sind hier alle aus zwei Teilen und sind noch nicht ganz bei einander. Warum also kommst du?“

Da ist wohl eine jache Röte über mein Gesicht gekommen, und ich habe wegesehen, denn ich habe ihm ja nicht alles gesagt, so wie man's dem Priester im Sakramente sagt. Und als ich mich nicht raffen kann, fragt er leise: „Du hast ein Weib?“

„Ja.“

„Und Kinder?“

Mein Kopf neigt sich von selber nach vorn.

„Nein!“

„Denkt dein Weib wie du?“

„Ich . . . ich . . . ich weiß nicht.“

„Ja, du weißt nicht, du weißt nicht, jeje! Du willst hier wissen. Du willst mehr hier als Richter sein . . . Du willst zuviel.“

Aber dann nimmt er plötzlich meine beiden Hände. „Mein Haus ist dein Haus, Bruder Aegidius; du kommst zu mir.“

Da hab ich den Kopf gehoben und es war alles gut, denn ich merkte, daß er mehr sah als andere.

Nach der Besichtigung der blaugrau-hölzernen Dorfkirche und ihrer von pfleglicher Hand zeugenden kleinen Schönheiten geleitet er mich durchs Dorf. Da ist es, als wenn der dicke, kleine Herr magnetische Kräfte hätte. Die Haustüren öffnen sich, es schallt ein „Gelobt sei Jesus Christus“ über das andere heraus. Die Leute unterbrechen ihre Arbeit und kommen ans Hofstor oder ans Fenster. Der Bauer ruft den Jesusgruß noch vom Scheunstor oder vom Düngerhaufen her. Die kleinen Rognasen haschen nach seinen Händen, geben ihm eine Blume oder ein Steinchen. Wie viele Kinder nur so ein Dorf hat? Ich zähle um uns herum. Wahrhaftig neunzehn. Dabei sehen die Leute nicht gut aus. Ist viel Not im Land. Man fürchtet Schlimmes für Herbst und Winter. Der Hunger ist kein seltener Gast. Und dennoch Kinder über Kinder. Eine schwangere Frau tritt mit bittender Gebärde auf den Pfarrherrn zu. Ihre polnischen Worte versteh ich nicht. Er erhebt die Hände über sie. Sie lächelt, als wäre sie nun einer frohen Geburt gewiß.

Seinem dicken, guten Gesicht sieht man die Weinröte an. Die kugelige Nase glüht im schönsten Karmin. Er ist recht kurzatmig und muß oft stehen bleiben. Es wundert mich, denn vorher im Haus war er so schnell. Aber die Leute wissen Bescheid und benutzen es, um öfter an ihn heranzutreten. Er ist geduldig und gleich bei der Hand, schreit auch mal lustig auf. Immer aber gehen sie mit heiterem Gesicht von ihm.

Ich bitte ihn, zurückzubleiben. Am liebsten möchte ich seine

Schultern umfassen oder ihm sonst ein Zeichen meiner Zuneigung geben. Da sagt er selbst: „Es wird mir jetzt schwer, Bruder Aegidius; du gehst rasch, du bist ein starker Mann. Leb wohl und komm bald, wenn du mit dem Baron im reinen bist.“ Da hab ich ihm wohl die fleischige Hand ein bißchen zu sehr gedrückt. Er sagt: „Je, je!“ und reibt sich die Hand.

Raum sind wir auseinander, ist mir bange, als hätt ich ein Liebes verloren. Ich weiß auch nur zu gut, daß ich nun von mir selber wie von einem Buschräuber überfallen sein werde.

* * *

Die Sonne steht noch hoch am Himmel. In Przonosna würde ich in anderthalb Stunden sein. Das ist mir viel zu zeitig. Hab Grundstein gelegt; die Hammerschläge sind dröhnend auf den blanken Stein der Hoffnung gefallen. Das ist genug Tagwerk der Oberfläche. Da ist ja Wald, wohin man sieht. Umweg! Umweg! Hodie non legitur, sagte der Fuchs, als er den Brandkopf in die Sonne steckte.

Jetzt magst du immerhin denken, Aegidius . . . du willst zuviel, sagt er. Ja, Pfarrer, ob es zuviel ist, werd ich in einem Jahre besser wissen als heut, Und dann? Jeje, nur immer weiter durch Hagebutten und Kaduksträucher, durch Lehm und Sumpf und, wenn das Lied in den Lüften über mir aufhört zu singen: vinum hungaricum, zweite Lage rechts; nimm den Wachsstock und tropfe nicht! Eine Vitrine kann man sich auch mit gewissen weißen Blättern und schwarzen Bekenntnissen füllen. . . . Bis dahin scheint die Sonne manch lieben langen Tag. Bald

kommt Jakobi. Da wachsen die Rüben oben und unten. Gott bessre mich, aber ich kann von meinem Wollen nicht herunter. Ein Dogi bin ich mal nicht und will ich nicht werden. Einen Helfer hab ich, einen Freund sogar. Ist kugelrund und steht noch auf festen Beinen, hat Herz und Hand und Freude dazu.

Er wird sie sehen, er wird sie segnen wie jene Frau, und sie wird sein wie diese . . . Luise, da bin ich bei dir. Alle Wege führen zu dir, wie sie von dir kommen. Wie merkwürdig das ist. Du könntest jetzt des Weges kommen, gelbe Ginsterblüten in der Hand, Vergißmeinnicht an der Brust, und ich würde mich nicht wundern. Aber es ist doch gut, daß es nicht so ist. Ich würde ausschütten, was ich im Herzen habe. Über diese sonnenroten Kiefernwipfel hinaus würde ich meine Schlösser bauen, würde begeistert nach deinen Händen greifen und du würdest scheu aufblicken, mir deine Hände lassen und seitwärts auf die Wiesen schauen, wo deine Schwestern in feuchtem Grunde wurzeln.

O, Luise, ich weiß, du kannst weinen in solchen Zeiten, aber ich weiß deiner Tränen keinen Namen. Vielleicht du selber nicht. Manchmal ist mir, als sähest du die Menschen überhaupt nicht, weder mich, noch die anderen.

Schwager dort drüben auf der Landstraße, wenn du doch ein anderes Lied blasen möchtest. Mir wird gottsjämmerlich. Du scheinst mir ein sentimentaler Geselle, Panje Postillon!

* * *

Das war nämlich so:

Da war ein Kaufmann in Hirschberg mit Namen Lamprecht, der, durch Familienzusammenhang mit der Kunst der Schleierweberei gut verschwistert, dieser Gewebe zarte Fabrikation dem Hirschberger Tale mit Leidenschaft zu erhalten trachtete, als es schon reichlich spät damit war. Denn die alte Kunst ging unweigerlich zu Bruche. Einmal war sie schon aus dem Schutt der Vergessenheit heraufgeholt. Jenes denkwürdigen Herrn v. Glades Ruhm, der nach dem schrecklichen Krieg der dreißig Jahre das vermocht hatte, ließ ebendiesen Lamprecht nicht schlafen; er wollte es ihm nachmachen, als der zweite Niederbruch nach den Napoleonskriegen gekommen war. Luise, sein Kind, meine Luise, nahm schon von ihrem achten Jahre an seiner Schleierleidenschaft teil.

War auch kein Wunder, denn fast allabendlich, um die Dämmerstunde, holte Kaufmann Lamprecht sein Kind herzu, breitete seine Schleierschätze vor ihm aus und bedeckte des Kindes zartes Köpfschen bald mit diesem, bald mit jenem Gewebe, forschte sie aus, wie sie sich und die Welt fände, indem sie durch die zarten Gitter der Gespinnste schauete. Er ließ sie in das Stadtgetriebe vor seinem prächtigen alten Laubenhause oder in den blühenden Hausgarten hinuntersehen; sie mußte die Dinge benennen und innehalten, wenn die innige Verbindung der Fäden Einhalt gebot. Er dehnte und zerrte, schob und verschob, und immer mußte Luise seinen quälenden Fragen standhalten. Er ließ sie am Webstuhl unterrichten, machte sie zum sachkundigen Prüfer, und in ganz seltenen Fällen schenkte er dem Kinde ein feines kleines Stück,

damit die Sehnsucht nach mehr nur immer recht gefördert würde.

Die Jahre kamen und gingen. Ebenso aber das Vermögen dieses Lamprecht, denn man kann nicht merkantile Prosperität erzwingen, wenn die Zeit nicht danach ist.

So blickte mein Herr Schwiegervater, der Schleierherr, in seiner Bedrängnis schließlich auf seinen letzten unbelasteten Besitz, hundert Joch schönen Fichtenwald im Arnsberger Tale, nicht weit von der alten Stadt Schmiedeberg, und ihn wandelte der lockende Gedanke an, ob sich nicht aus diesem Walde der Schatz herausholen ließe, der ihm aus seiner Not hülfte und ihm gestattete, den großen Plan seines Lebens nur um so eifriger und glücklicher zu verfolgen. Nicht, daß er neue Schulden auf den Besitz häufen oder den Wald schlagen und verkaufen wollte, — ach nein, das hätte nicht weit gereicht, denn Holz war damals so wohlfeil, daß die Forstbesitzer lieber die Bäume im Walde ließen. Und für das Stückchen Land hätte er auch nicht viel erfeilschen können. Der Schatz, den er suchte, lag seiner Meinung nach unter den Bäumen und sollte jenes Magnet-eisenerz sein, davon die Schmiedeberger Gegend an manchen Stellen gewinnversprechende Ablagerungen hat. Nicht genug damit, denn die Sage ruhte nicht, daß auch edlere Metalle in der Gegend, also am Ende auch dort, zu finden seien.

Lamprecht verschwand. Er war auf Reisen gegangen. Luise, schon eine Jungfrau, ging ihre Mutter, die ewig Leidende und anderer Leiden nicht Achtende, an, ihr zu sagen, wo der Vater wäre. Die Schleiertruhe, um die sich die sehnsüchtigen Blicke des Mädchens spannten, war mit

sieben Schlössern verschlossen. Es dauerte zwei Wochen, es wurden vier Wochen. Derweilen haufte Lamprecht mit Hacke und Spaten in einer verlassenen Köhlerhütte seines Waldes und bohrte sich in die Erde. Ein alter, tauber, stofftriger Knecht war sein Schürfgesell. In manch dunkler Nacht ließ er auch den noch schnarchen und grub neidisch allein. Aber der schöne Knabe, der holden Auges und mit dem „Glanz der vollen Schale“ gekommen wäre, ihn von der uralten Weisheit des Segens wahrer Arbeit zu überzeugen, erschien nicht. Als er endlich absehte, um die gewonnenen Sprengsel und Grobstücke den Bergkundigen vorzulegen, war erst recht stürmische Gewißheit in ihm, daß er das Rechte gefunden.

In jener Zeit war ich Auskultator am Hirschberger Stadtgericht, wohnte in dem schönen Lamprecht'schen Laubehause und sah Luise halb vergangen vor Unruhe und Sehnsucht über die Treppen schweben. Da fing es an, sentimental und larmoyant mit Seufzern und Blicken, mit dem gefundenen Schleiertüchlein Luise's auf der Brust und zerdrückten Rosenblättern im Schweinsledernen Landrecht, die mein Lehrherr, der alte Rat Spremberg, mit Verachtung zum Fenster hinaus schmiß. Einen elenden Rationalisten schimpfte ich ihn in wütenden Nachtharanguen. Gut nur, daß er nicht auch die ambradustenden billets doux abfangen, die Treppenbegegnungen an dunkler Stelle, die geflüsterten Trostworte hindern konnte.

Der Schleierherr kam zurück. Seine Augen leuchteten. Aber als die Geologen ihr vernichtendes Urtheil über seine Schatzgräberei gesprochen, begann auch wie abgepaßt das Gerücht mit harten Sprüchen über den Lamprecht'schen

Besitz herzufallen. Untätig und gebrochen saß der Kaufmann an seiner offenen Truhe und ließ Verdikt über Verdikt gegen sich ergehen. Wenn Luise die Schleier um ihr holdes Haupt wob, sah er sie nicht an, bis sich die schönen Gewebe mit ihren Tränen neßten.

Stadtgerichtsrat Spremberg, der Konkurskurator, ging erbarmungslos gegen den Schleiernarren vor, und es kam der Tag, wo zu allem anderen des patrizischen Hausrats die Schleiertruhe zur Vergantung kam. Und hatte man den alten Lamprecht mit exekutorischer Gewalt heruntergehoben, so hatte man Luizens nicht gedacht, die sich mit zitternden Armen an die Truhe hing und ihre ganze schmale Lieblichkeit den greifenden Fängen der Justitia entgegensetzte.

Wenn nur dies herzzerreißende Schauspiel der Gerichtsauskultor Aegidius Wichura nicht hätte mitansehen und dieses Rechtes harte Ausübung hätte verfluchen müssen!

Den alten Lamprecht, der nur noch ein Instrument von Geufzern und Selbstvorwürfen war, der Speis' und Trank verweigerte, hatte man bald begraben. Seiner Frau und Tochter einziger Freund in der sich von den Gesunkenen schnell und mitleidslos abwendenden Stadt blieb jener merkwürdige junge Rechtsgelehrte.

So arm sie geworden, die Schleier der Truhe sind doch Luizens Erbteil geworden, nur als eine üble Verlassenschaft ihres Erzeugers, denn sie liegen heut noch über ihren Augen. Ich habe sie bis hierher nicht heben und zerreißen können; auch nicht, nachdem sich Luizens Hände, gar nicht einmal aus irgendeiner starken Willensäußerung heraus, sondern

wie von selbst, für immer in die meinen legten. Wie ich es auch darauf abstellte, dem Rationalismus meines geehrten juristischen Lehrherrn näher zu kommen und den von Haus mitgebrachten derberen Bauerninstinkten Durchbruch zu schaffen, die Zauber Luizens sind nicht von mir gewichen.

* * *

Du bläst noch immer nicht ganz richtig, Panje Postillon. Es klingt wohl wie in den Lagen der silbernen Posaunen und ist doch immer noch ein verflucht sentimentales Getute. Ich muß einmal „juchhe“ in den Wald hineinschreien. Der gibt mir's richtig zurück, damit ich mich erkenne. Ich pflanze eine neue Fahne auf. Die Fahne ist grün wie die des Propheten. Ich zünde einen Reifighaufen an und verbrenne alle Gespinnste. Ich nehme Luise um den Leib und reiße sie mit allen Wurzeln aus dem alten Erdreich aus. Ein neues Erdreich wird sie empfangen. Sie wird einen Boden finden, den sie mühsam wird bestellen müssen. Du wirst müssen, Luise, und übers Jahr wirst du dich an unserem Kinde gesund gebären. Dein Leib wird sich in beglückenden Schmerzen krümmen; deine Seele wird sich lösen. — Noch ist schlechte Zeit, aber ich troße, denn wer in schlechten Zeiten nicht troßt, ist kein rechter Mann. Haha! Zunächst troße ich nur dem Wege. Ich hab mich heilig verlaufen. Przonasna liegt nach Sonnenuntergang und ich marschiere lustig dem Boreas entgegen. Der Wald wird dicker. Wegweiser gibt es nicht. Geh ich querein, fall ich in den Graben, fressen mich die Raben. Das will ich nicht, beim Zeus und meiner goldenen Stirnlocke!

Aber kommt denn hier nicht endlich mal ein Christenmensch, den man fragen kann?

Ich setze mich unter eine im Winde schwingende Birke, schmiege mich in duftende Quendel am Begrande, warte und horche auf Artschlag und Menschenstimmen. Müdigkeit fällt mich an, und doch ist etwas in mir wach, den geringsten Laut aufzunehmen.

Ich schrecke plötzlich zusammen. Was ist das? Das klingt, als bräche es aus der Brust eines jammernden Menschen hervor, aber so dumpf, so erstickt, als schrie er sein Leid in die Erde hinein. Ich gehe dem Klange nach, treffe einen Jägersteig in den Wald hinein und stehe nach einem Lauf von Minuten vor einem Waldkapellchen.

Da liegt ein Mann davor, fast auf seinem Angesicht. Er betet laut und inbrünstig. Ich wage kaum zu atmen, daß ich ihn nicht störe, lehne stumm am Türpfosten der Kapelle. So fromm ist dieses Volk! Man muß ihm seine Frommheit lassen.

Jetzt endet der Mann, erhebt sich, sieht den fremden Menschen und schaut mich feindselig an. Er will sich grußlos wenden, seines Weges gehen.

„Halt, Freund!“ sag ich. „Ich bin verirrt und will nach Przonsna; zeigt mir den Weg.“

Er versteht mich nicht, spricht offenbar nur polnisch.

„Przonsna, Przonsna,“ wiederhole ich, weil das doch ein polnisches Wort ist, zucke mit den Achseln und weise in alle vier Himmelsrichtungen.

Er macht eine ärgerliche Bewegung, etwa wie: Komm mit, wenn ich dich anders nicht loswerden kann, infamer Störer meiner Andacht!

Gut. Wir trappen stumm nebeneinander her. Den Rosenkranz hat er um die Hand gewunden. Ein Küglein nach dem andern läßt er im Gehen fallen. Seine Lippen bewegen sich unausgesetzt. Nun lichtet sich der Wald. Man sieht Häuser durchschimmern. Ein dürrer Baum steht uns im Wege; Christi Marter hängt an ihm. Der Mann zieht seine Mütze und verneigt sich demütig davor. Seine Hand weist mich lässig in Richtung der Häuser. Der Mann hat noch zu beten. Sieh, wie fromm er sich bekreuzigt! Ich bin entlassen und gehe meines Weges weiter.

Die Häuser sind ein schmuckes, neues Vorwerk. Die weiß getünchten Wände im Abendschein entzücken mich, und die Harmonika, die ein sentimentaler Knecht an der Stallwand spielt, entzückt mich auch. Ich grüße dich, Abendsonne, die du den scheidenden Tag mit dem Morgenrot des kommenden schmückst. Nun soll mir wohl sein.

Der Verwalter des Vorwerks ist ein junger, langgestreckter Mann. Er prüft gerade die im Hofe aufgestellten Pflüge, hält erstaunt inne und wendet sich zu mir. Ich nenne mich; er tut desgleichen, und ich erfahre, daß es Herr Josef Gonsior ist, der dieses vor nicht langer Zeit angelegte Vorwerk als Abbau von Przonsna leitet.

Was soll ich sagen? Herr Josef Gonsior gefällt mir. Er hat ein offenes, freundliches Gesicht und wird mir vielleicht auch noch außer der Wegweisung dies und das aus meinem neuen Wirkungskreis sagen können. Zunächst kann er nicht begreifen, daß ich nur so zu Fuß dahergeschlendert komme.

„Warum?“

„Nun je, der Herr v. Rhnsburg, Ihr Vorgänger . . .“ sagt er und kommt nicht weiter. Schon wieder dieser üble

Herr. Bin ich denn bloß dazu da, mit dem verglichen zu werden? Ich breche ab und erzähl ihm dafür, welcher seltsamer Mann mich hierher gewiesen.

„Franzke!“, schreit da der Verwalter schallend über den Hof. Ein behender Junge springt heran. „Franzke, lauf gleich zum Förster Jochimsky rüber; der Pluta ist wieder im Wald, er soll aufpassen.“

„Wie?“ sag ich.

„Mein Gott, Herr Richter, das ist der Pluta gewesen, der verfluchte alte Wilddieb. So macht er's immer, eh' er auf die Pirsch geht.“

„Beten?“

„Freilich. Die Flinte hat er im Walde versteckt, der Pieron, der Malefizant. Ist ein eigen Stück Arbeit für die Richterei, Herr. Den werden Sie bald in der Gerichtsstube haben.“

So fromm, so fromm ist dieses Volk, höhnt es in mir. Danach erst kommen wir ins Gespräch. Mir liegt im Sinn, die Leute erzählen zu lassen. Ich will wissen, wie man zu Frau Justitia hierzuland steht, warum man bloß diesen Herrn v. Rynsburg fünfzehn Jahre wursteln ließ, ohne ihn zu hängen, und seiner Rechte nicht selber acht hatte.

Je nun, er war eben immer der liebenswürdige Schwere-nöter, den nichts anfocht, der polnische Weise machte und der Mitlacher immer gewiß war, niemals um eine Ausrede verlegen und eines breiten Buckels Besitzer, den er, wenn nichts half, einfach zeigte.

Ob man denn Frau Justitia am Ende hierzulande gar nicht brauchte und sie schlecht gepflegt, immer noch gut bekleidet fände?

Ei gewiß doch . . . das heißt, nicht mehr so wie früher, seitdem die Not vor der Tür stehe. Neue Zeit komme langsam herauf. Die Bauernsöhne, die vom Militär kämen, brächten sie langsam mit. Es sei die höchste Zeit gewesen, daß der Mann von diesen Gefilden gewichen. Freilich . . .

Ich erwarte das Stichwort „der Freiherr“, aber das kommt nicht. Der Mann muß ja auch das Brotlied singen. Da füg ich den Pfarrer von Gieraltowitz ein, bei dem ich heut von Not nichts gespürt.

Ja, der, heißt es, ist ein Wundertäter, reich, fromm und freigebig zugleich, ein Juwel in dieses Landes Krone, wovon kein zweites zu finden. Ich hatte eine ergiebige Quelle angeschlagen, die so lange floß, bis er auf seinen Raps zu sprechen kam. Nun spricht er nur noch von Raps. Raps oben und Raps unten, auf dem Hinterfeld und bei der Sommerhutung. Es schien, als ob das Vorwerk den Raps der ganzen preussischen Monarchie zu bauen hätte.

Er begleitet mich, ich lasse es mir gern gefallen. Aber als der Raps immer noch nicht aufhört, bleib ich stehen: „Gut, Herr Verwalter, bis hierher und nicht weiter. Dort wächst das Schloß schon aus dem Dunkel heraus. Ich finde nun schon. Ich danke Ihnen sehr.“

Die Pflughand und die Schreibhand wachsen ineinander. Braver Mann, aber gut, daß ich noch ein Streckchen allein bin. Es ist zu schön, venusisch schön. Jetzt könnte wieder der Bursch mit dem feurigen Rienspan dastehen, seine Liebste heranzuleuchten. Wie liebeskind die Lüfte sind, teure Luise! Wir sind am Ende heut ein ganzes Stück auf einander zugekommen, bloß daß du's noch nicht weißt. Bald

wirft du diesen Nachthimmel über dir haben. Und dann und dann!

Ein ferner Schuß fällt hinter mir. Mensch oder Tier? Wem galt der Schuß? Vielleicht bin ich schuld, wenn jetzt Menschenblut vergossen wurde. Aber ein schuldiger Richter ist ein lächerlicher Gedanke. So etwas gibt es nicht. Es ist nur eben das Doppelgesicht dieser Sommernächte, hold und schreckhaft, wirt und klar zugleich.

Meine Füße tasten nur so vorwärts. Die Hände halte ich vor mich hin. Ich fühle Heu sich um meine Füße wickeln. Es ist zäh und schwarz wie alles. Man gleitet aus darin, als wenn es verfault wäre. Als ich mich den Häusern nähere, begegnen mir Fledermäuse. Sie fliegen lautlos wie mit Flügeln aus Schaum. So oft sie vorbeikommen, überläuft es mich kalt.

Endlich die Pappelallee. Da ist richtig wieder der Hausoffizier und läuft mit der Stocklaterne hin und her. Dem scheint befohlen zu warten, bis der letzte im Hause ist. Aber der Alte zittert, als ich herankomme. Das kann doch nicht um meinwillen sein.

„Was ist?“

„George ist weg. Die Herrschaft weiß noch nichts.“

„Seit wann?“

„Er hat den ganzen Tag den gnädigen Herrn Richter gesucht und dann abends war er weg.“

„Das kann doch nicht sein?“

„Prawda!“ sagte der Alte ernst. Er ist noch mehr eingeknickt als sonst und nicht der Rede Meister.

„Ich suche mit,“ sage ich in heftiger Unruhe. „Leuchtet mir nur nach oben, daß ich mir meinen andern Mantel

hole.“ Wir staken durch die unheimlichen Gänge bis zum dritten Kavalierrzimmer. Wieder pflanzt er sich mit der Stocklaterne mitten in der Stube auf. Die Kummerfalten des alten Gesichts liegen in tiefen Riffeln und erschrecken mich, aber wie ich an das Kanapee trete, nach dem Mantel zu greifen, flückt etwas Weißes auf. Ich greife danach und fasse in das Gesicht des schlafenden George.

Da hab ich in mich hineingejubelt, und wir haben noch in der Nacht den Knaben in sein weißes Himmelbettlein hinübergetragen. Er hat nicht einmal „Muck“ gesagt, so fest schlief er.

* * *

Und wie das liebe Büblein am anderen Morgen, als es sich den Schlaf aus den Augen rieb und verwundert in die Sommerwelt guckte, seinen Herren Eltern keinen Mauth über sein Verschwindibusmachen und Unterschlupfen im dritten Kavalierrzimmer gesagt hat, so hab auch ich nicht das Maul aufgemacht, wie es sich gehört für einen richtigen Jungenfreund, mußst doch auch sonst noch das Maul genugsam aufmachen.

Der Freiherr war gegen Abend des Vortages von seiner rehbock- und schüßeljagdgesegneten Ausfahrt zurückgekehrt. Seine Stimme knarrt noch heut, als ich ihn im Dominalhofe treffe, wie ein schlecht geschmiertes Scheunrotor. Der Schnurrbart gleicht den Hörnern des Mondes. Er sitzt zu Pferde, hat die Jagdmütze vor sich auf dem Sattel liegen, um den Kopf dunsten zu lassen, und die Reitpeitsche unter den Arm geklemmt. Ein Bild, na ja, im Zusammenhalt: So hab ich mir immer die Schlachtigen vorgestellt. Aber was soll das hier im preussischen Land?

Seine Schenkel drücken das Pferd auf mich zu. „Ah, Herr Patrimonialrichter,“ sagt er und schlägt die Reitpeitsche auf die Stulpstiefeln.

„Jawohl, Herr Freiherr, da bin ich wieder und gern bereit, über den gestrigen Tag zu berichten.“

Seine Augen funkeln feindselig auf mich herunter.

„Nicht nötig, Herr Patrimonialrichter, ich weiß alles.“

Ich mache ein Gesicht so freundlich, als es meine schwerfälligen Züge vermögen. „Um so besser, Herr Freiherr; so darf ich wohl annehmen, daß Sie meine Schritte und Unternehmungen billigen.“

„Mehr, mehr, Herr Patrimonialrichter, ich bin so voller Freude, daß ich im Begriff bin, zu meinem Nachbarn, Herrn von Nathusy auf Birawa, hinüberzureiten, um seine Glückwünsche zu meinem neuen Gerichtshalter einzuholen.“

Dabei schlägt er wütend immer heftiger mit der Gerte auf seine Stulpstiefeln.

„Wie soll ich das verstehen, Herr Freiherr?“

„Ich hab einmal gehört, die Rechtsgelehrsamkeit ist die Kenntniss aller menschlichen und himmlischen Dinge. Sie werden also keiner Aufklärung bedürfen.“

„Das heißt also, Sie sind sehr unzufrieden mit mir. Das tut mir leid.“

„Ach, das tut Ihnen leid, ausgezeichnet, das tut Ihnen leid.“

„Ich habe nur nach Recht und Gewissen gehandelt.“

„Wie wagte ich daran zu zweifeln? Ich wundere mich nur, daß Sie noch keinen Verhaftsbefehl gegen mich herausgebracht haben, aber das kommt wohl noch.“

„Herr Freiherr,“ sag ich nun fest, „in diesem Tone kann ich nicht mit mir sprechen lassen. Ich bin an anderer Stelle zu jeder Zeit bereit, meine Handlungen zu rechtfertigen.“

„Ich pfeif' auf Ihre Rechtfertigung, Herr!“

Er hat wohl unversehens dem Gaul die Sporen gegeben. Der steigt kerzengerade in die Höh. In diesem Augenblicke stürmt George aus dem Portal und mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. „Da bist du ja, Onkel Aegidius, da bist du endlich.“

Der Freiherr, noch mit seinem Rappen beschäftigt, sieht und hört es. Eine Zornröthe steigt ihm ins Gesicht. Mir scheint, er hat Lust, vom Pferde herab den Jungen mit der Reitpeitsche zu schlagen. Ich reiße George nach dem Portal zu und sehe, halb zurückgewandt, nur noch, wie der Freiherr zum Hofstor hinausprengt.

Ich bin sehr unglücklich. Ich weiß nicht mal, was der Freiherr meint und was ihn so aufbringt, aber ich habe auch keine Zeit, mich damit zu beschäftigen, denn George zerrt an meiner Hand. „Tu die Mühe ab und setz dir wieder den Sommer auf,“ bettelt er. In dem leidenschaftlichen Knaben ist ein Herrisches. Wir müssen uns auseinandersetzen, Freundchen.

Dann will ich mit der Schloßherrin konferieren und räsonnieren, wenn sie für mich zu haben ist, und dann will ich zur Kanzlei. Aber da steuert schon des Herrn Roman Mazurek schäbiger Grünfrack vom Rentamt her auf mich zu.

„Submisseste Anzeige,“ spricht er devot, „eilige Versiegelung erforderlich beim Häusler Simon Brinsa in Lekartow, Herr Patrimonialrichter. Der Mann wartet.“

„In zehn Minuten komm ich,“ ist meine Antwort. Man bekommt hier wie von selber einen befehlshaberischen Ton, den ich eigentlich nicht mag. Aber dieser Mazurek reizt mich unbändig. Der Alte trollt sich mit eingezogenen Schultern.

Die zehn Minuten sollen reichen, George klarzumachen, daß ich heut nicht sein Spielkamerad sein kann. Sie reichen nicht. Ein Strom von Tränen neßt seine feinen Züge. Er versteht nichts, rein nichts von dem, was ich sage. Ich bin wie eine Fackel in sein entzündliches Gemüt gefahren. Es ist alles Aufruhr in ihm. Jener Sommertag hat es ihm angetan und dann noch ein Unerklärliches, das an mir sein muß. Er lehnt sich, als wir auf der weißen Gartenbank sitzen, an mich und umschlingt meinen Hals. Mir blutet das Herz. Ich kenne die Schmerzen der Kinderseele. Ich nehme ihn noch mit bis ans Rentamt und verspreche ihm in meinem Leichtsinne eine Stunde dieses Tages, aber er müsse sich gedulden, bis ich ihn rufe. Ich fürchte, bald wird sich der Kaplan über meinen unheilvollen Einfluß auf den Knaben beschweren. Dann habe ich wieder einen Feind mehr.

Schwerer Gedanken voll, trete ich ins Rentamt. Ich sehe niemand. „Wo ist Simon Brinsa?“ herrsche ich den Mazurek an. Die krummen Schultern zucken. „Gegangen, kommt nicht solange warten.“

„Haben Sie ein Protokoll aufgenommen?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Das einzige Simile ist unter Verschuß.“

„Ha, Mensch,“ schrei ich ihn an, „Sie haben wohl nie

die Hühner in Kalabrien lachen hören. Das ist mir denn doch die dümteste Ausrede, die ich je gehört.“

Der Grünrock setzt eine unverschämte Miene auf. Er hat inzwischen seine Haut mit Lindwurmblut bestrichen; er ist unverwundbar.

„Wir gehen sofort nach Lefartow. Lassen Sie alles stehen und liegen.“

„Geht nicht.“

„Geht.“

„Seine freiherrliche Gnaden . . .“

„Geht mich jetzt nichts an, Sie sind mein Gerichtsschreiber, verstanden, und haben zu gehorchen.“

Ich raffe Schreibzeug, Papier, Siegellack, Siegelungsbänder usw. zusammen, berge es selbst in dem gefeerten Leinwandtäschchen, das für solche Fälle bestimmt ist, und fasse endlich den üblen Mazurek kräftig an der Schulter. Er darf sich nicht einmal sein Parapluie aus der Wohnung holen. So jämmerlich, wie er in seinem Grünrock dasteht, muß er mitgehen.

* * *

Wunderschön ist das Sommerwetter. Überall fruchtet's und duftet's. Man merkt noch gar nicht, wie magere Ernte angesagt ist. Die Luft zittert vor Wärme. Das Zirpen der Grillen hört man bis ins Dorf hinein. Hoch mit Grünfutter beladene Wagen schwanke die Dorfstraße entlang. Demütig zieht man die Mütze vor dem Richter. Die Kirschen in den Bauerngärten sind reif. Leitern stehen an den Bäumen. Wer Zeit hätte hinaufzusteigen, um die Köstlichkeit des Frühsommers zu heimsen. Das wäre so

was für die Gemeinschaft Aegidius-George. Und erst — selbst so ein glutvolles Büblein haben! Ich hängte ihm Ohren und Nasen voll mit den schönen, dunkelroten Doppelgestielten.

Weiter, weiter! Das Dorf liegt hinter uns. Wir mahlen im Sande. Die Verdrossenheit meines Begleiters hält Abstand nach hinten. Einverstanden, Herr Roman Mazurek! Mich reizt Ihre Unterhaltung nicht, und Ihre dürftigen Rechtsbegriffe gedenke ich noch aufzubügeln, daß Sie den Himmel für ein Tulpenbeet ansehen.

Da kommen wir hübsch warm geworden in Lefartow an und es erweist sich zweierlei. Erstens, daß die Siegelung höchst nötig ist, zweitens, daß der Schuft Mazurek den armen Mann selber mit dem Bedeuten weggeschickt hat, der gnädige Herr Richter sei nicht zu haben, er spiele gerad mit dem Freiherrnsohn. Warte, Freundchen, wir rechnen ab!

Allerdings, solchen Tatbestands wie hier im Brinsahäusel dürfte man sich andernorts kaum gewärtig halten. Die junge Frau des Häuslers ist vor ein paar Stunden in der Geburt gestorben. Niemand hatte ihr sachkundig helfen können. Das Kind ist auch tot. Die Leichen liegen auf dem kahlen zerschlossenen Strohsack. Man hat das Bettzeug nicht schnell genug entfernen können. Ein schmutziges, zerrissenes Tuch liegt über ihnen. Der junge Witwer hat Gestellungsbefehl, morgen bei der Truppe einzurücken. Und im Totenzimmer steht er und zanzt sich mit der Schwiegermutter um die paar Sachen der Verstorbenen. An einem silbernen Rosenkranz zerren sie beide hin und her. Er reißt vor meinen Augen, als ich eben eintrete, die

Perlen kollern bis an den Strohsack, auf dem die Toten liegen. Und in der Fensterecke hängt das Bild des Gekreuzigten mit noch frischen Blumen am Kreuzgebälk.

Mein Erscheinen endet den Streit. Die Schwiegermutter geht zu heulendem Reifen über, der Mann zum Klagen darüber, was alles schon weggeschleppt sei.

Da haben wir denn die Siegel angelegt, nachdem der Mann den Gemeindevorsteher herangeholt und in Anwesenheit des zeternden Weibes die Streitsachen in eine Kammer gebracht hatte. Wir haben die Siegel angelegt, mit Sorgfalt und Bedacht und mit einer tiefen Traurigkeit im Herzen, die Stubentür erst mit fünf Bändern, ein Band über die obere, eins über die untere Türangel, eins über das Schlüsselloch, eins über das Schloß und eins an beiden unteren Ecken der Tür und jedes Band, wie es vorgeschrieben ist, mit zwei Siegeln befestigt. Das Siegelungsprotokoll hat Roman Mazurek im Totenzimmer selber schreiben müssen, ob er gleich mit der Übllichkeit des Geruches kämpfte und seine Kielfeder empörte Proteste kreischen ließ. Dann bin ich allein nach Przonsna zurückgegangen. Ich konnte das Gesicht dieses Mazurek nicht mehr sehen. Die Strafpredigt ist ihm nicht geschenkt. Aber was ist das gegen das Schauspiel der Barbarei, das meine Augen sehen mußten? Ich werde eines Führers durch die Seelen dieses Landes brauchen. Ich denke, ich hab ihn schon.

* * *

Gut, daß es noch andere Bilder des Lebens gibt. Die Freiherrin empfängt mich in jenem kleinen, runden blaumalten ausgeschlagenen Turmzimmer, in das meine

spazierenden Augen an jenem ersten Abend hineinglitten. Ihr Frauenkopf paßt hinein, obgleich er nicht rot ist. Im Gegentheil, ich bilde mir ein, mit seiner glänzend braunen Tönung junger Kastanien paßt er viel besser dahinein. Die Sturmnacht ist überwunden. Die febricula nervosa entwich. Sie ist der Sommer in fruchtender Fülle. Das oval gerahmte Blumenstück zu ihren Häupten scheint nur ihre fröhliche Fortsetzung.

Warum wir nur so gern in Kontrasten leben? Diese heiterklaren, braunen Augen und die schwermütig beschatteten, blondbewimperten meiner Luise! Ist es nicht, als müßte die eine um der anderen willen in mein Leben getreten sein, damit es Gunst und Ungunst in irdischer Mischung genösse? Eine fremde Frau wird mir die eigene erfüllen. Wie fern sie mir noch steht, ich sehe den Glauben an ein vorsehungbestimmtes Widerspiel in mir aufkommen. Einen Glauben darf doch wohl der Mensch noch haben und darum nicht die Ehrfurcht vergessen, die er der Frau eines anderen Mannes schuldig ist?

Wie schön sie ist! Die fürchterliche Mode unserer Zeit kann ihr nichts anhaben. Sie fühlt, daß sie es nur mit der Wahl der Stoffe machen kann, und nahm darum zu dem rosaüberhauchten Perlglanz ihrer Wangen diesen sonneglitzernden kleinkarrierten, grauen Taffet, ließ ihn tout à tout mit blauen, schmal-schwarz-befranzten Taffetstreifen besetzen, auch tüllene Bauschärmel um die zarten Gelenke legen, daß man von der wohlgefälligen Rundung ihrer Arme eine Ahnung bekomme.

Ich habe schnell auch erst noch Toilette gemacht. Die starren Haare sind gebürstet, der Scheitel festgelegt. Der

braune Taillenrock sitzt prall an, ja er drückt sogar ein wenig. In einem Monat wird er nicht mehr drücken. Täglich 1½ Stunden Weges von Bieraltowitz nach Przonsna und zurück werden beginnender Fülle zu wehren wissen. Dafür sitzt die helle Hantinghose gut und macht dem Schneider wie mir Ehre, eigentlich auch noch dem oher papa meunier, von dem sie stammt. Indessen, man wird gelegentlich noch etwas für die Equipage tun müssen. Vielleicht wird meinem Alter bis dahin eine rotgeschmißte Nelke im Knopfloch wohl anstehen. Es kann auch eine andere Blume sein. Man schaue sich nur mit Respekt auf den Blumenbeeten des Parkes um und erkenne die Vorlieben einer feinen Frau.

Löricht'ser Knab, was spinnst du für Gedanken! Sie wird das am Ende als toilette parlante ansprechen, und du wirst der Lächerlichkeit oder der Reitgerete des Herrn Gemahls verfallen . . .

Die Freifrau ist heiter und freundlich, trotzdem sie alles weiß. In diesen kleinen Bereichen kann nichts verborgen bleiben. Ist auch gut so. Sie soll alles wissen. Nicht lange, so wird Luise's Geschichte von meinen Lippen rollen. Ich werde sie nicht bewahren können.

Ihr schöner Mund spricht: „Es bleibt also dabei, daß Sie zum Pfarrer nach Bieraltowitz ziehen, obwohl hier so viel Zimmer, als Sie nur wollen, bereit stehen?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Obwohl Sie täglich den langen Weg hin und zurück machen müssen?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Und rechnen nicht auf Fuhrengestellung hin und zurück?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Und glauben mit Roman Mazurek und den tausend Schwierigkeiten der Richterei auch so fertig zu werden?“

„Alles, was ich tun kann, wird geschehen. Ich kann nur das Menschenmögliche versprechen, gnädige Frau.“

„Und Ihre Frau?“

Da ist es wieder. Nein, ich kann jetzt doch noch nicht sprechen. Es geht wahrhaftig nicht. Ich schlage einfach die Augen nieder und sage leise: „Meine Frau ist die Gattin eines Richters.“

„Sie müssen doch noch sehr jung sein, Herr Patrimonialrichter.“

Ich bleibe mit gesenkten Augen sitzen und denke nur: Ach ja, ich bin wohl noch sehr jung.

„Und seltsam dazu,“ fährt sie fort.

„Wieso?“ fahre ich auf.

„In derselben Zeit, in der Sie es mit dem Freiherrn gründlich verdorben haben, haben Sie meines kleinen George Herz erobert wie noch nie jemand zuvor, vielleicht ich nicht einmal.“

„Und wäre nicht auch das erstere in sein Gegenteil zu verkehren?“

Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, aber ich lache sie mit blanken Zähnen an, und Uda Lovisa lacht mit einer kleinen Kofetterie im Blick wieder, als wollte sie sagen: Du scheinst dir ja gar keine Sorge zu machen, wie ich zu dem Handel stehe; aber du hast recht, mein Junge, Sorge dich nicht. Es kommt schon alles, wie es kommen muß. Ich kann dich nur nicht zum Vertrauten meines Herzens machen. Das wäre auch zu toll.

Ich hab gewiß zuviel in diesen fröhlichen Augen gelesen. Jedenfalls wechselt sie sogleich das Thema. Das war übrigens sehr einfach, denn George, der auf meiner Fahrt saß, kam hereingesprungen und hatte schneller, als ich dachte, auf meiner schönen erbshaflichen Nankinghose Platz genommen.

„Onkel Aegidius, denk dir, ein Zwerg ist gekommen, den mußt du dir ansehen. Draußen am Pferdestall steht er und spricht Gedichte.“

Da bin ich schon aufgesprungen. Die Freifrau geht mit, George zwischen uns. Das ist ihm ein Fest. Wenn jetzt der Freiherr zurückgesprengt käme, was würde der für Augen machen.

Das Kerlchen, das da am Pferdestall steht, mißt nicht viel über einen Meter. Er hat einen alten Strohhut auf dem wurzelförmigen Kopfe, der ganz mit Feldblumen bedeckt ist. Listig und schalkhaft schielt er darunter hervor. In seiner Hand führt er eine Ruhglocke, die er aus Leibeskräften läutet, sobald er mit einem Vortrag zu Ende ist.

Das ist ein Ding und kein Kerl, denk ich.

„Die letzte Stunde vom Hause Napolejum“, plärrt er über den Hof, „gedichtet vom Grafen Saphir aus Prag und vorgelesen von Wenzeslaus Judum aus Leitmeritz in Böhmen.“

George strahlt vor Entzücken.

„Darauf: Die Verzweiflung vom großen Roßebüh, Melo- und Monodrama von Wenzeslaus Judum aus Leitmeritz in Böhmen und zum dritten und letzten zur Erquickung aller Verzweifelten: Das Kindtauffessen beim

Bauern Basilius Kaczmarek, vorgetragen von Wenzeslaus Judum aus Leitmeritz in Böhmen.“

George umklammert meine Hand. Das ist ihm Offenbarung, unerhörte Neuheit. Als der Rhapsode, mit einem tiefen Bückling auf die Schloßherrin zugehend, eine Blume aus den gelockerten Maschen seines Strohhutes nimmt, um sie ihr zu überreichen, weicht er unwillkürlich scheu zurück. Sie nimmt und dankt. Da läßt George meine Hand los und schmiegt sich an die Mutter. Der fahrende Sänger beginnt mit hochkrähender Stimme.

Ich stehl mich heimlich beiseite. Ich mag die Bajazzi und Maffaronäer nicht und heut schon gar nicht, wo ich das Fürchterliche in Lefkartow gesehen habe. George braucht mich nicht, um so mehr die Gerichtsstube. Ich stürze mich mit aller Gewalt in die Arbeit. Die Ruhglocke des Rhapsoden und das Gelächter des Hofgesindes dringen wie durch einen dicken Nebel nach mir hin. Roman Mazurek muß neben mir ausharren, ob es ihn gleich mit eisernen Stricken nach dem Hofe zieht. Wir gehen zusammen Register, Tabellen und Aktenstücke durch. Allmählich kommt Licht in den Wust. Es regnete dabei fortgesetzt moralische Kägenköpfe auf das unwürdige Haupt des Gerichtschreibers und gab am Ende, einschließlic seiner heßerischen Lüge von heut, eine artige Generalabrechnung. Nun hab ich mir noch ein dickes Bündel seit langem unerledigter Anträge zusammengesucht. Zu Hause, d. h. im dritten Kavalierzimmer, will ich sie bearbeiten. Dazu brauche ich zunächst eine Öllampe. Der Hausoffizier soll sie mir beschaffen und sie mir zugleich mit etwas Eßbarem aufs Zimmer bringen.

Ein stiller, schöner Arbeitsabend steht bevor. Bekrönt soll er werden durch ein Schreiben an meine Luise und an den lieben neuen Freund Santa. Dazu sollen die Fenster weit offen stehen, die Ulmen rauschen, die Grillen zirpen. Am Ende nehm ich mir sogar noch die alte Büchsierpfeife mit der schwarz-rot-goldenen Quaste vor und spiel mal wieder Kaczet und Gaudeamus.

* * *

Bei zweimaligem Läuten kein Erfolg; beim dritten Mal bleibt der Glockenstrang in meiner Hand. Peinlich. Man macht nicht gern Schaden in fremdem Hause. Peinlicher, daß sich nun der Herr Patrimonialrichter auf die Suche nach dem Hausoffizier begeben muß, am peinlichsten, wenn er etwa mit dem Gerichtsherrn zusammenprallte. Und gerade das geschieht.

Er ist noch gestiefelt und gespornt, sitzt gemächlich und nichtstuerisch in der Halle, als ich dort hineinpläze. Es ist halbdunkel dort, und dennoch glaube ich seine Augen funkeln zu sehen, als er mich kommen sieht. Ich mache eine stumme Verbeugung und will schnell weiter.

„Halt, Herr Patrimonialrichter,“ ruft der Freiherr, „wohin des Weges?“

Ich erkläre mich mit kurzen Worten.

„Daraus kann nichts werden,“ sagt er sehr bestimmt, „denn ich muß Sie bitten, mit uns zu essen.“

Ade Ulmen und Ulmen, liebe Luise, lieber Santa, ade Gaudeamus. Ich verbeuge mich stumm, um anzuzeigen, daß ich nur folge, um nicht, solange ich im Hause bin, die Feuer zu schüren.

Streckte er mir die Hand entgegen? Ich weiß es nicht recht. Ich hatte mich schon halb wieder zur Tür zurückgewandt. Man kann in diesem Zwielicht entgegengestreckte Hände nicht so leicht erkennen.

* * *

Die Stühle im Speisezimmer sind weich gepolstert. Man rammt sich darin fest wie ein Brückenpfeiler im Strome. So ist es gedacht und gewiß in manch tobender Jagdfeier durchgeprobt. Ich bin auf alles gefaßt, gürtete mich mit Unbefangenheit, als wäre ich vom Himmel auf eine Blümlisalpe gefallen. Der fünfarmige Tischleuchter vor mir verstellte das Gesicht des Freiherrn. Ich sehe seine Schnurrbartenden beiderseits hervorkommen. Vor ihm steht eine hohe silberne Dose mit zwei gedeckelten Kammern. Darin sind zwei Sorten Salz. Die Dose ist fortwährend in seiner Hand. Er scheint die richtige Würze erst bei Tisch zu finden und dadurch völlig in Anspruch genommen. Um so freier habe ich Uda Lovisa und ihr gütig belebtes Gesicht vor mir, und da mein Freund George zwischen dem Kaplan und mir sitzt, hab ich's eigentlich gut genug. Die Freiherrin leitet die Unterhaltung. Sie versteht es wundervoll zu temperieren und zu regulieren, Ansprache zu gewinnen und zu hindern. Wer überließe sich ihr nicht gern? Hin und wieder stößt ein kurzes, heftiges Lachen des Freiherrn durch die drolligen Bemerkungen Georges über den fahrenden Sänger im Hofe, der ihn noch jetzt mit aller Wonne erfüllt. Er will schon morgen anfangen, selber zu deklamieren. Ich soll ihm helfen. Natürlich, wer sonst? Dem Kaplan sitzt der Ärger bis an die Kehle.

Er bekommt von der Hausfrau einen verweisenden Augenwink. Das Mahl geht dem Ende zu. Wo bleibt der Willekumm?

Ich muß daran denken, trotzdem es eigentlich lächerlich ist. George nähert sein Saftglas meinem Weinbecher. „Wirßt du jetzt immer mit uns essen, Onkel Aegidius?“ fragt er. Ach George, das solltest du mich jetzt nicht fragen, aber er fragt es noch einmal, weil er keine Antwort erhält, und sieht mich fodernd mit leidenschaftlichen Augen an.

In diesem Augenblick — es ist richtig *entre poire et fromage* — erhebt sich der Freiherr, sein Glas in der Hand. Seine Schnurrbartenden flattern herauf.

„Ich heiße den Herrn Patrimonialrichter auf unserem Erb- und Grundeigentum und in unserem Hause willkommen.“

Wahrhaftig, er stößt mit mir an. Ich sehe ihm ernst in seine grauen, harten Augen. Er hat es sich abgerungen. Wer mag ihm geholfen haben? Mein Glas klingt verehrend an das der Freiherrin an, und George schreit: „Onkel Aegidius soll leben hoch!“ Sein Stimmchen bleibt allein.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Der Kaplan mußte einen schnellen Wink des Freiherrn erhalten haben: George ist auf einmal von meiner Seite verschwunden. Ein kurzes Aufschluchzen kommt vom Korridor her. Ich fasse mich an die Herzseite und umschließe mit der anderen das Glas. Auch die Freiherrin ist weg. Wir sind allein.

„Es ist gut so,“ sagt der Freiherr und schiebt den Tischleuchter zwischen uns rascher Hand beiseite. Weingeister sprühen aus seinen Augen.

„Zigarren und vier Flaschen von dem schweren,“ schreit er dem Knickling von Hausoffizier zu.

Es ist augenscheinlich. Er will raufen. Gut, mein Herr, auf die Mensur, bindet die Klingen, gebunden sind, los! Ich bin bereit. Schlägst du Quart an, schlag ich Terz nach. Du sollst mich nicht wankend finden.

„Ich nehme an, daß ich Ihr Gusto treffe,“ beginnt er den Kampf, „denn wenn Sie beim alten Santa einziehen, werden Sie wissen, daß auf Ihre Portion ein Drhofs pro anno nicht reichen wird.“

„Es scheint, daß man auch hier Baccho opfere,“ hau ich dagegen.

„Wo es sich auch hingehört.“

„Der arme Pfarrersmann ist einsam genug.“

„Gott, wie rührsam! Soll er sich beim seligen Papst Innocenz beschweren, daß ihm kein Weib beschieden ist, hat ja Verbindung nach oben.“

„Kann's wohl dennoch empfinden und darf sich sein Los erleichtern.“

„Bilt solche milde Methode auch bei Gericht und in Ihrer sogenannten Gerechtigkeit?“

„Ich denke, wir machen es uns schon leicht genug mit den Dingen der Gerechtigkeit.“

„Und hierzulande besonders,“ reizt der Freiherr.

„Ganz recht, Herr Freiherr.“

„Siehe Rynsburg!“

„Jawohl, siehe Rynsburg.“

„Und der Patrimonialherr?“

„Jawohl, auch dieser.“

„Herr, Sie sind kühn.“

„Mir scheint, nicht kühn genug. Ich dürfte niemand ausnehmen, nicht Kaiser und König, nicht Edelmann noch Bürger und auch nicht die Richter und nicht mich, denn über dem Recht steht seine Idee. Das Recht kann nicht gedeihen, wenn nicht seine Idee gepflegt wird. Wird sie gepflegt? Wird sie so gepflegt, daß aus ihr Recht und Gerechtigkeit täglich wachsen? Nein, nein, in Schmerzen sage ich es, Herr Freiherr. Es bleibt noch immer bei dem Pfeffelsprüchlein — ich denke, Sie kennen es — die Geschichte vom Sperber, der die Fliege frißt, vom Adler, der den Sperber mordet, vom Jäger, der den Adler totschießt, das Pfeffelsprüchlein jedes dieser Mörder: Das kann nicht anders sein, denn ich bin groß und du bist klein.“

„Was wollen Sie diesen schönen Naturzustand ändern?“

„Ich will es und muß es an meinem bescheidenen Teile, denn sonst lohnt es sich nicht, als Mensch zu leben, sprech ich mit dem großen Magus von Königsberg. Und es gibt wohl erlauchtere Herrn, als ich es bin, in unserem wohlgefügten Preußenlande, die gleiches wollen, selbst wenn sie gelegentlich die Worte des Adlerjägers in den Mund nehmen und die Pferde zornmütig über einen vermeintlichen Widersacher steigen lassen.“

„Sie stechen, Herr Patrimonialrichter.“

„Jawohl, ich steche, denn Schloß Przonosna stände nicht, wenn sein Herr wie der Adlerjäger handelte.“

„Was wissen Sie, vielleicht beschützt mich am besten mein Gewehrschrank!“

„O, nein! Und wenn die Waffen reichten, das Pulver reichte nicht!“

„Dann schmiß ich mit Steinen.“

„Und dann?“

„Gibt's noch einen Edelmannstod und ein Grab in eigener Scholle.“

„Vielleicht auch das nicht mal, Herr Freiherr. Es stehen so viele Bäume im Walde, an denen man hängen kann, wenn das Volk aufsteht.“

„Dies Volk steht nicht auf.“

„Oho, jedes Volk steht einmal auf.“

„Lernen Sie es erst kennen.“

„Ich bin drauf und dran und lasse mich jeden Tag belehren; aber ich weiß, daß im Herzensgrunde jedes Menschen die Idee vom Recht ruht, auch wenn er selber zu drei Vierteln Vieh ist. Daran hab ich zu glauben, das hab ich zu wecken.“

„Aha, die Justiz als Retterin in aller Not. Herr, Sie überschätzen Ihr Handwerk. Sie werden noch Wunder erleben in diesem Lande. Den Kniefall der Grundherren vor ihren Justitiaren werden Sie aber nicht erleben.“

„Sie verstehen mich nicht, Herr Freiherr.“

„O, ganz gewiß, nur zieh ich andere Folgerungen als Sie. Ich weiß schon, worum's geht, und denke weiter hinaus, als Sie ahnen.“

„Ich bescheide mich schon.“

„Da tun Sie gut. Fehlt nur noch eins in Ihrer Rede.“

„Was?“

„Die Bibel.“

„Ich habe ihre Übersetzung im Landrecht.“

„Hört, hört, was wird der Pfarrer von Bieraltowiß sagen?“

„Er wird das weltliche und geistliche Amt zu scheiden wissen.“

„Das kann kein Konsurierter. Ich denke, die Herrn werden im Pfarrhause einen prächtigen Klub bilden. O, es wird köstlich werden in meiner Grundherrschaft.“

„Was uns vereint, kann unserem beiderseitigen Geschäft nur nutzen.“

„Na ja, da haben wir's.“

„Ich möchte nur wissen, warum Sie mich gewählt haben.“

Er lacht kurz und hart auf. Ein Augenblick zuckt zu mir herüber. Ich kann ihn nicht deuten.

„Ja, das frag ich mich auch,“ sagt er lachend.

* * *

Weiß nicht, warum ich eigentlich sitzen bleibe. Der erste Waffengang ist beendet. Den Mann biege ich niemals um, muß ich mir sagen. Wir trinken an der dritten Flasche dieses köstlich öligen Tokayer Szamorodner von 1821.

Er starrt ins Glas und hebt es gegen das Licht, mich sieht er beileibe nicht an. Springt auf einmal auf und geht im Saale herum. Die Luft ist erfüllt vom starken Geruch des Weines. Ich ziehe mir eiserne Stöcke in die Glieder. Er soll . . . er darf mich nicht schwach finden, auch nicht im Wein. Wenn man nur hier ein Fenster öffnen könnte, die Sommernachtsluft hereinzulassen. Der Wunsch wird immer stärker. Ich hauche ihn über das Glas hinweg in die gelben Wachslichter . . . bis auf den Freiherrn zu. Ich will, daß er öffne, ich lege meine ganze Kraft in diesen Willen . . . der Freiherr stürzt ans Fenster und reißt es auf.

Ob ich dich doch zwingen?

Erquickend strömt die Luft. Frösche quaken von fern. Die Ulmenwipfel rauschen leise. Von den Ställen herüber dringen die Laute der Tiere. Jetzt scheint ein Piano in einem unteren Raume angeschlagen zu werden. Die Töne vereinen sich.

Das ist Chopin, mein Gott, mein Gott! Das Nocturno in F-Moll. Immer, wenn ich es höre, löst sich mir Luise darin auf. O allergrößte Schwermut und Verlassenheit, warum kommst du jetzt zu mir, da ich fechten muß?

Der Freiherr lehnt am Fenster, und ich sinke in mich zusammen. Ich möchte aufstehen und davorennen, möchte mich draußen an einen Baum lehnen und die Strahlen des Mondes auf meiner trauernden Stirn sammeln.

Verfluchter Chopin, elende Sentimentalität!

Der Freiherr wirft das Fenster zu. Seine herrischen Schritte durchmessen den Saal. Aufklirren die Sporen an seinen Stiefeln.

„Warum hassen Sie eigentlich den Adel?“

„Ich täte das?“

„Jawohl, das tun Sie. Sie sind ein Ultra. Sie sind nur gekommen, diesen Haß auszutoben. Sie schütten mir Worte ins Gesicht, die zu Ihren Taten nicht stimmen.“

„Herr!“

„Jawohl, so ist es, denn Sie kommen an und sagen mir: bilde dir nicht ein, daß du mir was zu befehlen hast. Deine Herrschaft ist zu Ende, noch ehe sie angefangen. Jetzt bin ich dein Subjekt, bald bist du meins. Sie verschmähen dies Dach über Ihrem Haupte und setzen sich mitten unter die Eingesehenen des Gerichts. Sie kehren

drüben im Gericht das unterste zu oberst. Jeden Tag bekommt der Bauer zu hören, daß mit Ihnen die neue bessere Zeit gekommen ist. Jeder Tag ist ein Peitschenhieb für mich. So, sehen Sie, das ist die richtige Sprache.“

Jetzt ist alles wieder fest und stark in mir. Mit geballter Faust hab ich auf den freiherrlichen Tisch gehauen, daß die Gläser tanzten.

„Zum Schrecken nein,“ schrei ich, „das ist alles falsch und verdreht, was Sie da sagen. Sie wollen und können mich nicht verstehen und darum muß ich gehen, woher ich gekommen.“

Er ist auf einmal sehr guter Laune, lacht mich mit blanken Zähnen unter dem tanzenden Schnurrbart an.

„Das geht nicht, verehrter Herr, der Vertrag.“

„Ich pfeife auf den Vertrag.“

„Ausgezeichneter Richter, der auf Verträge pfeift.“

„Er ist unsittlich, wenn der Gerichtsherr dem Gerichtshalter das Vertrauen versagt.“

„Bewundernswert dies Juristenmäntelchen mit goldenen Treppen; aber es nützt nichts. Der Herr Minister hat ihn gesegnet. Der hebt ihn nicht auf.“

„Ich gehe dennoch.“

„Ah, Sie gehen dennoch.“

Pause.

Ich sinke in meinem Stuhl zusammen. Durch alle Wände hindurch höre ich wieder das F-Moll-Nocturno. Es zerbricht mir alle Glieder im Leibe.

Der Freiherr setzt sich vergnügt mir gegenüber. Er löst behutsam den Pfropfen von der vierten Flasche. „Trinken

wir," sagt er gleichmütig, gießt ein wie immer und hebt das Glas gegen das Licht.

„Prosit!“ Seine Augen flirren über mich hin. Ich tue nicht Bescheid, sitze wie ein steifer Teufel und rühre mich nicht.

„So sprechen Sie doch, Mann!“

Richtig, entweder fechten oder gehen. Ich stehe auf, ich muß mich am Sessel halten. „Was Sie bewegt, mir so zu begegnen," sage ich, „noch dazu, da ich Ihr Gast bin, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß ich alle Kämpfe auszufechten habe, die mir im Namen meines Amtes angetragen werden.“

„Das gefällt mir, Herr Patrimonialrichter, also fechten Sie.“

„Ich kann nur wiederholen, daß, wenn ich einen Stand des Landes, dessen Richter ich bin, haßte oder auch nur minder liebte, könnte ich nicht Richter sein.“

„Weil wir eben alle gleich sind, wie Sie meinen, nicht weil Sie es so fühlen.“

„Nein, weil es der Sinn des Rechtes von heute ist, Herr Freiherr, und wenn damit dem Adel Eintrag geschieht, so erinnere ich: Przonsna begann für mich mit einem Vortrag über seinen Niedergang, den Sie sich vor meinen bürgerlichen Ohren halten ließen.“

„Richtig bemerkt, mein Herr, das war der diskrete Geuzzer eines Bekümmerten, den Sie verstehen und würdigen sollten, und Sie machen seitdem einen Trommelwirbel draus. Bald wird es Generalmarsch sein. Gerechtigkeit schreit ihr und Gleichmacherei treibt ihr, als wenn das dasselbe wäre. Den ganzen Trödel von 1789 habt ihr

in den Knochen, das Glück des Herrseins wie des Knechtseins verachtet und vernichtet ihr. Jawohl, das ist ein Glück, ein zweiseitiges, ein himmlisches Glück, das ihr nicht begreift. Laßt uns doch Unrecht tun, die Herren wie die Knechte, denn die tun's nicht minder, und laßt es uns auch gegenseitig in unserer Art wieder abgelten.“

„Die Zeit ist vorbei, Herr Freiherr.“

„Das sagen Sie.“

„Ja, das sage ich, aber weiter östlich kann man's ja noch so haben, wie Sie sagen, Herr Freiherr. Hier, wo die Sonne später untergeht, ist's vorbei.“

„Gott sei's geklagt, aber ich werde . . .“

Er hält plötzlich inne, steht auf und rennt mit großen Schritten um den Tisch herum; bleibt dann auf einmal vor mir stehen und herrscht mich mit drohend-fragenden Augen an: „Was wollten Sie damit sagen, Herr?“

„Nichts, Herr Freiherr, als eine rechtshistorische Tatsache feststellen, die durch den Ausgang des galizischen Aufstandes bestens illustriert wird.“

Er bekommt ein schreckliches Gesicht. Seine Fäuste ballen sich. Ich fühle sie schon an meiner Kehle. Aber auf einmal tritt er zurück, geht um den Tisch auf seinen Platz zurück und sagt wie geistesabwesend: „Und sonst?“

„Und sonst habe ich nichts mehr zu sagen. Mein A und D kennen Sie. Es bleibt dabei und bei allem anderen.“

„Nämlich?“

„Ich werde nicht fortgehen.“

„Gilt!“

Er hebt jetzt sogar das volle Glas und will anstoßen: „Gute Feindschaft!“

„Darauf stoße ich nicht an. Feinde kenne ich nicht. Sie wollen es sein, gut!“

„Mann gegen Mann!“

„Kann passieren.“

Die Gläser klingen hart zusammen.

2.

Luise

Wieviel Wochen sind dahin gegangen, seit der glühende Kienspan das D und W in die Abendlüfte schrieb und seit dem feindlichen Nachtrunk im Schlosse zu Przonsna? Anziehen, abstoßen, anziehen, abstoßen scheint die Losung des Landes. Den einen möchte ich umarmen, den andern ohrfeigen. Wenn diese Erde hier nicht geheime Saugnäpfschen hätte, Kräfte, die ich im geringsten nicht ergründen kann, ich wüßte mir keine Erklärung des Behagens meiner Sohlen, tagtäglich durch das Land zu marschieren.

Kiefern und Sand hat die nördliche Tiefebene genug. Die blaugrauen Holzkirchen werden anderwärts durch schönere Altertümer aus Stein aufgewogen. Der Strom des Landes fließt langweilig gelbgrau zwischen niedrigen Weidenusern dahin. Der klostergekrönte Annaberg ist ein Hügelchen. Man staunt nicht gar arg hinauf, und St. Anna, die Spätgebärende, eignet sich überhaupt nicht zur Patronin des Landes, denn hier gebiert man so früh wie möglich. Landein die Hochöfen und Bergwerke sollen's in sich haben. Man spricht vom Grafen Rheden, von einem Godulla, von einem Bauernburschen aus dem Frankensteinischen, die es hier zu Grubenkönigen gebracht haben; von einer ungeheuren Zukunft von Reichthum und Glück, der aus den Schätzen der Erde hervorzuwachsen werde, was ist mir das? Da saugt mich nichts an.

Aber der Wald! Wenn ich auf die Fünfsbaumhöhe rechts am Wege nach Gieraltowiß steige, kann mein

Auge sein Ende nicht sehen. Hier und da öffnet er sich zu einem schmalen Raum. Eine Waldstraße führt zu einem verborgenen Dorf. Dann schließt er sich wieder.

Manchmal ist mir, als hätte sich die Welt für mich in diesen ungeheuren Wald gewandelt und ich käme aus der Enge, die eine so ungeheure Weite ist, nie mehr heraus, weil sie so wundervoll einsam ist, so, als seien die einsamen Menschen der Welt aufgesammelt und in Bäume verwandelt worden. Ich wandele unter ihnen wie in einem Chor von Mönchen, die lautlos die Hände zum Himmel erheben, weil ihrer Gedanken kein anderer Ausdruck ist. Und wenn wirklich ein Ton die Stille durchbricht, so ist es nur, damit sie erkennbar werde, damit sie sich um so schneller wieder als jene Fülle zusammenschließt, die eigentlich gar nicht verloren gehen kann.

Die Jahreszeiten ändern nichts. Das junge Birkengrün an den Rändern der Waldstraßen, das festliche Sommerlaub, die grauen Herbstnebel, die schrillen Schreie der Möwen und Wildgänse, die Hirschsprünge und Hasenläufe über den Weg, die Gottbilder am Kreuzgebälk — das sind alles nur Satzzeichen in der langen Bibelrede dieser Einsamkeiten. Hierliche Jagdschlösser mit braunem Holzgebälk und verschlossenen grünen Fensterläden erzählen wohl von vergangenen horndurchhallten Tagen, aber das raunt nur so um mein Haupt als ein leises Wipfelrauschen.

Täglich wandere ich durch den Wald. Einmal früh und einmal abends, einmal im Sonnenschein, einmal im Regen. Ansehnliche Lehmklumpen muß ich oft von meinen Füßen streifen, ehe ich die Gerichtsstube betrete. Der nasse Mantel

vom Abend ist meist am Morgen noch nicht trocken. Manchmal bin ich wundervoll müde von der Tageslast und manchmal so zerrissen, daß ich trotz Müdigkeit nicht schlafen kann. Wenn's irgend Zeit gibt, klimm ich auf die Fünfbauhöhe, um eine halbe Stunde den Fernen des Landes nachzusinnen. Ich freue mich der Waldgedichte des hier heimischen Ritters Eichendorff, die mir in meinen täglichen Wanderungen über die Lippen treten, und gelegentlich mache ich eigene Töne dazu, die ich probieren werde, sobald Luise's Spinett in unsern Räumen stehen wird.

Dennoch, der Wald ist es nicht allein. Ich muß noch viel nachdenken, damit ich finde, warum ich eigentlich schon nicht mehr von hier fortkomme. Vielleicht nur, weil sonst das Lied der Sehnsucht verlänge, anderswo zu sein.

Da ist auch noch mein Freund George auf der Welt. Paßt er mich nicht manchmal hinter einem Baume ab, um eine Strecke mit mir zu gehen und sich von mir Geschichten erzählen zu lassen? Läßt er nicht seinen Ponsyseecken stundenlang gefattelt halten, um mir zu rechter Zeit nachzureiten oder mir entgegenzusprennen? Er ist wild auf mich veressen. Neulich fand ich ihn schlafend auf der Fünfbauhöhe. Wie mich das doch so unendlich rührte! Da lag das Büblein in seiner hüftgegürteten grauen Bluse, die entblößten braunen Arme unter dem Kopf verschränkt. Die vom Blond ins Braune gehenden Härchen flimmerten im Abendgolde, und wie ich leicht darüber hinstreiche, wacht er sofort auf und wirft sich mir stürmisch an die Brust. Ich mußte den Weg nach Przonsna zurückmachen, sonst wäre er mit mir nach Bieraltowiß gekommen. Wenn ich nachts wach liege, ersinne ich mir Geschichten für ihn;

nur daß sie immer eine noch freundlichere Wendung bekommen, wenn ich sie dann erzähle.

Also George ist mein Freund, wie sein Vater mein Feind ist, was mich in Sorgen bringt, er möchte mir eines Tages unter irgend einem wüsten Vorbringen auch diese Freudenquelle verschließen.

Dann kommt Freiherrin Uda Lovisa, aber davon spreche ich jetzt nicht, dann die richterliche Sendung und endlich kommt . . .

* * *

. . . mein Freund Kasimir Santa, der runde Pfarrer von Gieraltowiß.

Den ganzen Oberstock des Hauses räumt er mir ein und zieht schon jetzt mit Bett und Beschemel und mit seiner Schritt für Schritt von ihm selbst geleiteten Kunstservante nach unten. Freilich, freilich, dem lieben, guten, schönen Ungarwein ist er um so viel Schritt näher gekommen.

Bis dahin wohnten wir oben zusammen, und unser waren die Abende; Abende, voll eines seltsamen Männerglücks. Und wenn es manchmal scheint, als seien wir von zwei verschiedenen Sternen auf diesen dritten gefallen und bestaunten uns nun an Hufen und Hörnern, so ist mir doch ebenso gewiß, daß diese beiden Sterne irgendwie freundschaftlich im Ätherblau hängen müssen, sonst könnten wir uns nicht so leicht auf die paar Grundformeln einigen, die für unsere Erde taugen. Ich höre aus dem von keiner Akademie bestempelten Deutsch der lieben Pfarrerseele immer feinere Herztöne heraus.

Die weltliche und die geistliche Macht trennten wir mit

scharfen Scherenschnitten. Der Freiherr hätte nur zuhören sollen.

„Fragst du, Aegidius,“ sagt der Pfarrer, „wer kann Bibel richtig lesen, fragst du zuviel. Wir lesen alle richtig und alle falsch, jeder seine Mocno-Richtigkeit und seine Mocno-Falschheit, wie eben geht. Wer kein Verstehstdu hat, läßt sich vorsagen von mir. Gut, mach ich, wie ich gelernt hab und bissel dazu, was nich gelernt hab und mir ausgedacht. Also wie les ich Bibel: Gebt meinewegen auch dem Kaiser, wenn ihr nur gebt Gott, was ist Gottes. Siehst du, Aegidius, ‚meinewegen‘ ist ein heimliche Wörtel dadrinne. Was geht Bibel Kaiser, König an? Gar nicht, gar nicht. Also Aegidius, spiel du Richter für König und Grundherrn, wie du gelernt hast und noch bissel dazu, was nich gelernt hast, und ich wer auch machen für mein Himmelskönig und liebes Jesulein und da wird gut sein, jeje!“

Die Rede endet immer mit „nazdrowie“. Die Gläser und die Augen finden sich. Wir verstehen uns. Ich frage ihn nicht über seine Pfarrkinder aus, die patrimonialgerichtlich in meine Fänge kommen, und er spricht nicht über den Freiherrn, den er so viel länger kennt als ich.

Einen Anteil an seinem Amte nehme ich doch. An Sommer-sonntagen läßt Kasimir seine Erstkommunikantenkinder in seinen Pfarrgarten kommen. Der Przonsnaer Pfarrer, der Eiferer, hält sich darüber auf. Ein Pfarrwesen soll still bleiben, immer in der Farbe ernster Einkehr. Kasimirs Gott ist ein fröhlicher Gott. Ihn sichts das nicht weiter an, was der Amtsbruder sagt. Er weiß, daß er dem Przonsnaer überhaupt nicht recht ist, und kennt eine gereimte Geschichte von zwei Pfäfflein, die auf sehr verschiedenen Wegen gen

Himmel zustreben und, wie sehr sie sich auch gegenseitig auf Irrwegen glauben, doch beide hineinkommen. Es ist sehr lustig, wenn Kasimir mit seinem Oberschlesisch die Schlußverse aussagt:

„So trägt von hier zu jener Stelle,
Verschiedne Schifflein traun die gleiche Welle.
Sie trägt sie fort und immer fort,
Sie kommen beide an den gleichen Ort.“

Also wenn die Erstkommunikanten im Pfarrgarten sind, sitzen sie erst zahm und züchtig im Kreise um die Bohnenlaube, indessen Kasimir von seinem knistrigen Rohrstuhl aus zu ihnen spricht. Ich sitze hinter Kasimir in der Laube, sag kein Wort dazu, lausche nur und schaue. Ich weiß mir keine größere Freude.

Wie die Kinderseelen sich binden lassen von seinem gütigen Wort und doch wieder nicht stark genug sind, dabei zu verweilen! Eine schillernde Fliege genügt, ein Blütenblatt, nicht doch ein Wolkenschatten, ein Bröckelchen in der Hosentasche. Marianna wendet sich. Es zuckt lachend in dem Gesichtlein. Muß nicht da der Franzek den Walusch mit dem Ellbogen in die Seite stoßen: „Sieh, Marianna lacht.“ Alle drei lachen, sieben lachen, alle lachen.

Kasimir auch. Er gibt ein Zeichen. Die wilde Jagd um die Beete geht los. Am liebsten rennte er mit, und nur um der geistlichen Würde willen unterläßt er's auch nicht. Das Herz will nur nicht mehr recht mit.

Dann komm ich hervor aus der Laube und setz mich neben meinen Kasimir. Hie und da stoßen wir uns vor Vergnügen in die Seite, um uns noch glücklicher zu machen als wir

sind. Die Mütter aus dem Dorfe lehnen ihre Arme auf den pfarrerlichen Staketenzaun. Ihre bauschigen Röcke mit den wandelseidenen Schürzen füllen die Räume gegeneinander aus. Die Männer stehen etwas weiter zurück, aber auch ihre Blicke gehen in den Pfarrgarten. Die Stumpfheit ihrer Tagesfron, der Kummer, den sie alle um den Ausgang dieses Erntejahres haben, geht ihnen für eine Weile aus dem Gesicht.

Kasimir hat recht: Der Prjonsnaer macht la pluie und wir machen beau temps.

* * *

Es wird nun wohl alles anders werden. Luise kommt übermorgen, die Möbel morgen, wenn der Wagen nicht stecken bleibt. Der Gerichtsbetrieb ist für drei Tage eingestellt. In eiligen Sachen wird mich der Richter Klemm von Birawa vertreten.

Ich durchwandere die vier fahlen Räume, die wir nun bewohnen werden. Spinnweb und Schmutz genug! Da ist ein Wandriß, der dem Patronat schon lange hätte gemeldet werden müssen. Die Nordwand ist feucht und bekommt bei jedem Regen neuen Beschlag.

Hätte mich wahrhaftig bald wegen der Mängel mit dem guten Santa verzürnt, nur nicht, weil er mir die Räume so verwahrlost übergibt, sondern weil er sie gerade nicht so übergeben will, wie sie sind. Er will wenigstens seine Weibsleute aufräumen und sauber machen und den Maurer kommen lassen. Er versteht meinen Wunsch nicht. Wer sollte das auch so leicht verstehen?

Jungfer Lina, die virgo oeconomica, schon ganz und

gar nicht. Ist ganz rabiat sogar und sieht mich mit seltsamen Augen an und wiegt die Hüften. Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll. Aber was geht mich das Frauenzimmer an? Mag sie meinetwegen ihre Hüften für den jungen Gendarmen im Dorfe räkeln.

Für mich kommt nur Freund Santa in Betracht. Der macht mir Kummer. Er sieht mich mit so forschenden Priester-Augen von der Seite an, als wolle er sagen: Hast du mir nichts mitzuteilen, Freundchen? Weißt du nicht, daß du in mich hinein dein Geheimstes verstecken kannst, und ist keine Macht der Erde imstande, mir das herauszureißen? Und weißt du nicht, was Freundschaft ist, welchen Gefallen du mir tust, wenn du über den Reichsten der müden, stumpfen Seelen mir deine feinere Seele zu eigen gibst? Mich hungert und dürstet nach dir.

Da ist mir denn am Abend vor Luifens Ankunft das Bekenntnis aus der Seele getropft. Er weiß nun, daß ich Luifens wegen hierher gekommen bin, weiß, daß ihr hier endlich die Schleier von den Augen genommen werden sollen, indem sie vor eine ungeheuer große Aufgabe gestellt wird.

Nun ist Kasimir glücklich. Der kleine Mann legt beide Hände auf den Rücken und schnellt von einem Ende der Stube ins andere. In seinem dicken Kopfe arbeitet es hörbar; die Gedanken spielen Fanchon.

„Freilich, freilich, Bruder Aegidius, du hast ganz recht. So soll es sein. Wir machen Komplott. Wir helfen nicht, wir zucken die Achseln, wir wissen von nichts. Gar nichts, gar nichts! Und dadurch, daß wir nicht helfen, helfen wir ihr gerade. Wir sind einmal vernünftige Sophisten, nur mit Maßen, verstehst du, modice. Nicht gekloßt und nicht

gepaßt, mocno-feine Pinselstriche und wieder mal kleine Paßer dazwischen. Zurücktreten, hinschauen. Nicht zu viel von Schwarz, nicht zu viel von Blau. Du, Aegidius, ich bin ja viel mehr zu Haus als du. Ich kann malen mit dem Kopfe, ich kann malen mit der Zunge . . .“

„Mehr, Kasimir, du kannst malen mit dem Herzen.“

„Gut, mal ich mit dem Herzen, Aegidius. O, ich wer dir malen eine Madonna und ein kleines, kleines Kind. Was willst du, daß ich soll malen, Bub oder Mädchel, du Kinder-narr. Und ich wer taufen, Aegidius. Wie soll es heißen? Sag!“

„Ach, Kasimir, du denkst zu weit hinaus!“

„Gar nicht, gar nicht, also sag bloß . . .“

„Justus, der Junge, Justina, das Mädchen . . .“

„Herrlich, jeje, Justus und Justina. Wie schöne Namen! Ja, so taufen wir, und ich trink nicht aus mein schön Mader Sajgo Berg, weißt du. Ich trink nicht aus. Soll Weinchen sein für Laufe von Justus und Justina. Schönes Weinchen, würdiges Weinchen, jeje!“

Der gute Kasimir bekommt den Schlucken. Der Schlucken geht in einen schweren Husten über. Sein Kopf wird dunkelrot. Er schwankt. Ich führe ihn zum Kanapee. Es dauert lange, ehe er sich erholt hat. Seine Begeisterung war zu groß gewesen. Nun hab ich Kummer um ihn, da er nach jener springenden Röte so blaß geworden ist. Dann hab ich mich auch wieder gefreut, denn wie er ermattet in der Sofaecke lag, hab ich das integer vitae so deutlich in seinem Gesicht gesehen wie niemals sonst an einem Menschen.

* * *

Die Möbel stehen wild durcheinander in zwei Stuben des Oberstockes. Die andern Zimmer sind noch ganz leer. Spinnweben hängen bis in Manneshöhe von der Decke herunter. Maudreck sieht man aller Ende. Wie die Möbel verteilt, was geändert und gebessert soll, ob der Mauerriß verklebt und die Mauslöcher verstopft werden sollen, wird alles Luise bestimmen. Behaglichkeit ist sie gewöhnt. Die Wonne zärtlicher Stille ist die Luft, die sie am liebsten atmet, ich aber kenne ihre Gefahren.

Die Urväter, die das schöne Laubenhäus in Hirschberg erbauten, hatten Cyclopmauern hingestellt, die niemals barsten. Überall Schuhkräger und Roste, an denen man sich säubern konnte, um das an sich schon strahlende Haus nicht zu verschmutzen. Dauerhafter Plansch, der erneuert wurde, sobald sich der geringste Schaden zeigte; strahlende Sauberkeit in jedem und allem.

Freilich, einen Garten am Hause wie den Pfarrgarten konnte man da nicht haben. Da war alles Stein auf Stein. Die Gärten lagen vor den Toren, und von da aus schaute man auf die blauen, oft umschleierten und eisbescheinten Riesenberge, die Schneekoppe, den Forstkamm, den Reisträger, die Sturmhaube, die Schneegruben, und konnte sich nicht sattsehen der Herrlichkeiten des Gebirges.

Und hier?

O Luise, ich hab's gewagt. Anders als mit Großem kann das Glück nicht gewonnen werden.

Kasimir ist so erwartungsvoll, als wäre er in seinem Alter noch ein Bräutigam und ich nur so eine Art Freier für ihn. Er sucht selber im Garten den Begrüßungsstrauch zusammen, den ich zur Bahn mitnehmen soll. Es plagt ihn,

daß er nicht mitfahren kann. Er hätte gar nicht Platz in dem kleinen Jagdwägelchen, das ich mit vieler Rederei von Förster Jochimsky gestellt bekommen.

Nun plagt er dafür jetzt schon seine Hausgeister mit dem Willkommeneffen. Gestern hat er sogar einen Jungen bis an die Lenczok-Leiche geheßt, damit er vom Leichwärter des Herzogs einen Hecht besorge. Der Hecht ist da. Kasimirs neue Sorge ist die Zubereitung. Er geht mit dem Geiste Brillat-Savarins um, das rechte für den Festhecht zu finden. Die *virgo oeconomica* wirft die Nase auf und bläht die hübschen Nüstern. Es ist erklärlich, daß sie der Veränderung nicht freudig erregt gegenüber steht. Warum aber ihre Augen in Erwartung dessen mich fragend suchen, kann ich nicht begreifen. Was willst du eigentlich von mir, Mädel? Luise kommt, meine Luise.

* * *

Mit Rasseln, Klappern und Stöhnen läuft der Zug in die Station. Es ist immer noch ein heroischer Anblick, dieses Werk des Menschengestirns in Arbeit zu sehen. Mir klopft das Herz, wie es mir nie geklopft hat. Alles, was ich hier um mich sehe, kommt mir grob und roh vor. Es ist ihrer nicht würdig. Ich selbst bin schon ein grober Kerl und auf dem Wege, zu verbauern. Was nur der Mensch in der roten Mütze auf dem Perron für ein dummstolzes Sergeantengesicht macht? Wie jammervoll die Bauersleute mit den Butter- und Gänseförsen aussehen! Und dort steht ein halbbetrunkener Mensch in der Ecke . . . wahrhaftig, das sollte er nicht tun. Der Frei-

herr würde ihn einfach mit der Reitpeitsche versohlen. Hier kümmert sich niemand darum.

„Luise, hier, hier . . . da bist du ja . . . da bist du endlich . . . Liebes, Geliebtes! . . . Komm, gib her, was du hast, ich frag's . . . ach, wie freu ich mich!“

Ein Schauer kommt über mich. Ich lasse ihr nicht Zeit zu antworten. Dies schwere Blond ist meine Seligkeit. Die Berührung ihrer Hände, als ich sie vom hohen Trittbrett herunterhebe, durchrieselt mich. Diese schwermütigen Augen, die sich so rührend mühen, einen freudigen Schimmer zu bekommen, entzücken mich. Wie leicht sie ist und wie fein sie aussieht! Der großkarierte Doubleshawl — Gott, — sie hatte ihn wohl schon früher; mir ist, als hätte er ihr nie so zu Gesicht gestanden — wie herrlich seine weißgrau-schottische Karierung!

„Komm, Luise, vor der Station steht der Wagen. Nur noch ein Stündchen Fahrt und dann ist die dumme Reise zu Ende. Zu Hause in deinem neuen Reich erwartet uns schon brennend der liebe neue Freund Kasimir.“

„Der Pfarrer, bei dem wir wohnen sollen?“

„Eben der, Liebes. Du wirst ihn auch annehmen als unseren Freund, der er ist, denn er ist es wert. Ja, und wundere dich nicht über ihn . . . nein, nicht wahr, du wirst dich nicht wundern, wenn du es in seinem Hause nicht so schön findest wie in Hirschberg. Das kam hierzuland nicht sein. Das wirst du verstehen lernen und ihm nicht grollen?“

Sie nimmt lächelnd, da wir im offenen Jagdwagen nebeneinander sitzen, meine Hände und drückt sie fest an ihre Brust. „Alegidi, sorg dich nicht um mich. Mir ist viel

besser, seit ich von dort fort bin. Ich weiß nicht, wie das kommt, aber hier scheint die Luft leichter zu sein als dort in den Bergen. Hab du nur noch ein wenig Geduld mit mir.“

Das Rührende, das mich immer besiegt, ist wieder in ihrem Blick. Wenn doch diese arme Seele sich von dem Druck einer gespenstischen Vergangenheit freimachen könnte. Mir fällt auf einmal bei, welche merkwürdige Lautverwandtschaft die Worte Gespenst und Gespinnst haben, und in einem plötzlichen Zärtlichkeitsdrange suche ich ihren Arm unter dem Shawl. Ich merke, sie trägt da ein Päckchen, das sie mir rasch entzieht. Gewiß eine kleine Überraschung. O, nun kann ich warten. Gute Luise, denke ich, ich wünsche nur, daß du dich über meine Überraschungen ebenso freust.

Dann haben wir hinter dem breiten Rücken des Kutschers den ersten Kuß der Wiedervereinigung getauscht und sind eigentlich viel zu früh in Gieraltowitz einpassiert.

Der gute Santa hat auch mich mit überraschen wollen. Eine riesige Blumenguirlande prangt über der Haustür. Aus den Gewinden heraus tritt ein herzförmiger Reifen mit den Buchstaben L und A. Alle meine Freunde aus dem Garten finde ich in dem Kranze wieder. Wie muß er geräubert haben! Nun steht er in seinem besten Rocke, auf dem freilich noch Blütenteile und Fichtennadeln liegen, vor der Tür. Zum Händewaschen scheint er nicht mehr gekommen zu sein. Das ist überhaupt ein wenig seine schwache Seite.

Wie die beiden lieben Menschen sich sahen und begrüßten, wird mir zeitlebens in Erinnerung bleiben, aber ich werde

es nicht beschreiben. Beileibe nicht! Es gibt Dinge, die das durchaus nicht vertragen. Ich werde auch ganz und gar nicht die Feinheiten des Bewillkommungsmahles, die gewaltigen Schüsseln, die er auftragen ließ, die schönen, lieben, guten Ungarweinchén, die er aufgestellt hatte, als gälte es, einen frunkfesten Major zu bewirten, und erst recht nicht den Toast mit dem zitternden Glas in der Hand und den bebenden Worten im Munde einer erregten Altmännerseele beschreiben. Man würde vielleicht nur den Humor darin finden, und so sicher er drin gewesen ist, so ist er doch viel zu fein und zu heilig, als daß er über uns drei hinausgehen dürfte. Hier schließ ich eigensinnig die Pforte ab und steck den Schlüssel in die Tasche.

* * *

Erst nach dem Begrüßungessen wird Luise in die neue Wohnung eingeführt. Ich habe warnende Worte einfließen lassen, sie solle nicht zuviel erwarten. Nun entfalte ich meine ganze Manneschläue, den Gegner — welcher ein lieber, lieblicher Gegner! — nicht erst zur Besinnung kommen zu lassen, vielmehr in die faits accomplis hineinzuzerren, wie wenn man die Schüge eines schnellströmenden Bergflusses aufzieht. Erst umfaß ich Luise und ländlere in geflissentlich übertriebener Dinerstimmung durch die leeren Zimmer. Dann tourniere ich mich mit ihr in die möbelbesetzten Stuben und lande auf jenem Kanapee . . . jenem steifbeinigen, hochlehnigen Kanapee mit nur zwei Sitzplätzen und einem rosenblumigen Überzug, von dem ich sonst kein Wort sagen werde. Und wir sitzen da ein Weilschen gleichsam auf der Brücke nach dem Lande, in

dem unser Fuß erst heimisch werden soll. Frauchen glüht. Sie ist ganz benommen. Der Reisetag, die Turbulenz der Anfahrt und des Festmahles lassen sie nicht zu sich kommen. So soll es gerade sein.

Ich springe auf, werfe Rock und Weste ab; hemdsärmelig aufgekrempt stelle ich mich vor sie hin und rufe: „So, Louison, jetzt kann's losgehen. Befiehl du nur, was zuerst zu tun ist.“ Clownsfallen zeigt mein Gesicht, die sie nie an mir gesehen, und wahrhaftig, sie muß meinen Eubeneifer belachen, fängt da und dort zu rücken an, gewinnt Ansicht und Entschluß, mißt mit Auge und Hand, so daß bald der Eifer Oberhand gewinnt, wenigstens ein Zimmer alsobald in bewohnbaren Zustand zu bringen. Die starke Jadwiga wird gerufen. Wir packen, heben, tragen, schieben und stellen wieder um, just wie Luise es haben will. Dabei spiel ich den Dolmetsch, wenn Luise des schlecht deutsch Sprechenden Mädchens Kauderwelsch nicht versteht. Der sommerliche Pfarrgarten duftet herauf. Die Sonne füllt das Zimmer. Wahrhaftig, es liegt, seit Luise drin ist und die vertrauten Möbel uns umgeben, ein Schimmer von Behaglichkeit über dem Raum.

Jetzt kommt die Kaffeestunde. Ich schlage vor, Luise solle den ersten Bespertrunk unten in der Küche bei Jungfer Lina selber bereiten, damit sie dort als Hausfrau bald erkennbar werde, begleite sie hinunter und schaffe dann mit Jadwiga allein weiter.

Der Kaffee kommt. Eine leichte Überschwattung liegt auf Luise's Gesicht. Sie ist wohl übermüdet. Oder hat's schon einen Zusammenstoß mit der virgo oeconomica gegeben? Ganz gleich. So ist das Leben. Auch der Ärger über den

lieben Nächsten gehört auf die Habenseite. Luise soll ja an Widrigkeiten stark werden. Ich nehme sie in die Arme, herze und küsse sie. Sie liegt an meiner Brust. Ich höre ihr Herz klopfen. Dazu sprech ich immerfort in den leichten Tönen, die ich mir vorgenommen habe einzuhalten. Luise gewinnt sich zurück. Es wird ein köstliches Kaffeestündchen. Ich denke nur immer, jetzt könnte das Überraschungspäckchen, das sie unter dem Doubleshawl trug, zum Vorschein kommen, aber es kommt nicht. Ich sehe nicht, wo sie dergleichen verborgen haben könnte.

Derweil wir noch sitzen und schwätzen, fährt unten ein schneller Wagen vor. Stürmische Tritte klirren die Treppe empor. Was ist das? Ich höre die Stimme des Richters Klemm aus Birawa, den ich schon kenne.

Es klopft mit starkem Finger.

„Herr Kollega,“ kommt es vom Treppenflur, „nichts für ungut, sehr eilig, sehr eilig!“

Ich stürze zur Tür. Da tritt er schon herein. Er wird Luise kaum gefallen, was er auch bringe: ein schwarzer, härtiger Mann mit einer auffallend breiten, roten Nase und einer Länge des Halses, die dem Besitzer doppelte Trinkfreude zu verheissen scheint. Er ist eine häßliche Mischung von Stadt und Land, zum Vorteil keines von beiden.

„Kann Sie leider nicht vertreten, Kollega . . . o, pardon, Gnädigste! . . . Heikler Fall, völlig unvertretbar!“ —

Seine dreisten Augen fressen sich im Zimmer herum und haften ebenso auf Luise's Zügen.

„Ja, Frau Kollegin, wenn Frau Justitia ebenso aussähe, wäre sie nicht so arrogant, wie sie Ihnen erscheinen wird.“

Aber es hilft nichts. Ich muß mit groben Stiefeln in diese zarte Vereinung treten.“

Dabei zwinkert er unverschämt mit den Augen. Was denn los sei?

„Nicht erzählbar, Kollega, einfach nicht erzählbar vor den Ohren einer Dame. Steigen Sie ein, unten steht der Wagen. Wir fahren gleich an Ort und Stelle.“

„Wollen Sie nicht wenigstens noch ein Schälchen Kaffee bei uns trinken?“

Klemm ist kein Unmensch. Ich habe schon genug von ihm gehört. Gebranntes Wasser ist ihm lieber. Schließlich nimmt er, was er kriegt. Ich bedaure sehr, Luise diesen Amtsgenossen schon am ersten Tage bieten zu müssen.

Die Ordnung des Tages wird jäh unterbrochen. Ich werde kaum Zeit haben, begütigende und tröstende Worte zu Luise zu sprechen. Sie muß allein in der ihr so fremden Umgebung bleiben. Dieser „Muß“ werden noch viel kommen. Ihrer Heilkraft traute ich sehr. Jetzt will etwas in mir wankend werden.

Ich komplimentiere den Richter Klemm zur Tür hinaus. Eine Minute wenigstens muß noch für Luise bleiben. Sie liegt mit beiden Armen um meinen Hals. Eine plötzliche Angst umkrallt sie. Ich ströme tausend schnelle Worte über sie hin, aber unten gefällt sich Herr Klemm, übermäßig mit der Peitsche zu knallen. Er knallt nicht nur, er schlägt mit dem Peitschenstiel auf Luise's zarte Nerven.

O, du Gorilla, wenn ich jetzt die Peitsche in der Hand hätte!

* * *

Herr Klemm hatte recht. Ich bin völlig unentbehrlich. Die Sache ist die: Die Herrschaften Przonsna und Birawa grenzen aneinander. Durch ihre Bäche führt die Birawka als Nebenflüßchen zur Oder. Mein Freiherr und der Herr v. Nathusy auf Birawa waren bisher gute Freunde, Jagdsfreunde, Trinksfreunde, Nachbarn. Plötzlich stehen sie sich an einer kritischen Stelle in der Nähe der Scheide ihrer Besitztümer und zugleich am Ufer des Flüßchens gegenüber, beschimpfen sich wie die homerischen Helden und weichen nicht vom Fleck. Was ist geschehen? Der Leichnam eines schwangeren Mädchens ist in der Birawka dahergetrieben. Der Selbstmord, an den man zunächst glaubte, ist nicht aufrecht zu erhalten, denn am Hinterkopf der Leiche zeigt sich eine Schußwunde. Außerdem ergibt sich, daß jene Anastasia Halamoda, so hieß das Mädchen, sich des zu erwartenden Kindchens freute und Vorbereitungen seiner Ankunft getroffen hatte. Ein Liebhaber ist nicht bekannt, auch sonst kein Feind und Widersacher. Also Mordverdacht ohne Beschuldigung eines bestimmten Täters.

Die Leiche ist auf freiherrlichem Grunde gelandet. Daraus soll sich meine Zuständigkeit ergeben. Aber da war ein Hütejunge des Freiherrn, der auf einem an der Birawka gelegenen Hügel liegend gesehen haben wollte, daß der Leichnam des Mädchens von Nathusyschen Leuten von dessen Grund auf freiherrlichen Grund getragen und halb in die Flut hinein, als wäre er Anschwemmsel, niedergelegt worden sei. Ein dunkler Mann sei dabei gewesen, den er nicht gekannt hätte.

Nun streiten die Grundherren um die Gerichtspflicht.*

Keiner will sie übernehmen, denn die Kosten der Untersuchung fallen dem Zuständigen zur Last, und jeder von beiden behauptet, unter sonstigen Lasten genugsam stöhnen zu müssen, um auch noch diese zu tragen. Richter Klemm kann in so heißem Falle nicht mein Vertreter sein. Das liegt auf der flachen Hand.

Er trägt, derweil wir durch die Sommerlandschaft fahren, den Fall leidlich sachlich vor. Die Worte weiß er schon zu setzen. Selbstverständlich blickt aber doch wie unter schwacher Versilberung seine eigene Meinung hindurch. Dieser Hütejunge muß natürlich geträumt haben; denn er, Herr Klemm, wisse auf der ganzen Nathusyschen Herrschaft keinen Menschen, der sich solcher Unthat getraue, und außerdem sei es immer verdächtig, von einem unbekanntem Manne geredet zu hören, indem es in der Gegend keine unbekanntem Menschen gäbe, am allerwenigsten für solch einen Hütejungen, der vor Neugier pläze.

Ich weiß bloß nicht, warum mich Herr Klemm, da wir im Wagen nebeneinander sitzen, immer forschend von der Seite ansieht, als wollte er partout meines Gesichtes Intabulate heraushaben. Nach Beendigung seines Berichtes will er gleich meine Meinung hören und ist nicht befriedigt, daß ich zurückhalte und mich auch durch weitere Ergießungen nicht verlocken lasse. Er sollte doch wohl gelernt haben, vorsichtig zu sein.

Der heiße Tag, die Fahrt im Staube der Landstraße, der Eifer seiner Rede scheinen Herrn Klemm durstig gemacht zu haben. In Lefartow muß er unbedingt vor dem kümmerlichen Kretscham halten. Ich kann das nicht begreifen.

Die Sonne ist im Sinken. Wir müssen zusehen, recht bald zu einer Entscheidung zu kommen. Indes, er ist der ältere. Man soll nicht unhöflich sein.

Herr Klemm bestellt Schnaps für beide, den er für ausgezeichnet erklärt. Es sei seine Methode, sich den Durst mit Schnaps zu löschen. Seltsame Methode! Ich will's bei einem Gläschen bewenden lassen. Er nötigt mich aufdringlich. Ich weigere mich, werde ärgerlich und verlange unbedingt baldige Weiterfahrt. Er will auffahren, bedenkt sich dann und steigt endlich wieder auf.

Unser Wagen hält auf einem Feldwege unterhalb des Hügels, von dem der Hütejunge jene Wahrnehmung gemacht haben will. Der Freiherr sitzt auf der Anhöhe im Grase und schnell empor, als er uns kommen sieht. Herr v. Nathusy spricht etwas abseits bei einer Erlengruppe mit einem Bauern. Heulende Weiber und Kinder bleiben in respektvoller Entfernung. Unten an der Birawka sieht man einen Gendarmen mit gezogenem Säbel bei dem Leichnam halten.

Der Freiherr ist schlechtester Laune. Eines seiner Schnurrbartenden hat er in die Zähne geklemmt. Das andere flattert frei weg. Mit seiner Reitgerte haut er sich fortwährend auf die Stiefelschäfte. Dies Zeichen kenne ich. Seine beißenden Augen sprechen in unseren Anmarsch hinein zu uns: Da habt ihr Halunken es gewiß schon lange untereinander ausgemacht. Sagen tut er es nun zwar nicht. Soweit hab ich ihn. Dennoch kommt über dieser Gedankenwitterung heiliger Zorn in mich, und meine Augen sprechen in die seinen zurück: Wart, ich werde euch allen dreien, wie ihr gebacket seid, zeigen, was dem

Schwerte der Gerechtigkeit gebührt. Ich nehm's in die Faust, und alle Blumengewinde sollen von ihm abfallen. Kehrt gemacht! Ich kümmerge mich nicht um den Freiherrn. Ich gehe hinunter zum Gendarmen, die Leiche zu besehen. Armes Mädchen, daß sie ihren Leib noch im Tode bestarren lassen muß! Die Wasser des Fläschens gluckern um seine Füße und eilen auch schon weiter. Das Haupt ist zur Hälfte in einen Busch Bergißmeinnicht getaucht. Hinter dem rechten Ohre ist der blutige Einschuß. Er hat gut getroffen, der sie hinhordete, weil er die Frucht ihres Leibes verschmähte. Die blonden Haare sind lang und ihre Enden werden noch vom Wasser bewegt. Halt, da! Wo hab ich nur solche Haare mit dem leichttrötlichen Einschuß gesehen? So trägt sie die Franzka, oberste Milchmagd im freiherrlichen Hofe. Gut, daß sie's nicht ist, denn sie lief noch dieser Tage gertenschlang und fern aller Mutterschaft, die dicken Milchkanen leichtlich bewegend, über meinen Weg.

Die Besichtigung ist beendet. Des liegenden Körpers Haltung läßt sich allenfalls mit selbsttätiger Anlandung vereinen. Was im sinkenden Abend zu sehen, hab ich gesehen. „Herr Kollega, ich bitte,“ rufe ich zu Herrn Klemm hinüber, der bei seinem Gerichtsherrn steht.

Ich glaube, er schwankt ein wenig, als er sich von seinem Herrn lösend durch die tauigen Gräser zu mir herüberbegibt. Er wird wohl wissen, warum.

Ich sage: „Die Untersuchung wird vorbehaltslich der Prüfung der Kompetenzfrage hierher übernommen.“

„So was gibt es nicht,“ schreit er mich an.

„So was gibt es, Herr Kollega. Ad 1: ist die Leiche, wie

man sagt, angeschwemmt, so liegt der Latort oberhalb, also bei Ihnen, oder ad 2: sie ist herübergetragen, so ist der Latort erst recht bei Ihnen. Ich aber übernehme vorläufig die Untersuchung, weil dieses Schauspiel hier unwürdig ist und zunächst einmal beendet sein muß. Verstehen Sie das?"

„Danke für die Belehrung, Verehrungswürdiger, ich nehme nur die Erklärung entgegen, daß Sie die Untersuchung übernehmen, und habe die Ehre, mich ebenso ergebenst wie gehorsamst zu empfehlen.“

Damit trabt er schwankend davon, seinem Herrn den Sieg, wie er ihn nennt, zu verkünden. Als ich darauf zum Freiherrn gehe, ihm meine vorläufige Entscheidung mitzuteilen, loht der mich mit einem fürchterlichen Blicke an, sagt kein Wort, schwingt sich auf sein Roß und tobt, gefolgt von seinem Reitknecht, davon.

Ich schaue ihm nach. Da reitet die untergehende Zeit ab, denk ich. „Ihrem Ende eilen sie zu, die so stark im Bestehen sich wähnen.“ Ob es denn gar so schwer ist, das Konser-vative und Fortschrittliche zu vereinen?

* * *

Scharf gegen den tiefblauen Himmel gezeichnet steht die Mondichel gegen Osten. Die Zweige der Erlen am Flüsschen hängen wie im Banne eines Zaubers still. Aus schweren Augen sieht die Nacht über den Hügel, von dem der wilde Freiherr sprengte.

Die Nacht ist mein. Sie wird mich ganz erfüllen und mir nach dem goldenen Tag die jungen Blätter der Hoffnung

abstreifen wollen; wird mich mit riesigen Säusten angreifen; ich aber muß mich mit neuen Kräften gürteln, denn ein liebendes, lebendes Haupt dürstet nach mir. Gehandelt, Herr Richter!

„Gendarm, ich übernehme die Totenwache zunächst allein. Sie gehen ins nächste Dorf . . . welches ist das?"

„Niesnaschin, Herr Patrimonialrichter“.

„Wie weit?"

„Eine halbe Stunde.“

„Gut, also Sie gehen dorthin, holen den Gemeindevorsteher und zwei Mann mit einer Tragbahre und kommen mit den Leuten hierher zurück. Außerdem stellen Sie einen Innenraum in Niesnaschin zur Unterbringung der Leiche bereit.“

Gehorsamste Einwendungen. Ich dommere ihn an, als stände ich mit dem Offizierspallast in der Faust vor ihm. Er tritt ab. Die Nacht sinkt. Wir sind allein, das tote Mädchen und ich. Mir soll nicht bang werden. Ich suche das Leben durch Nacht und Tod, durch die strömende Welle, das glühende Würmchen unter den Erlenbüschen, die Tierlaute in Nähe und Weite und . . . Luise.

Der Mond klettert aus den Silberstegen der Flut herauf zu des Mädchens Angesicht. Wo mag deine Seele weilen, Mädchen? Du schaust vielleicht das bessere Spiegelbild der Welt, das deine Sehnsuchtsaugen fasten. Vielleicht lebt auch in jenen Fernen des Kindes Seele, das du in sündiger Stunde empfangst, mit dir, und du liegst am Herzen der magna mater. Du wolltest der Welt einen neuen Menschen schenken, aber die Welt wollte ihn nicht. Wär ich die Welt, ich wollte jedes, jedes Kindlein.

Die Weise tönte fort und fort und endete immer bei Luifen.
Das ging so, bis die Männer mit der Tragbahre kamen
und den Leichnam aufhoben.

* * *

Eigentlich sollt ich heut, und wenn's in einer Sommerlaube
wäre, mein Logement zu Niesnaschin nehmen, denn morgen
früh muß ich wieder hier sein oder sonstwo, nur nicht daheim
im Gieraltowißer Pfarrhaus. Dennoch, wie sollt ich
bleiben können? Ich muß durch diese Sternennacht wandern,
muß über die eigenen Träume hinwegschreiten, bis ich
an Luifens Lager stehe. Nur fort von hier.

Es weht mich leise an. Der Atem kommt, der Atem geht;
bald freudig und bald traurig. Jeder Schritt kürzt mir den
Weg zu ihr, wird schneller und treibender. Das ist ganz
von selber. Ob das überhaupt noch meine Füße sind? Wohl
wandert der Himmel in meinen Füßen. Die Plejade, diese
Schar loser Mädchen, tanzt neben mir her. Die leicht-
füßigen Dinger zwitschern und schwazen in alle Nacht-
gedanken hinein. Ich glaube, sie sprechen spöttisch von
einem Manne, einem Baumausreißer mit Eichpfahlbeinen
und einem Brustkasten von Pantherstärke, der sich grämt,
daß die böse Welt ein ungeborenes Kind verdarb, indes
er selber keins erschaffen kann. Hahaha! Hat ein liebendes,
ein schönes, blondes Weib, das da liegt und wartet, und er
erschütteret sich um eine schwangere Dirne, die ein anderer
erschlug; welch ein komischer Mensch!

Bleibt bei mir, ihr Fruchtansager, und helft mir lieber,
schreitet voran mit euren langen Sternenbeinen, umringt

das Lager der Geliebten und bereitet mir den Empfang mit
Himmelsrosen.

Wolken kommen von Westen gezogen und hüllen den Glanz
über mir ein, Maja, Elektra, Sterope, Merope, und wie
die zärtlichen alle heißen. Treibende Wolken ringsum!
Was ist oben, was unten, was rechts und links? Ist
einerlei, nur immer geradaus durch den finstern
Wald und durch den finstern Wald. O, wenn er doch zu
Ende ginge.

Eine Turmuhr schlägt. Der Wald hört auf. Das wird
endlich Gieraltowiß sein. Der Schweiß läuft mir von
Haupt und Gliedern. Noch zweihundert Schritt, jetzt
hundert, jetzt fünfzig und zehn. Da ist meine liebe Karawan-
serei, das Pfarrhaus. Der Mond ist wieder da und hält
seinen blinkenden Schild über ihrem Dache. Die Holunder-
büsche vor der Hausfront verdecken mir die unteren Fenster.
Oben ist es stockdunkel, und die Fenster sind geschlossen.
Wie sollte es anders sein? Soll sie in dieser Stubenwirrnis
bei der Rüböllampe des Liebsten warten?

Unten aus dem Parterrefenster, wo mein guter Kasimir
seine Bettstatt aufgeschlagen, blinkt ein trübes Licht. Was
er wohl noch machen mag?

Was ich nie im Leben tat, jetzt tue ich's und weiß mich
nicht zu rechtfertigen: Ich presse das Gesicht an sein Fenster
und schaue hinein. Der alte Mann kniet auf seinem Bet-
schemel und betet. Sein dicker Kopf liegt auf dem Pult.
Jetzt hebt er die Hände auf . . .

Da heißt es, vorsichtig sein, daß ich ihn nicht störe. Ich
drehe den Haus Schlüssel ganz langsam und weich im Schlosse,
schiebe die Tür ebenso sacht nach innen, und als ich in den

Hausflur trete, steht dennoch Kasimir Fanta vor mir. Ich kann sein gutes Gesicht nur undeutlich erkennen.

„Endlich bist du da, Aegidius.“

„Ja, Kasimir, da bin ich. Ich wollte dich nicht stören.“

„Hab ja auf dich gewartet, jeje!“

„Guter Kasimir, um mich war nicht not. Ich dacht nur immer hierher und muß in der Früh schon wieder weg. Wie ist's gegangen da oben?“

„Still, still, nicht ein Stühlchen gerückt, nicht heruntergekommen, nichts gewollt und nicht gesagt, jeje! Wie ich bin gegangen an Eurer Tür, ist nur ein Knistern gewesen und Rauschen. Und sollt doch nicht helfen, wie's ist besprochen. Schwer, Aegidius, schwer; muß ein bißel beten ums richtige Licht.“

„Ach, Kasimir, daß du dich so sorgst um uns fremde Leute!“

„Fremde Leute, Aegidius? Der alte Fanta kennt keine fremden Leute. Nun gehst du hinauf?“

„Ja.“

„Deine Hand ist heiß, Aegidius.“

„Ich bin scharf gelaufen.“

„Du zitterst?“

„Ich will zu ihr.“

„Als Mann?“

„Du darfst mich nicht danach fragen.“

„Ich darf, ich bin dein Freund und der Brunnen Gottes.“

„So nimm's an.“

„Augenblick hier herein, Aegidius, ehe du hinaufgehst.“

Wir treten in die Priesterstube. Er zieht mich an sein Betpult, hebt die Hände über mich und kniend empfangt er seinen Segen.

„Es soll gut werden mit euch in meinem Hause, Aegidius. Ich weiß, du kommst von Blut und Tod. Da mußst ich die Kraft meiner Hände versuchen.“

„Lieber Kasimir, nun gehst du aber schlafen. Siehe der Morgen graut.“

Mit einem Lauglicht in der Hand klimm ich die Stiege empor. Luise wird sich eingeschlossen haben, aber das ist ja gleichgültig, denn ich besitze den Schlüssel zu der leeren Stube, die an den Flur grenzt und von da aus . . . Wie ein Chemann noch zittern kann, ehe er hintritt an der Liebsten Bett?

In das Zimmer, in dem ich sie ruhend erwartete, trete ich mit der Hand vor dem Licht, damit mir sein Schein nicht zerflattert.

Ha, was ist das?

O Schreck und Qual!

Da sitzt Luise starr und gerade in dem steiflehnigen Kanapee. Ihr Haupt ist mit Schleiern umwunden, und unter ihnen ist ihr furchtbar glänzendes Auge dem Eintretenden zugewandt. Ich taumele auf sie zu:

„Luise, was machst du?“

Sie spricht nur zwei Worte, zwei gräßliche Worte in dieser Stunde: „Braut, Braut!“ Ich flehe sie an, sie solle doch erwachen, sie sei doch längst meine liebe, liebe Frau. Ich will ihr die Schleier herunterziehen. Sie schreit und wehrt mit krallenden Händen, springt auf und läuft in der Stube herum, als wäre sie von Räubern verfolgt. Die Schleier fliegen hinter ihr her. Sie bleibt irgendwo hängen. Es reißt in den luftigen Stoff. Sie schreit auf, als wenn es ins zarteste Fleisch ginge. Jetzt kriecht sie hinter einen Schrank,

der⁷ mitten in der Stube steht. Ich liege zerbrochen und stöhnend über der Lehne des Kanapees. Was soll ich tun in dieser schreckensvollen Nacht? Als sie mich ruhig sieht, huscht sie plötzlich wieder hervor. Ihre beiden Arme fliegen um meinen Hals. Die Schleier rieseln um mich. Sie zieht mich zu ihrem Lager, wirft sich in die Betten. Fest umklammert hält sie mich, und ich spüre, wie ihre schlanken Finger tief in meine Gelenke greifen. „Du, du, komm zu mir! Bin deine Braut, nimm, nimm mich, Aegidi. Sieh nur die schönen Schleierlein! Die hab ich mitgebracht für dich, mein Liebster. Jetzt bin ich dein! Hast mich lange warten lassen, Aegidi. Nimm doch die Schleier, nimm sie doch, lieber Aegidi.“ Und wie ich zugreife, die Schleier herunterzureißen, schreit sie laut auf und wehrt sich mit Löwenkräften.

Das geht so hin und wieder. Im fahlen Licht des Morgens wälzen sich Mann und Weib, die sich lieben, im Kampfe miteinander. O jammervolle Not! Die Morgenvögel zwitschern unten im Garten. Der Frühwind steht auf und wirft die fruchtbeladenen Zweige des Birnbaums an das Fenster. Ich reiße mich mit Manneskraft los und stürze ans Fenster, die frische Luft hereinzulassen. Den irdenen Wasserkrug nehm ich und sprengte Wasser über die Liegende. Die Tropfen durchnässen die blassen Gewebe. Sie erschrickt, ihr Kopf sinkt hintenüber. Die Augen schließen sich. Ohnmacht oder Schlummer, ich weiß es nicht. Ich ziehe den Stuhl herbei, vergrab den Kopf in den Händen und sitze, sitze, sitze.

Die Sonne kommt herauf und entzündet blutigen Schein in den Fenstern. Die Arme liegt reglos und weiß auf dem

Bett. Ihre durchsichtigen Hände sind unter der Brust zusammengelegt. Der Schleier bewegt sich unter ihrem Atem. Jetzt schläft sie ganz tief. Langsam und vorsichtig schäle ich die verfluchten Schleier herunter, Zipfel auf Zipfel, Falte auf Falte. Sie rührt sich nicht. Ich stecke die Schleier in die Tasche. Sie soll sie nie wiedersehen.

Das Haus fängt an zu leben. Um fünffeinhalb hält Kasimir seine Frühmesse. Die heisere Kirchenglocke schlägt an. Ich eile hinunter.

„Kasimir hilf!“

Ich mag wohl selbst wie ein Gespenst ausgesehen haben. Der kleine Mann fährt zusammen und hält sich an der Lehne seines Polsterstuhles fest. Ich blicke an seinem langen, schwarzen Priestergewande hinab, als sähe ich in einen Abgrund.

„War alles falsch, was wir beredet haben,“ schrei ich in meiner Verzweiflung. „Hilf, Kasimir, du allein kannst helfen. Was soll ich tun? Ich muß sogleich nach Niesnaschin um meines Richteramtes willen. Was wird aus ihr? Wie konnte ich ahnen, daß solches komme?“

Kasimir Santa kann handeln. Er ist kein Trottel, der nur auf Bettstühlen herumrutscht und Ungarwein säuft.

„Lina, Brigitta, Jadwiga,“ ruft er scharf, aber gedämpft in den Hausflur. „Für den Herrn Patrimonialrichter kräftiges Frühstück, versteht ihr, ihr Pieronjes. Kaffee, Butter, Brot, Schinken, Eier auch. Alloh, alloh! Das fürs erste, Aegidius, jeje! Dann mach ich mein Messe ab und dann bleib ich im Haus. Drei Frauenzimmer hab ich und sollt nicht fertig werden? Geh du nur immer, Aegidius, wohin du mußt!“

„Ach, Kasimir, wie soll ich dir das vergelten?“

Der Pfarrer nimmt die Bibel von seinem Betpult: „Da schlag nach, Freunderl, wo steht ‚vergelten‘ wie du meinst. Gar nicht, gar nicht, jeje!“

Fast hätte ich durch meine springenden Nerven und durch mein unendliches Leid hindurch gelacht. Das Frühstück kommt mit Windeseile und ist wunderschön. Schmecken will's freilich nicht. Dem Wirt sei dennoch Ehre. Danach gehe ich noch einmal hinauf in meine Elendshöhle. Bangen Herzens tret ich an Luise's Lager. Sie schlägt die Augen auf, die mich klar, licht und freundlich anblicken.

„Luise, meine Luise, wie freu ich mich.“

„Bist du endlich da, Megidi?“

„Ja, mein Lieb, schon lange.“

Sie wischt sich über die feuchte Stirn und spricht ganz leise und ohne Betonung nach: „Schon lange.“

Ich sage ihr, daß ich gleich wieder fortgehen muß, daß sie aber in guten Händen bleibe und daß sie nur so viel tun solle, als ihr gut sei. Der Tag werde schön werden und im Pfarrgarten sei eine wunderschöne Bohnenlaube. Wenn sie es Kasimir sage, gehe der gewiß auch gern mit ihr ein Stück in den Wald, der voll köstlicher Beeren stecke. Zum Abend sei ich bestimmt zurück.

Sie hört mir lächelnd zu und streicht freundlich, wie sie es gern tut, über meinen behaarten Handrücken. Von der bösen Nacht fällt kein Wort. Ihre Augen folgen mir winkend bis zur Tür.

* * *

Als ich gehe, ist der Pfarrer noch in der Kirche. Die *virgo oeconomica* hat mir zum Mitnehmen unverantwortlich viel eingepackt. Sie ist zufällig an der Haustür, da ich hinaustreten will. Ich muß ihr danken, ich muß jetzt überhaupt dem ganzen Hause recht von Herzen dankbar sein, denn ich bin ein geschlagener Mann, der nicht weiß, was alles noch kommen mag. In diesem Augenblick liegt's auf mir wie der schwere Stein, der am Strick die Haustür beschwert, damit sie von selber wieder zugeht. Ja, ich muß ihr danken, obwohl ich es lieber nicht täte. Sie sieht mich mit ihren immer ein wenig feuchten Augen an. Ein stattliches Mädel, diese Leobschülerin, nicht mehr ganz jung, wie sich's für eine Pfarrwirtin geziemt, mit Zunge und Sprache ganz deutsch, von einer gewissen Kraft und Gewandtheit der Erscheinung und des Gehabes, und doch, wenn ich mir Eigensinn und Sinnlichkeit in ihrem Gesicht anschau, weiß ich mir keinen rechten Reim auf den Vers, daß sie schon fünf Jahre in dem kindlich guten Bereiche Kasimir Fantas weilt. Sie muß also wohl mindestens sehr fromm sein.

Sie hat natürlich die nächtlichen Schreie gehört, weiß, daß sie keine Aufklärung erhalten wird, ist um so mehr gequält von der Sucht zu wissen, zugleich am Ende von dem dunklen Geschehen dieser Nacht, von den Gedanken an das im Wasser gefundene tote Mädel, von der die Kunde den Weg schon längst hierher gefunden, mitleidig und vollüstig durchschauert, und prahlt, vielleicht, ohne es zu wissen, in diesem Stimmungswirrwarr um so mehr mit den lebendigen Reizen ihres schmucken Leibes.

Den Fuß an der steinbeschwertem Tür, möchte sie die

Minute nützen. Ich sprech mein Danksprüchlein nach Möglichkeit recht freundlich und springe, ohne mich umzuwenden, wie ein Has' ins Freie. Herrgott noch einmal, was soll mir das jetzt?

* * *

Es ist eine unerhört süße, fast leichtsinnig lauliche Spätsommerluft draußen. Leider ist es viel später geworden, als es sollte. Der Weg ist weit. Eine Berglast von Widrigkeiten ist heut zu überwinden, und woher sollte die rechte Schaffenslust kommen? Die ungeschlafene Nacht tut zwar meinem starken Körper nichts. Dafür aber ist die Seele noch nicht recht im Gehäuse. Also erst einmal tüchtig in Schweiß laufen, die kleinen Freuden der Natur, die wiegenden Baumwipfel, das Lied der Waldsänger und die hoppelnden Hasemännchen mitnehmen.

Ein Wagen will mich überholen, ein einspänniges Kabriolet, auf dem ein städtisch gekleideter Mann sitzt und sogleich „hallo, Freund“ herunterruft, als er mich wandernd sieht. „Stückel mitfahren?“

„Bern,“ sage ich, denn besser kann's mir gar nicht passieren, führt doch die Straße über Niesnaschin nach der Kreisstadt Cosel, und dahin wird wohl das Wägelchen wollen. Man stellt sich vor bei so was, und ich höre, daß ich es mit dem revidierenden Generalpostamtskommissär Herrn Kunibert Gamron aus Dppeln zu tun habe. Natürlich fährt er bis Cosel, und ebenso natürlich hat er schon von dem Mord gehört, ist auch ein wenig ängstlich, weil er im Walde jenseits Bieraltowitz einen unheimlichen Kerl von kleiner Statur im Heidekraut hätte liegen sehen, der ihn aus rot

umränderten Augen schrecklich angegloßt habe. Er ist froh, sich an die Säule der Justiz lehnen zu können, wiewohl er sich nicht genug wundern kann, den Richter hier nur so einfach zu Fuß und unbewaffnet seiner Amtspflicht nachgehen zu sehen.

Der Richter aber ist nicht minder froh, nur ein bißchen andersrum.

Daß ich es kurz mache, was dieses Tages Überfülle brachte, sonst würde mir die Niederschrift einen Josuabefehl an die Sonne bedeuten. Das größte Verdienst des Tages bestand darin, daß er mir eben diesen königlichen Generalpostamtskommissär in den Weg warf. Hätte er mir nicht mit seinem Wägelchen geholfen, den Tag zu überstehen, wie wäre ich sonst zu Ende gekommen? Landstraßenglück ist schon was wert.

Der Leichnam des Mädchens ist auf der Tenne des Bauern Johann Rduch gut untergebracht gewesen. Nachmittags soll er geöffnet werden. Der Kreisphysikus aus Cosel ist auf meine Weisung vom Landgendarmen telegraphisch bestellt worden. Welch ein Segen doch diese herrliche neue Erfindung ist! Zweiter Obduzent soll der Dr. Michael Sonnek sein, jener Schwäger von damals, als ich noch von den neuen „délices de Przonsna“ zehrte.

Das Drama des Tages entfaltet sich schon vormittags. Der Hütejunge, der die Umlagerung der Leiche gesehen haben will, wird als erster ins Verhör genommen. Er zittert an allen Gliedern. Ich muß meine Künste spielen lassen, um in die Jungenseele hineinzuschlüpfen. Schließlich kommt er damit heraus, er habe den dunklen Mann, der die Umlagerung begleitete, doch erkannt. Es sei

— Zunge und Feder sträuben sich — der Herr Richter von Birawa selber gewesen. Dazu sagt der Junge dreimal „moono“, was einesteils die Größe der Angelegenheit bezeichnen, andererseits eine Art polnischer Salbung seiner hänglichen Seele bedeuten soll.

Ich fürchte, der Junge kriecht dennoch wieder ins Mauseloch, wenn er vor den Dunkelmann geschleppt wird. Ob denn nicht noch ein Augenzeuge da sei, frage ich.

Der Junge wird blaß und rot. Seine Augen entwischen mir; seine schmutzigen Hände, die ich fest in den meinen halte, zucken heftig auf. An seinem Himmel zeichnen sich erhobene Stöcke und Birkenruten ab. Es nußt nichts, ich muß weiter an der Kinderseele herumkneten. Gewaltig zerrt es an dem kleinen Sefflik Duda. Er tut mir schrecklich leid. Die dicken Backen kriegen eine heftige Tränenwäsche, aber endlich spricht die unterste, die wahre Stimme aus ihm.

Jawohl, der zwanzigjährige Nathanael Filor, der Sohn des Nachbarn, habe während der Geschichte pfeifenschnitzend in dem Erlengebüsch unterhalb des bewußten Hügelg gestanden. Er habe ihn gleich nachher gesprochen. Der Nathanael habe wie ein Spigbube gelacht und habe, sich auf die Ledernen schlagend, gesagt: „Is ja weiter nischt dabei, bloß Fresse halten, Sefflik, sonst liken wir in Dräck großes miserabliges und ich verbau dir auch.“ „Kauf, Sefflik Duda, auf das Wägelchen,“ sag ich sofort, als wir soweit sind. Darauf hab ich mit ihm auf dem Boek den Nathanael Filor richtig überrumpelt und bin mit beiden nach Birawa zum Richter Klemm gefahren. Der Landgendarm mußte sich ein Pferd geben lassen und

nebenhertragen. Während ich in der Birawaer Gerichtsstube mit Herrn Klemm verhandele, bleibt der Gendarm draußen bei den beiden Zeugen. Gott sei Dank, daß sie nicht ausbrechen, ich könnte ihnen schließlich nicht wehren, davonzulaufen.

In der Gerichtsstube kommt die Linte zum Wackeln, ehe wir uns über den rechten Verhandlungston einigen. Die Gegenüberstellung mit den beiden Zeugen hätte Herrn Klemm schließlich doch nicht klein werden lassen, wenn er nicht noch rechtzeitig erkannt hätte, daß ich ernstlich entschlossen bin, die Sache sofort persönlich bei der Gerichtskommission in Cosel und, wenn nötig, sogar bei dem Oberlandesgericht in Ratibor vorzutragen, während ich andererseits nur sofortige Übernahme der Untersuchung verlange und dazu noch völliges Stillschweigen über das Vorkommnis gelobe.

Endlich ist er still, nimmt den Gänsekiel und treibt ihn mit geballter Faust in den Gerichtstisch; tritt an den Wandschrank und gurgelt mit hochangelegter Flasche eine unheimliche Menge einer penetranten Flüssigkeit herunter, wird auf einmal weinerlich und kleckert auf dem zerchliffenen Kanapee wie ein Häufchen Unglück zusammen. „Mit 50 Jahren und sechs Kindern immer noch Dienerbrot fressen, sehen Sie, Kollega, wo bleibt da der Mut gegen die Grundherren?“

Ich hab keine Zeit, Vorlesungen über Richterpflichten zu halten, bin auch viel zu jung dazu. Er muß nur eben jetzt in Ausführung unseres Abkommens hinauf, dem Gerichtsherrn zu sagen, daß die Mordsache nach Birawa übernommen wird. Er will noch einmal an den Wand-

schränk. Ich stelle mich davor, rufe sogar den Gendarmen an, daß er die Zeugen hereinbringe. Da trollt er sich. Was er dem Herrn v. Nathusy vorgelogen haben mag, weiß ich nicht, aber er kommt mit bejahender Antwort zurück, erhält die Akte und gibt mir die Unterschrift wegen der Übernahme der Verfolgung. Schade um die schöne Zeit, die für die Sache selber verloren gegangen ist. Aber diesmal half's nichts.

Uff! Nun laß ich Sefflik Duda und Nathanael Silor hochbeglückt wieder heimfahren. Dem Landgendarmen geb ich einen Wink wegen des Landstreichers, den der Generalpostamtskommissär gesehen haben will, und fahr mit dessen Kabriolet nach Niesnaschin zurück. Herr Klemm fährt schon hinter mir. Er wird die Leichenöffnung leiten.

* * *

Jetzt also nach Przonsna, die verwaiste Gerichtsstube betreuen und, wenn möglich, dem Gerichtsherrn Bericht erstatten. Ruhe gießt sich in meine Glieder, da ich wieder wandernd dahinschreite. Ich setze mich im Walde ein Weilchen nieder, die guten Sachen der *virgo oeconomica* zu genießen. Derweil komme ich mir wie eine Waage vor, die bislang gleichbelastet das Bälkchen in der Mitte hielt, nun auf einmal ihre eine Last verliert, so daß die andere um so tiefer sinkt. Diese Last heißt Luise. Einige Kummertränen versalzen mir das schöne virginisch-ökonomische Brot. Die Trübseligkeit hätte mich mit einem langschleifenden Trauermantel umgeben, wenn nicht jenes niedliche, im Schatten seines Schwanzes hüpfende Eichhörnchen gewesen wäre. Im Haselstrauch rechter Hand

knackt es fröhlich Nüsse. Daß ich eine Fee wäre, mich darein zu verwandeln, oder ein Waldgott mit Beißern und Wehre eines Hörnchens, die Nüsse meines Lebens zu knacken.

Jetzt ist es satt oder tut so, hüpfst dahin und dorthin, klettert am Fichtenstamm nebenan hoch, an der Kiefer dahinter hernieder, ist jetzt unten und raschelt hüpfend mit seiner niedlichen, rotbraunen Freude Fahne über das Waldlaub. Nun hat es etwas Seidiges, Ferriges in den Fängen, einen Stoffsegen, den der Wind in den Wald geweht. . . . einen Schleiersegen gar?

Die Gedankenverbindung ist da. In meiner Brusttasche sind noch die verwünschten Schleier Luises verwahrt. Eine Wallung überkommt mich. Herausgerissen und zerklüftet ist das elende Zeug in einem Augenblick. Erschrocken flieht mein Hörnchen. Nicht genug. Die Vernichtung muß zu Ende geführt werden. Wozu hab ich mein Feuerzeug in der Tasche? Schon rollen die Segen und ringeln sich im Winde über den Waldboden. Nicht einmal die Vögel sollen sich ihre Nester damit staffieren. Ich sammle sie alle wieder. Ratsch, zündet das Schwefelhölzchen, und das lustige Gewebe ist im Nu in Asche. Drei Trampeltritte meiner schweren Stiefeln drauf. Gut!

Freilich mehr eine symbolische Handlung von geringem Wert, sagt der Juristenverstand, aber gut, daß der auch mal von hinnen geht, daß er hüpfen lernt wie meine Hörnchen. Wunder geschehen, vom drängenden Glauben der Menschen erweckt. Warum soll ich nicht in Wahrheit mit meiner Tollheit alle Schleier verbrannt haben, die

Luisen Gefahr bringen? Lahme werfen im Angesicht einer Statue die Krücken fort; aus Besessenen fliehen die Teufel mit Gestank in die unterste Hölle und die Erlösten stimmen Psalter der Himmelsfreude an. Tote erwachen sogar unter den Händen heiliger Männer, warum sollte ich nicht mit Glauben und Symbol Luisens Wahn beschwören können? Hab ja dazu noch den starken Helfer Kasimit, hab den Willen Luisens für mich und den Großen Ewigen, der über mir in den Waldwipfeln rauscht und nicht dulden wird, daß sie elend in Geistesnacht verkommt. Wahrhaftig! Ich bin wieder fröhlich. Vorwärts, Megidius!

* * *

Herr Roman Mazurek ist in der Zwischenzeit zum Dank dafür, daß er nun des unendlichen Protokollierens in der Mordsache überhoben ist, nur Rentmeister und nicht Treuwalter meiner verlassenen Gerichtsstube gewesen. Mancherlei Leute sind gekommen und haben dies und das vom Gericht gewollt. Ich merk's und hör's aus allem, was der elende Kerl sagt. Man müßte ihn mit der Feuerzange am Grathenker fassen und an die frische Luft setzen. Aber spann ich zu diesem Behufe das hohe Oberlandesgericht vor, so ist der Erfolg der Amtsenthebung ebenso unsicher, wie der andere Erfolg gewiß, daß der latente Krieg mit dem Freiherrn zur offenen Feldschlacht wird. Ich getröste mich: Wozu sind die Kandaren erfunden, als daß man sie den störrischen, nichtsnußigen Säulen ins Maul legt? Wart nur, Freund Roman, laß mich erst zu Atem kommen!

Für heut klaub ich aus der reichen Pastete meiner eigenen Verlassenschaft ein niedliches, kleines Agnitionsinstrument heraus, das für den morgigen Termin vorzubereiten ist. Setz dich nieder, Grünrock, und schreib, wie ich diktire: „Vor dem unterzeichneten Richter erschienen . . .“

Und ich diktire, daß ihm schwarz vor den Augen wird, bewache dazu seine Horndose, die er auf dem Seitentischchen stehen gelassen hat. Als ich fertig bin, befehl ich ihm, noch heute an elf Bauern und Halbbauern, die um Vorwerk Przonsna Besitz haben, Anfragen zu fertigen, ob sie nun endlich in der Grenzstreit- und Ablösungssache mit dem Freiherrn bereit seien, in einem Rezejstermin zu verhandeln und demgemäß vor dem Kommissario des königlichen hochlöblichen Oberlandesgerichts in Ratibor zu erscheinen. Morgen früh sollen die Schreiben unterschriftsbereit vor mir liegen.

So, mein Kindchen, das fürs erste. Wünsche einen schönen guten Abend und eine geruhige Nacht. Das Hufeisen, mit dem Herr Roman Mazurek gewisse Brieffschaften zu beschweren liebt, scheint ihm versehentlich aus der Hand gefallen zu sein, denn es gab einen furchtbaren Krach, als ich eben die Tür geschlossen hatte. Mag er sich's doch selber wieder aufheben.

* * *

Der Freiherr, dem ich Bericht erstatten will, ist gerade wieder mal über Land. Immerhin, es scheint mir nötig, die Baronin zu sprechen und ihr die heutigen Ereignisse, soweit ich nicht zum Schweigen verpflichtet bin, mitzu-

teilen. Ja, ich habe auf einmal einen heftigen Drang, Ada Lovisa zu sehen. Ich muß sie haben, ich muß sie gleich haben.

Als ich um die Ecke des Schlosses dem Portale zustrebe, ist sie eben im Begriff, die freiherrliche, viersitzige Berline zu besteigen. Sie ist erfreut, mich zu sehen, und ich finde sie, um es kurz zu sagen, entzückend. Samtig, frisch und fröhlich sieht sie aus, und wie klug und zupackend ihre Augen über mich hingehen. Wenn ein Mann nur so schnell sehen könnte wie Frauen in solchen Momenten. Ich kann langsam erst vom Gesicht zu dem anderen übergehen, das mir ihre Erscheinung verklärt, und habe kaum Zeit, festzustellen, daß sie eine hochtaillierte, schneckenlose Robe von grauem englischen Barège, dazu einen Strohhut mit Bavolet von Krepp und einem Lüchelschen von dunkelrotem Sammet darüber trägt. An dieser luftigen Stelle, an den sonneglitzernden Schmelznadeln, von denen das Lüchelschen gehalten wird, haftet mein Blick allzulange. Da fragt sie schon nach woher und wohin und setzt den grauen Seidenschuh vom Wagentritt wieder herunter.

Ich bin im Augenblick befangen und war doch eben so stürmisch darauf aus, sie von Angesicht zu Angesicht zu haben.

Da sagt sie mit leichter Mofanterie: „Wenn es gleich recht vermessen ist, an den gestrengen Herrn Patrimonialrichter eine solche Frage zu richten, so soll es doch gewagt sein. Fahren Sie mit? Ich fahre über Bieraltowitz nach Antonowitz zu unseren Bettern und treffe mich dort mit meinem Mann. Sie werden prompt bei Ihrem lieben Freund Santa abgesetzt werden.“

Ich weiß, daß mir ein Feuervot im Gesicht flammt, und ärgere mich. Darum verneige ich mich nur förmlich, und wir steigen unter ihrem fröhlichen Auflachen ein.

Dann freue ich mich meines Entschlusses. Nein, nur kein Pedant und Gleisfahrer werden, nicht verknorren in einer eingebildeten Paragraphenwüste. Danke dem schönen Abend, Aegidius, daß er dich auch noch neben eine schöne Frau setzt und deine Sorgenstirn mit dem linden Säuseln der Winde umfächelt.

Ich erzähle im Anfahren von meinem Erfolge in der Mordsache, meinend, ihr eine Freude zu machen, aber sie hat nur Sinn für das tote Mädchen und jammert um ihr Geschick. Und es kommt heraus, was mich eigentlich freuen sollte, daß sie die Untersuchung lieber in meiner Hand gesehen hätte.

„Der Freiherr ist anderer Meinung,“ sag ich. „Er war erzürnt, daß ich die Untersuchung so schnell nahm.“

„So, war er das? Mag sein.“

„So wird er sich jetzt um so mehr freuen, daß der Birawaer die Kriminalgeschichte auf seinen Karren laden muß.“

„Ich glaube kaum.“

Ich blicke erstaunt auf. „Nun, warum nicht?“

„Sie sind ein schlechter Diplomat,“ lacht sie.

„Alle Richter sind schlechte Diplomaten, Gnädigste, und brauchen auch keine guten zu sein. Also warum nicht?“ beharre ich.

„Weil er Sie hassen will, Herr Aegidius Wichura, und erst recht ärgerlich wird, wenn Sie ihn zwingen, davon abzulassen. Haben Sie das noch nicht heraus?“

„Und Sie sehen das lachend mit an, Baronin?“

„Freilich wohl, was bleibt uns armen Weibern übrig?“
„Wie das klingt! Je suis très soupçonneux, madame.“
„Ah, donc un peu diplomate, monsieur?“
„So werde ich mich erst nennen dürfen, wenn ich hinter diese schöne Stirn gekommen bin.“
„Et encore flatteur. Mein Herr, Sie etonnieren mich.“
„Also?“
„Ich soll bekennen?“
„Aber gewiß.“
„Gut, es gibt ein völlig unbegreifliches Ding, wenn es allein ist.“
„Das ist?“
„Der Mann; aber dieses unbegreifliche Ding wird auf einmal begreiflich, wenn man noch ein zweites ebenso unbegreifliches Ding hinzunimmt.“
„Mein Gott, das ist zuviel Rätsel für mich Armen.“
„Ja, sind Sie denn gar nicht neugierig?“
„Ich falle sogar vor Neugier fast aus dem Wagen, Gnädigste.“
„Das andere unbegreifliche Ding ist wieder ein Mann.“
„Ich verstehe, der zweite Mann bin ich.“
„Ja, der sind Sie. Sein Leben lang hat mein Ehebrauter auf einen Gegner vigiliert, der ihm standhält, mit dem er sich mit scharfen Waffen herumschlagen kann, war verdrießlich und angeekelt, wenn er von Nathusy und den anderen Bautriens kam. Und jetzt . . .“
„Hahaha,“ ruf ich sarkastisch und empört zugleich, „darum, darum . . . Und ich . . . ich . . . ich, Freiherrin, bin ich denn wirklich das unbegreifliche Ding, das nur in Haß leben kann?“

„Et wo denn, Herr Aegidius Wichura, das sind Sie nicht und dennoch unbegreiflich für uns Weiber, nur freilich anderer Art.“
„Also, welcher?“
„Gnade, Herr Inquisitor!“
„Nein, keine Gnade!“
„Ich verfall' dem Schwerte Eurer Exzellenz.“
„Ich stecke es schon in die Scheide.“
„Gut, mein Herr. So sage ich Ihnen denn, Sie versuchen sich mit einem erschrecklichen Ernst am Unmöglichen. Sie wollen gerecht richten, den Grundherrn ausschalten, von dem die Leute doch mehr oder weniger abhängig sind, und noch dazu das Vertrauen aller haben.“
„Ja, das will ich allerdings; König und Geseß befehlen es mir. Und ist hier am Ort der Grundherr König, so bin ich das Geseß und darf keine Einmischung dulden. So ist es in länger als 100 Jahren mühsam durchgekämpft und darf nicht mehr verloren gehen.“
„Und Sie sehen nicht, daß das Land widerstrebt, daß der geheime Wille in jedem widerstrebt und erst recht der Wille der von Ihrer Macht Betroffenen. Und ist auch mal einer von Euer Bestrengen mit Gewinn und Erfolg begabt, das reicht nur einen Augenblick. Bald stimmt er wieder ein in den Chor der Justizverächter.“
„Menschliche Unzulänglichkeiten, Gnädigste, die je und je die Schultern der Richter gedrückt haben. Wenn ich etwas zugebe, so ist es das, daß die Könige darum die richterliche Gewalt schließlich gern abgegeben haben, weil sie das Odiose daran loswurden und auf die Schultern einiger

ihrer Untertanen legten. Also müssen wir es eben als eine königliche Last mit Würde tragen.“

„Sehr möglich, gestrenger Richter, aber dann um so unbegreiflicher, daß Sie sich nicht auch Ihr Los erleichtern, wie es die Könige so schön verstanden haben.“

„Das kann und darf nicht sein,“ erwidere ich mit tiefem Ernst, füge aber, um weiterzukommen, hinzu: „Darf ich nun die Gegenfrage zu Ihren Füßen legen, Freiherrin: Warum muß der Kampf unserer zwei Unbegreiflichkeiten, ich will nicht etwa sagen geschürt, so doch von der leichten und geschickten Hand meiner Grundherrin unbesänftigt gelassen werden?“

„Unerhörter Schmeichler! Weil es nicht nötig ist!“

„Oho!“

„Dem einen würde es schaden, dem anderen nichts nützen.“

„Sie irren, Gnädigste. Vielleicht zerbrech ich an diesem schrecklichen Gegensatz.“

Der Ernst meines Lebens fällt auf einmal wieder auf mich herunter. Soeben noch Scherz und Plänkelei, und schon liebäugeln die Schatten der Verwünschung mit mir. Ich blicke verzagt in den dicken Wald auf der abgekehrten Seite. Die trübe Stube zu Bieraltowiß, die vergangene Nacht, Luisens Wahn, alles ist wieder da.

Warum zerstörst du das hehre Bild, Uda Lovisa, das ich von dir in meinem Herzen trug? sagt eine ungetane Frage in meiner Brust.

Sie nimmt meine Hand ernst und warm in die ihrige.

„Glauben Sie mir, lieber Herr Aegidius Wichura, ich spräche nicht so, wenn ich nicht wüßte, wie stark Sie sind und daß Sie keiner zerbrechen kann.“

Wie rasend drehe ich mich zu ihr herum. Bliß folgt auf Bliß. Ich reiße ihre Hand herauf und bedecke sie mit Küssen.

Nun ist die rote Blut bei ihr.

Schweigende Fahrt! Trappel, trappel, trappel gehen die Pferde, klappen die Hufeisen an den Feldsteinen im Wege, Funken spritzen auf. Waldarbeiter mit der Rodehacke über der Schulter kommen im langsamen Robotschritt entgegen, bleiben ehrfürchtig gebeugt am Wegrande stehen.

„So, der Herr Patrimonialrichter, da fährt er hin mit der schönen Frau Baronin. So, so, ja, ja, hm, hm! Moono, moono! Zuerst war das nicht . . . aber jetzt . . . ja, ja!“ So werden sie sagen, mit den Köpfen wackeln und sich bedeutsam ansehen.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Frau,“ beginnt jetzt Uda Lovisa scheu und mit weicher Stimme.

Ich raffe mich empor. So darf das nicht weitergehen, sonst . . . Sie hat schon recht: nach Uda Lovisa — Luise. Es ist die richtige Zeit und da ist es geschehen. Ich habe das ganze Leid meines Lebens erzählt, weil es ja doch nicht verborgen bleiben konnte, und war am Ende mit meiner Geschichte, als wir in das Dorf einfuhren. Nun mag sie fühlen, ob ich noch so stark sein kann, wie sie meint.

„Ich will Ihre Frau sehen,“ sagt Uda Lovisa entschlossen, „führen Sie mich zu ihr.“

Ich erschreckte des Todes. Auf diese Folge bin ich nicht eingerichtet. Ich rate ab. Man weiß nicht recht . . . Undes, da wir am Pfarrhaus halten, steigt sie einfach mit ab, ohne meine Entgegnung anzuhören. Jadwiga, die niederste Magd im Hause, tritt ihr schlampig angezogen im Haus-

flur entgegen. Sie zeigt grinsend ihre fettig-hochrot glänzenden Backenknochen. Schöne Begrüßung! Die Freiherrin spricht polnisch mit ihr. Jadwiga weist in den Garten! Uda Lovisa schreitet sofort weiter; ich bangend hinter ihr her.

Abendschein liegt auf dem herbstlichen Garten. Reseden duften. Lautropfen glitzern auf den bunten Asten. Wie anmutig die Freifrau in dem modernen Kleiderwust dahinschreitet. Das Kleid schaukelt im wiegenden Gange und schlägt als wandelnde Blocke rechts und links an die Buchsbaum-Kabatten. Der Pfarrer tritt aus der Bohnenlaube, der Patronin entgegenzugehen, und gleich hinter ihm folgt Luise, klaräugig, hell und freundlich, wie ich sie zuletzt am Morgen sah. Die Volants ihres lichtblauen Musselinkleides flattern; die Resilla auf ihrem Blondhaar läßt die Schaumperlen im Abendlicht glänzen. Unbefangen und sicher tritt sie auf die Freiherrin zu, läßt sich vorstellen und zeigt gerade jenes Maß angenehm-maßvoller Höflichkeit, das ich liebe und für diesen Verkehr wünsche. Als die Freiherrin ihr warm die Hände reicht, erwidert sie mit leichtem und ach wie jugendlichem Erröten den Druck und spricht ihren Dank für den unerwarteten und so zuvorkommenden Besuch aus.

Ein Glücksstrom durchrinnt mich. Wo ist die Nacht mit ihren Schrecken, das Verhängnis mit seiner Macht? Uda Lovisa und Luise, wie ich sie träumte in jener Nacht, da sie mir beide wandelnd Seit an Seit in goldenen Kornbreiten als die Entzückten von Przonsna erschienen, schon ist es Wirklichkeit, Freude, Glück.

Plaudernd gehen die Frauen im Garten auf und ab, in-

dessen ich, vergnügt die Hände reibend, auf der armen Seele meines Kasimir herumknie, mir zu sagen, wie er dieses Wunder fertiggebracht. Aber er sagt nur: „jeje“, auch mal „gar nicht, gar nicht“ und grunzt halbbläsend in sich hinein.

Die Wonnen dieses Abends setzen sich fort, bis . . . dieser jammervolle Gänsekiel will nicht weiter . . . stammt gewiß von einem eifersüchtigen, steinharten Gänserich. Selbst die Linte wird zäh, flezig und widerborstig. Nur das läßt sich zur Not noch niederschreiben, daß ich den Kissen hingegeben, immer denselben Gedanken denken mußte: Heute warst du eine rechte Aeolsharfe, Aegidius, durch die alle Winde dieser Zeitlichkeit gingen.

* * *

Alle Winde dieser Zeitlichkeit? So ist diese Vermessenheit also doch aus der spließigen Gänsefeder geschlüpft. Fehlten noch so viele Winde . . .

Leicht und federnd schreite ich durch den Nebel des neuen Morgens der Gerichtsstelle zu. Eine Blume von gestern steckt in meinem Knopfloch. Es ist eine Zupfblume, aber ich zupfe nicht. Über alle Drakel geht die Gewißheit. Aus purer Jungenlust grätsche ich weit aus, als flög ich auf Holländern über einen schönen, weißausschimmernden Landsee. Dann wieder lauf ich auf den äußersten Zehenspitzen und schwenke die Arme wie Windmühlflügel. Ach, ich könnte heute oben auf der Luft gehen, da sie just so dick ist. Nichts ist über mir als Hoffnung und Vertrauen. Meine Lungen sind voll von dem Föhnwind der Erwartung. Harfen erwachen und tönen ihre Akkorde durch die rauh-

frostbesezten Kiefernadeln. Elektrische Funken laufen die Arme und Beine hinauf und hinunter, rütteln mich an den Schultern, als ob ich immer noch schlief und gemahnt werden müßte, die weichen Arme der wonnervollen Frau vom Nacken zu lösen.

Schwarze Krähen scheuch ich mit dem Stocke auf. Sie müssen fliegen, wenn ich's befehle. Ich bin der Herr, ich, ich, ich. Ich bin ja gar nicht dazu da, es leicht zu haben. Schwer muß es sein, Gegner muß ich haben, hauen und stechen muß ich können, sonst lohnt es sich gar nicht zu leben. Wenn ich jetzt noch die Untersuchung des Mordfalles in den Händen hätte, heute täte ich nicht, was ich gestern tat, und wenn der Freiherr justament die Bürgerkanaille hassen will, trotzdem er sie hätscheln sollte, gut, so hasse er und sehe zu, wie er mit mir fertig wird. Ich freue mich, daß ich gestern dem Landgendarmen den Befehl gab, doch ja nach dem unheimlichen Kerl zu vigilieren, der den Generalpostamtskommissär so erschreckte. Bringt er mir den, ich werde nicht säumen, mich seiner anzunehmen. Mir prickelt's in den Händen; ich hab ein Gefühl in den Knochen, es ist einfach nicht zu sagen. Knie nieder, Scheusal, donnere ich den Verbrecher, der gar nicht da ist, an und empfangen den letzten Streich. Der Henkershieb saust durch die Luft. Es ist aber vorläufig nur mein Spazierstock.

Vorgefühle soll der Richter nicht herrschen lassen; aber wenn man sich einfach nicht erwehren kann?

Als ich die Gerichtsstube betrete, ist der Nebel noch viel tiefer geworden. Der ganze Dominalhof ist eingesackt. Die elf Schreiben an die Przonosnaer Bauern liegen fein säuberlich auf dem Tisch bereit. Herr Roman Mazurek

scheint Bewunderung zu heischen. Es liegt ein Fragezeichen in dem Schwunge, mit dem er Sand auf die nasse Unterschrift wirft. Ich bring's bis zu einem Brunzen, das er sich auslegen mag.

Der Landgendarm wäre auch dagewesen und hätte den Kerl gebracht.

„Welchen Kerl?“

„Der Herr Patrimonialrichter wüßte schon.“

„Ah, die Vorahnung!“

„Ergriffen auf unserem Grund und Boden?“

„Jawohl, Herr Patrimonialrichter . . . lag hinter Lefartow bei den drei Birken am Wege.“

„Wo ist der Mann?“

„Im Spritzenhaus, der Hausoffizier bewacht ihn.“

„Soll sofort in die Gerichtsstube gebracht werden.“

„Jawohl, Herr Patrimonialrichter.“

Roman Mazurek trollt sich und ich krame indessen in Akten und Papieren herum, hab aber keine rechte Ruhe. Ich muß aufstehen und ans Fenster treten. Ein paar Bauersleute in Festtagsrock stehen davor. Ach so, ja, der Agnitionstermin. Schön, das machen wir vorerst mal allein ab. Das Protokoll ist schon vorbereitet. Ich rufe die Leute herein und wir verhandeln. Es gibt sprachliche und rechtliche Schwierigkeiten. Mein Polnisch ist noch nicht weit her. Das Protokoll muß geändert werden. Die nebelgetränkten Kleider der Landleute atmen schwere Luft.

Jetzt kommt der Hausoffizier und bringt den Hacharen. Die Luft wird also noch schlechter. Vielleicht gehört das dazu. Der Bagabund wird ans Fenster gesetzt, der Hausoffizier, dieser Jean-fait-tout, dazu, und ich verhandele mit

den Leuten weiter. Ich denke, es ist gut, dazwischen mal den Rujon anzuaugen, damit sein Seelen- und Leibesgestank besser herauskommt, und ihn warten zu lassen. Ein schmächtiges Kerlchen mittlerer Jahre ist es. Er mummelt mit dem Munde, als ballte er Unverdauliches darin, läßt seinen wolligen Schnurrbart über die Lippen hangen und wagt nur hie und da einen Blick rechts oder links aufwärts.

Mir gefällt das Zwischenspiel. Schau ich den Kerl an, schaut er weg; schaut er mich an, glaubt er mich abgewandt. Ich passe aber auf. Das Mädcl legt Torf in den Ofen, weil's kalt in der feuchten Gerichtsstube ist. Ich lasse sie ruhig, sonst hätte ich sie hinausgeschickt. Es wird noch mehr stinken. Um so besser.

Die Bauersleute haben unterschrieben und sind gegangen. Ich arbeite für mich, der Gerichtschreiber mir gegenüber. Den Hausoffizier habe ich entlassen.

Tiktak, tiktak, geht die Gerichtsuhr mit dem langauschwingenden Pendel. Der Mann ist unruhig und ängstlich. Das spür ich durch seine lumpigen Kleider. Das Mummeln mit dem Munde hört nicht auf. Er müßte den Bissen längst geschlungen haben.

Auf dem Dominialhofe haben sie es mit „Achill“ zu tun, dem Reitpferd des Freiherrn, das seiner ungebärdigen Natur recht ähnlich ist. Es wurde longiert, ist ausgebrochen und soll gefangen werden. Das ist eine fast gespenstische Sache in dem nebeligen Hofe. Bald taucht das Roß auf und bald verschwindet es wieder wie die Männer, die es fangen wollen. Man jagt das Pferd aufs Rentamt zu und kreist es vor unseren Fenstern ein. Es schlägt hinten aus und zerschmettert die Scheibe, hinter der der Bagabund sitzt.

Der ist vor Schreck vom Stuhle gefallen und aus seinem Munde ist ein weißes Breihäufchen gesprungen. Ich zeige dem Gerichtschreiber mit dem Finger darauf. Der Bagabund will's zertreten. Mazurek schippt ihn rechtzeitig beiseite.

„Was ist das?“ herrsche ich den Sacharen an.

Der fängt an zu zittern.

Und Roman Mazurek: „Das ist eine Hostie, Herr Patrimonialrichter.“

Ich hatte es im Augenblick schon selber erfaßt. „Kerl, du hast es begangen,“ schrei ich ihn an, „jetzt ist der Zauber dahin.“

Der Mann ist das reine Espenlaub; er kann ja noch gar nicht wissen, was ihm vorgeworfen wird. Warum zittert er also?

Der Hausoffizier muß heran, den Menschen auszuziehen. Ich schaue auf den nebligen Hof hinaus, um zu überlegen, wie ich das Geheimnis aus dem Verbrecher herausziehe, und muß mir doch immerfort sagen: welches Geheimnis denn? Wie soll denn der gerade die Genovesa Salamoda ermordet haben? Er kann doch auf keine Art ihr Liebhaber gewesen sein. Und was kann der Mensch, der durch die Lande streicht, sonst noch alles auf dem Gewissen haben, was man nicht weiß?

Hilft nichts, das Gefühl in mir läßt sich nicht scheuchen, ich hätte den Rechten. Da seh ich die Franzka, das Mädcl, dessen Haarwuchs dem der Ermordeten so glich, daß ich einen Augenblick daran gedacht hatte, sie sei diese selber, am Fenster vorbeigehen.

Ein Gedanke durchfährt mich.

Ich gehe, indes der Mensch entkleidet und durchsucht wird, hinaus und rufe die Franzka an. Sie will tun, was ich verlange, löst ihre Haare gleich auf und läßt sie mit einem koketten Blick über die Schultern wallen.

„Sobald ich in der Gerichtsstube bin, läufst du mit den geöffneten Haaren an das ausgebrochene Fenster, steckst den Kopf hindurch und drohst dem Hacharen mit geballter Faust.“

Die Franzka gehört aufs Theater. Sie macht ihre Sache ausgezeichnet. Wild stürzen ihre langen, blonden Haare durch das gebrochene Fenster herein. Ihre Augen haben einen schrecklichen Ausdruck. „Mörder, Mörder,“ schreit sie gellend auf.

Der Kerl, der schon im Hemde steht, bricht mit einem Schreckenruf zusammen. Seine Hände krallen sich nach der Gestalt aus. Seine Augen treten aus den Höhlen.

„Mörder, Mörder,“ ächzt er heraus.

„Du hast die Genovesa Halamoda erschossen?“

„Ja,“ wimmert er.

„Du hast Geld dafür bekommen?“

„Ja, ja, ja!“

„Wieviel?“

„Drei Silbertaler.“

„Wo sind sie?“

„Einer im Müßensutter, einer in der Schuhsohle, einer vergraben.“

„Wo?“

„Bei den drei Birken.“

„Wo hast du das Pistol?“

„In den Fluß geschmissen.“

„Wer bist du?“

„Nickel Gzech.“

„Aus Böhmen?“

„Ja, aus Böhmen.“

„Wer hat dich geschickt?“

„Der in der Kohlengrube.“

„Wie heißt er?“

„Jacob Prochaska in Lipine.“

„Schreiben Sie, Mazurek.“

So schnell hat der würdige Roman noch nie nach Gänsekiel und Linde gegriffen. Die Kielfeder kreischt auch nicht mehr. Sie fliegt nach meinem Diktat über das Papier. Ich glaube, er hält mich für den Leibhaftigen. Ein hilfloses Greinen dringt aus der Brust des Landstreichers.

„Ist alles richtig aufgeschrieben?“

„Ja, ja, ja . . . werd ich geköpft?“

„Das weiß ich nicht, Mensch. Wir haben einen guten König. Hierher schreib deinen Namen.“

„Kann nicht.“

„Drei Kreuze.“

Sehr wacklige Balken sind's, aber sie halten. „Beurkunden Sie, Herr Gerichtschreiber, Handzeichen des sog. Nickel Gzech. Actum ut supra. Schluß!“

* * *

Sieg auf der ganzen Linie. Die Untersuchung dem Nachbar abgegeben, dennoch den Täter kostenlos überführt. Was sagt ihr nun, ihr Gerichtsherrn, und Sie, Herr Kollege Klemm?

Der Verbrecher ist unter Bedeckung von drei sichern Leuten auf einem Bauernwagen unterwegs. Wie ein Feuerruf ist's durch Gut und Gemeinde gegangen. Haufen Landvolk und Kinder sammelten sich im Nu und stießen Drohungen und Verwünschungen aus. Stockhiebe langten über die Wagenbretter, bis ich kam und die Leute zurückwies. Sie sehen mich erschreckt an und laufen auseinander. Was ist das für ein Mann, sagen die entsehten Augen, hat es je so was gegeben? Er winkt mit dem kleinen Finger und die Verbrecher gestehen. Ist er von Gott oder von der Hölle? Wir haben alle schon gestohlen, betrogen, mit Messern gestochen, haben Grenzsteine gerückt und Scheunen angezündet. Er wird alles aus uns herausziehen und uns ins Stockhaus bringen. Rettet euch, rettet euch! So sprechen die entsehten Augen.

Ich wandere einsam in mein Pfarrhaus zurück. Wo ist das Glück, das ich über den Erfolg zu empfinden gedachte? Ich bin ganz und gar zerspalten, mehr unglücklich als glücklich. Es ist nicht dem Richter angemessen, Theater zu spielen, durch Schreck und Übrumpelung Geständnisse zu erzielen. Du hattest Ruhe und Würde vergessen, Aegidius. Und wenn du jetzt angestaunt und gefürchtet wirst, vergiß nicht, welchen Anteil Zufall und Glück an deinem Erfolge hatten. Du triffst auf einen Schwachen, Zermürbten, abergläubisch Versunkenen. Auch das ist nicht genug. In dir war noch anderes, Freund. Bestehe, dieser seltsame Ansturm in dir heute morgen empfing seine Diktate von zwei Frauen. Es sollte ihnen gefallen, daß du imstande bist, einen Frauenverderber aufs Schaffot zu bringen. Vergiß das nicht, Aegidius, wenn du einmal wieder stolzer

Gedanken voll bist: Du wolltest dich außerhalb aller Antriebe von außen stellen, nur auf dem Gebälk deines königlichen Richteramtes bauen und hast es nicht getan.

Dann ließe also der Meuchelmörder ungesühnt davon, erläge morgen drei neuen Silbertalern und mordete einen andern Menschen?

Ja, was ist wichtiger, daß der Richter in aller Lauterkeit bestehe oder daß ein einzelner überführt und gerichtet werde?

Ich muß doch den Fall einmal mit Kasimir besprechen. Er wird sich wehren, aber er muß heran. Ich glaube, ich bin zu vielfarbig für die echte rechte Richterkouleur.

* * *

Luise ist froh der neuen Arbeit. Es steht schon recht gut mit unserer Wohnung im Pfarrhause. Täglich geht's einen Schritt weiter. Sie versteht es, Hilfskräfte zu werben. Kasimir ließe sich für sie in Stücke hacken. Ich muß ihm täglich wehren. Die Leute reden gewiß schon, daß er seine Einkünfte mit uns verschlemmt. Sein anderer Freund, vinum hungaricum, ist in Ungnade gefallen. Nicht einmal den üblichen Tages-Gonschorek trinkt er. Letzte Woche hat er eine Amtsbrüderversammlung verpaßt. Der gestrenge Erzpriester wird es ihm sicher ankreiden und ein stechendes Wort über die nichtgeistliche Hausgemeinschaft und Freundschaft fallen lassen; dabei auch der schlechten Ernte und der Hungersnot gedenken, der wir entgegengehen. Kasimir nennt das schon ins Vorhinein „dumme Querelen“. „Wenn ist Zeit zu hungern und zu dürsten,“ sagt er, „werd

ich hungern und dürsten, jeje. Komm sieh!“ Und er zeigt mir das Buch seiner Vermögensaufstellung, aus dem ich ersehe, daß er seit Jahren einen ansehnlichen Notfonds für Zeiten zusammengebracht, die uns, wie wir alle wissen, bevorstehen.

Meine Bedenken beschwichtigt er damit nicht, und außerdem, es ist wirklich Zeit, ihm auch etwas Liebes anzutun. Nur „vergeltet“ wird man es nicht nennen dürfen. Schade nur, daß immer der verfluchte, flüchtige Mammon an so was klebt. Die Wintervorräte kosten, wenn überhaupt noch einzuschaffen ist, Geld genug. Für die Bärenkälte, die angesagt ist, muß Luise einen Mantel bekommen, besser noch einen Pelz. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Frau Klemm, die Patrimonialrichterin von Birawa, hätte einen schönen neuen, sagt mir Herr Ruben Schabelsohn, der Alleshändler und Buchladeninhaber, den ich eben auf meiner täglichen Landfahrt treffe, und zwinkert mich dabei vergnügt an. „Hat nich der Mann sechs Kinder? Hat er nich sechs Kinder und kauft e Pelzche für sei Frau? Wird der Ruben Schabelsohn etwa den gnädigen Herrn Richter von Przonosna, Lekartow und Gieraltowiß betrügen, wo er hat die feinste Kundschaft in Stadt und Land? Wird nich gezahlt heute, wird gezahlt in drei Monate ohne Papierche. Was sage ich, in drei Monate? In sechs Monate, in zwölf Monate. Wie's dem gnädigen Herrn Richter wird zupassen, wo er mir doch gut is fer 1000 Silberfaler. Wie wär's mit'm Pelzche für die gnädige Frau?“

„Danke, Herr Ruben Schabelsohn, wir werden keinen Pelz kaufen.“

„Der Herr Richter macht zu wenig Sporteln. Die Leut

haben die Justiz fer umesunst. So 'ne gute Justiz fer umesunst! Is mer nich gewohnt imme Land hier. Der Herr Richter könnt haben e Kalesch, e Reitpferd derzu, e Fahrpelz in die große Kält von e amerikanschen Bären.“

„Das verstehen Sie nicht, Ruben Schabelsohn. Es soll alles bleiben, wie es ist.“

„Der Herr Richter will sein e Gott, aber er wird frieren wie e Teufel auf der gefrorenen Erd.“

„So lassen Sie mich frieren. Es ist meine Haut.“

„Un der Herr Richter wird nich ernten, wie's is gedenkt.“

„Warum nicht?“

„Dorüm, Herr Richter, dorüm: er wird ernten Forcht, nisch als Forcht. De Leit wer'n machen e großen Bogen, daß se nisch begegnen den Herrn Richter, un se werden machen e Raßbuckel von großer Weite, wenn se werden doch begegnen, un se werden machen e Teifelsfraß, wenn er is vorbei.“

„Laßt's gut sein, Ruben Schabelsohn, ich muß schon meinen Weg gehen.“

„Ich mach e große Reverenz, Herr Richter, un wie is mit'm Pelz for die gnäd'ge Frau?“

„Nichts.“

„Gut, gut, Herr Richter, for e ander Mal.“

* * *

„Der Boden des Rechts ist der wahre Acker der Könige,“ schamloser Ruben Schabelsohn. So sprach unser guter König, als er den Vereinigten Landtag vor einem halben Jahre eröffnete. Bis in deine schmutzigen Ohren ist das

nicht gedrungen. Ich bin der Wille des Königs, sein Pflüger und sein Sämann. Wenn ich dir und den andern das bloß eintrichtern könnte. Aber der Jud wird mehr wissen, als mir zu wissen lieb ist. Es mag wohl geheime Beziehungen zwischen Sporteln und Pelzen geben. Gott sei es geklagt. Wenn etwas anders werden muß, so ist es das. Ich hab keine Bange. Die Zeit blüht heran.

Mit der „Furcht“ stimmt das schon, schmerzt auch nicht wenig. Der beste Stimmungsbarometer für und wider mich ist Roman Mazurek. Jetzt schließt er die Augen vor mir, als wäre ich ein widriger Wind, der ihm in die Fraße bläst, und hinter den geschlossenen Augen tummelt er seine eigenen widrigen Gedanken. Eines Tages wird schon der Teufel aus ihm heraussteigen wie aus dem eigenen schwefeligen Lotterbette und wird offenbar werden, denn was Diskretion und Amtsgeheimnis ist, wird der Schurke, der zugleich ein solcher Dümmling ist, niemals lernen, und so kommt es auf anderem Wege mir wieder zu.

Also alles in allem, seit ich den Mörder überführte, statt des Sieges Unsieg auf allen Seiten. Der Freiherr schneidet mich, reitet an mir vorbei, indem er mit einem Finger an die Mütze tippt. Pferdejungengruß! Die Freiherrin selbst scheint mir nicht wohlgeneigt. Als sie gestern mit dem Gemahl zum Parktor schritt, dem ich zustrebte, fand sie auf einmal die Röcke zu raffen nötig und sah mich nicht an. Die Franzka ist gar böse auf mich. Sie zeigt mir die fünf Finger ihres Geliebten auf der Backe, die ich ihr verschafft hätte. Ich möchte sie streicheln und ihr bedeuten, daß ihres Walusch Hand, wenn sie jetzt schon so schlagbereit sei, ihr später ungesühnter Male mehr ins Gesicht schreiben wird.

Ich belehre ohne Erfolg, daß sie die Märtyrerkrone für ihre Schwestern in Eva sichtbar trage.

Was man meinem Freund George vorgeredet hat, weiß ich nicht. Er wurde rot und weiß, als ich ihm heute begegnete. Seine Lippen schwangen schmerzvoll, als wollte er etwas sehr Bohniges sagen, brachte es aber nicht heraus, bis ich mich unmutig abwandte.

In Birawa mäkelte man an dem Geständnis des Mörders herum und möchte ihn am liebsten zum Widerruf bringen, wenn nicht das größere Interesse des Herrn v. Nathusy bei schneller Beendigung der Untersuchung wäre.

Kasimir Santa endlich sieht mich sorgenvoll an. Unser geheime Pakt, daß über die gegenseitigen Amtssachen nicht geredet wird, drückt ihn. Ich merk's wohl, wollte ja auch gerade hierüber mit ihm sprechen und tu's nun doch nicht.

Luiße weiß nichts von der Geschichte. Sie muß vor jedem rauhen Hauch bewahrt werden. Ich suche nur, wie ich kann, Zeit für sie abzurufen, laufe tiefend von Przonosna zurück, um bald wieder bei ihr zu sein. Spräche ich mit Kasimir über die Sache, am Ende käme sie dazwischen, und ich bin so unendlich froh, daß ich sie im Geleise habe. Täglich wird's hübscher bei uns. Es gibt Gardinen, Rouleaux, einen kleinen weißen Betthimmel, Häkeldecken, Lampenschirm, Schlummerrollen. Das alte Spinett hat den Transport ohne Verstümmung überstanden. Die Rückenregion selbst hat sich geklärt, wenn es auch nicht gelingt, die Unmutsfalten der virgo oeconomica gänzlich auszuplätten. Mein guter Santa hat ihr ein paarmal den

Kopf so zurechtgesetzt, daß die Küchenfliegen vor Schreck in die Suppe fielen. Ja, er hat das fertig gebracht, ohne daß es Luise merkte.

Diese Lina macht mir manchmal bange. Was nur in dem Frauzimmer steckt! Manchmal sprüht mir ihr zorniges Auge wie ein Büchsenchuß entgegen, und dabei ist sie es, die jetzt an den dunklen Herbstabenden, wenn ich von Przonsna komme, die Thür öffnet, als hätte sie mich erwartet, und leuchtet mir mit erhobener Lampe die Treppe hinauf. Gruflos, wortlos, mit dem eigensinnig-harten Zug um den Mund. Die Dankeshand, die ich ihr reichen will, verschmähst sie. Wie das nur mit den fichernden Liebesgöttchern zusammenstimmt, die sich so offenbar um ihre Hüften und Brüste tummeln? Dreierlei Geister laufen in ihr durcheinander. Wie nenn ich sie gleich?

Ach, das soll mir alles gleich sein. Menschen hin, Menschen her! Ein bißchen näher, ein bißchen ferner, Freund oder Feind, was gehen sie mich an? . . . Luise, Luise!

* * *

Schön, daß es auch mal einen Sonntag gibt. Ich möchte wohl gerne einmal nicht wandern, still zu Hause sitzen, die schwarz-rot-golden bequastete Burschenpfeife anstecken, luftwandeln im Zimmer auf und ab, vom Ofen zu Luisens Nähtischplatz, ihr leicht über den Kopf streicheln, wieder zurück, wieder hin, wieder streicheln, Faustverfe, noch lieber Torquato Tasso tragieren, denn der hat's uns beiden am meisten angetan.
Hör, Luise:

„Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieses Grün und diese Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück“.

Ach ja, ich möchte zu Hause bleiben. Indes, Luise braucht frische Luft. Der Oktober ist dies Jahr ein königlicher Bettler, steht vor der Thür und fordert herrisch Acht. Sein Gewand macht einen schauern vor wehmütiger Freude. Dabei legt er den Kopf in den Nacken und macht den Spruch zuschanden: Elsternhochzeit — Regenzeit.

Wie wäre ich berechtigt, Luise vom Schönen in der Natur fernzuhalten. Sie ist aus den Bergen. Nun soll sie das Flachland lieben lernen. Wir wandern Hand in Hand. Oft fühl ich das leise Ziehen in ihren Fingern. Es beseligt mich. Das war früher nicht so. Und die Herbstsonne steht so leuchtend über unseren Häuptern.

Luisen sind die blassen Zeitlosen lieb, und sie ist immer erwartungsfroh, wenn sie an eine Wiese kommt. Freilich, ich muß mich überwinden. Diese Blumen sind so eigen jenseitsfarbig, so ohne Blatt, ohne freudig-schwellende Knospe, sacht und geheimnisvoll aus der Erde gestiegen, als wären sie aus gestorbenen Händen gewachsen. Aber Luise möchte sie in riesigen Mengen vereinen. Sie drückt sie lieblich an die Brust.

Zeitlose . . . nein, das ist kein Glück für uns, und ich lenke unsere Pfade um. Mir steht der Sinn nach dem Strom, nach Leben und Bewegung. Ich bin ein Müllerjunge und muß das Wasser rauschen hören.

„Da ist der Oderstrom, Luise, siehst du ihn durch die Bäume?“

Sie sieht ihn und freut sich mit mir, denn sie kennt meine Vorliebe. Am Ende wird man an einer Steiluferstelle ein Sonnenfleckchen zum Niedersitzen finden.

Wir finden eine solche Stelle. Die Sonne liegt breit und golden auf dem Strom. Rechts oberhalb ist eine Fähre. Buntes Sonntagsvolk fährt herüber und hinüber. Die seidenen Schürzen der Mädchen glänzen auf, und manchen Luchzer läßt die Sonntagsfreude aus rauhen Kehlen quellen. Am Fährhaus wird eine Harmonika gespielt. Ihre schwermütige Weise gibt dem Herbstes Klang.

Ach, dieses Gleiten von einem zum andern ist zu schön zu empfinden. Möchte es so bleiben, nicht zuviel Freude, nicht zuviel Schmerz. Wer solche Grenzen mit sicheren Steinen abmarken, mit Schwerthieb Einhalt gebieten könnte, wenn sie überschritten werden sollen! Aber das geht unaufhaltsam weiter wie der Strom zu unseren Füßen. Wir sind auch Wassertropfen, Luise und ich.

Sie lehnt den Kopf an meine Schulter und summt leise vor sich hin. „Was singst du, Luise?“

„Hätt ich tausend Arme zu rühren,
Könnt ich brausend die Räder führen,
Könnt ich wehen durch alle Haine,
Könnt ich drehen alle Steine!“

„Ach, Schubert, Luise! Den haben wir ja schon bald ganz vergessen!“

„Nicht vergessen, Lieber.“

„Also, warum singst du nicht mal wieder wie in seliger Zeit?“

„Ich dachte, ich soll nicht, Legidi.“

Ich bin erschrocken und suche ihre Augen. Sie aber wendet sich nach dem bunten Bild stromauf.

„Warum nicht, Luise?“

„Es ist zuviel Sehnsucht drin, und die willst du nicht.“

„Will ich nicht?“

„An mir.“

„Ich will alles, Luise, was dir gut ist.“

Sie neigt in Schwermut das Haupt und sucht nach meiner Hand, aber ihre Augen gibt sie mir nicht. Ich denke, daß darin steht: wer weiß denn, was mir gut ist?

* * *

Wir haben an diesem Abend die Müllerlieder von Franz Schubert gesungen, alle zwanzig, bald sie, und haben uns gegenseitig auf dem Spinett begleitet. Wir haben auch einen feinen Gast dabei gehabt. Das war der Hochwürdige. Er saß in dem alten Korbstuhl hinter uns und rührte sich nicht, rührte auch nicht an der Flasche, die ich aus eigenem Erwerb zu seiner Labung bereitgestellt. Denn er war von etwas Unsagbarem, Unerhörtem eingenommen.

Zum Abschied sagte er: „Ihr Deutschen, was seid ihr für Leute!“

„Du bist auch ein Deutscher, Kasimir.“

Im Hinausgehen noch sehe ich seinen dicken Kopf sich schüttelnd bewegen.

* * *

Seit dem Antritt meines Amtes haben sich meine Geschäfte vermehrt. Das läßt sich jetzt nicht mehr leugnen, nachdem ich Herrn v. Rynsburgs üble Verlassenschaft bis auf wenige Stücke heruntergearbeitet habe. Bleibt nur zu erforschen, woran das liegt. Und das ist nötig, denn daß die Gerichtspflege bei loyaler Sportelerhebung eine immer drückendere Last für den Grundherrn wird, darf nicht bezweifelt werden.

Ein Teil der Zunahme fällt sicher nicht auf mein sündiges Haupt. Die Not im Lande nimmt Tag für Tag zu. Wir wissen, was kommt, und jeder sucht schließlich noch mit Hilfe des Gerichts beizutreiben, was ihm geschuldet wird. Dann ist noch etwas. Fast gleichzeitig mit mir ist in dem benachbarten Kreisstädtchen ein Winkelschreiber namens Linus Przybilla angekommen, dem das Landvolk seine Gunst zuwendet. Seine Schriftstücke sind in einem bemerkenswert guten Deutsch abgefaßt und haben auch sonst bei aller Unwahrhaftigkeit Hand und Fuß. Die Grenzstreitigkeit mit den elf Przonsnaer Bauern und Halbbauern wird von ihm in jüngster Zeit aller Ufer beraubt. Der Mensch hat einen verkrachten Katasterzeichner gewonnen, der geradezu sinn- und grenzsteinverrückende Karten anfertigt. Mit ihnen wandern die Grenzsteine. Die Bauern werden unverschämt und schneiden sich tief in die Felder des Freiherrn ein. Ich muß dahinterkommen, wie das zusammenhängt. Der Freiherr soll nicht glauben, ich nähme seine Gerechtsame weniger wahr. Auch um die Person des Herrn Linus Przybilla muß ich mich kümmern, brauche also Schneckenhörner. Eins davon ist Herr Josef Gonsior, der Verwalter von Bor-

werk Przonsna, ein guter und verständiger Mann, der sich nicht von dem schnell bekannt gewordenen Haß des Freiherrn gegen mich anstecken läßt und außerdem viel genug herumkommt. Ihn frage ich. In der Tat, er hat den Winkelschreiber kennen gelernt, nennt ihn einen unflätigen, großmäuligen Kerl mit einem Nussnackergesicht.

Also dieser Linus Przybilla verschleiert seine Herkunft. Er will aus Plesß gebürtig sein. Das stimmt aber nicht, denn auf meine Anfrage beim Pfarramt wird berichtet, daß seine Laufe im Kirchenbuch nicht vermerkt ist. Als Mohammedaner wird er ja wohl nicht geboren sein. Nimmt man hinzu, daß er ein viel zu gutes Polnisch spricht, als daß er aus Oberschlesien stammen könnte, scheint das Gerücht glaubhaft, er komme aus der Provinz Posen, habe dort voriges Jahr die Polenverschwörung mitgemacht und sei gerade noch rechtzeitig entwischt, obgleich er derjenige gewesen, der nach Einschließung der verräterischen Adelsippe in der Festung das sogenannte polnische Heer gegen sie geführt hätte. Man könne ihm nur nichts beweisen. Freilich sagen andere wieder, er käme aus Galizien und habe dort den Putsch in Krakau mitgemacht, sei auch in der kurzen Zeit, in der die polnische Revolutionsregierung dort unter jenem merkwürdigen Doktor Lysowski die Gewalt in den Händen hatte, dessen rechte Hand gewesen, hätte sich aber sofort auf Seiten der Bauern geschlagen und diese gegen die Adligen geheßt, als der österreichische General Collin und der russische General Rüdiger die Bajonette hätten sprechen lassen.

Ein Gerücht so nett wie das andere. Solche Leute können wir hier gerade brauchen. Ich wünschte wirklich, die Patri-

monialrichterei wäre zugunsten der königlichen schon zu Ende, ansonsten Aufwiegelungsversuche in den Mängeln der Rechtspflege Nahrung finden könnten.

Mit so vagen Gerüchten läßt sich nichts anfangen. Ich brauche noch ein Fühlhorn, am besten den Freiherrn selber, der ja das erste Interesse hat, den Menschen aus der Gegend fortzubekommen. Ich werde also wohl mal von mir aus an ihn heranzutreten haben.

Ehe es dazu kommt, werde ich von meinem Freund George eines schönen Morgens beim Weggang vom Pfarrhaus mit seiner „Fledermaus“ empfangen. Der Junge ist seinem Kaplan wieder mal richtig durchgebrannt. Die Sonne der Jugend liegt auf seinem schönen Gesicht, in seinen strahlend hellen Augen. Schatten, die man ihm darüber geworfen, hat er abgestreift.

„Onkel Aegidius,“ sagt er mit schmeichelnder Stimme, „bist du mir wieder gut?“

„Aber George, ich war dir nie böse.“

„Hast du dir das Blut von den Händen gewaschen?“

„Welches Blut?“

„Man hat gesagt: wer einen Verbrecher mit Hinterlist überführt, ist ein Profos, der das Schwert zu zeitig gebraucht und sich selber mit Blut besudelt.“

„Sehr wichtig! Lieber George, ich will dich nicht fragen, wer dir solch dummes Zeug in die Ohren geflüstert, aber wer es auch sei, er wird selber einmal Strafe erleiden, weil er dein reines Herz besudelt hat.“

„Onkel Aegidius!“

„Komm, sieh mir in die Augen, mein Junge!“

Er sieht mir in die Augen und dabei füllen sich die seinen

mit Tränen. „Ich werde dir nicht sagen, wer das gesagt hat,“ schluchzt er heraus.

„Gut, George.“

„Ich will dir nur sagen . . .“. Er bekommt den Schlucken vor Tränen.

„Sag es lieber nicht, George, es macht dir und mir Schmerzen, und man soll nur in dringender Not sagen, was dem anderen Schmerzen macht.“

„Es ist aber dringend.“

„So sag es.“

„Der Kaplan hat es gesagt und der hat es . . .“

„Nein, George, nun sprichst du nicht weiter; ich verbiete es dir, wenn du mein Freund bleiben willst.“

„Ich will, Onkel Aegidius, aber ich bin sehr unglücklich.“

„Und ich bin sehr glücklich,“ lenke ich ab, „daß ich dich wiederhabe. Was hast du getrieben, George?“

„Ich hab ein Gedicht gelernt . . . für dich.“

„Ein Gedicht?“

„Hör zu, Onkel Aegidius.“

Und er sagt mir auswendig das Lied von der Glocke auf. Wir wandern im Rhythmus der Verse. Den Zügel seiner „Fledermaus“ hat er im Arm. Mit dem anderen ist er in meinem Armbein eingehängt.

Das war ein glücklicher Morgengang.

„Onkel Aegidius, einen Tag mit dir, einen ganzen Tag, wann wird das sein?“

Wir standen an der Fünfsbaumhöhe.

„Das weiß ich nicht, Lieber, aber das weiß ich, der erste wirklich freie Tag heißt George von früh bis zum Abend.“

„Lopp, es gilt,“ spricht er mit Lederstrumpf, und unsere Männerhände wachsen ineinander. Eher nehme ich mir selber den Skalp ab, ehe ich dieses Versprechen breche. Dann jagt er auf der „Fledermaus“ mir voraus. Herrlicher Junge!

Im Gesetze Manus heißt es: Durch einen Sohn gewinnt man die Welt, durch eines Sohnes Sohn die Unsterblichkeit; durch den Sohn eines Enkels gelangt man zum Wohnsitz der Sonne, . . . aber der Kinderlose verfällt der Vernichtung.

* * *

Ich kann die neue Begegnung mit dem Freiherrn ohne Vorausschickung nicht schildern. Sorgenfalten sind deutlich genug in sein Gesicht geschrieben und sind mir verständlich. Nicht nur die Bauern haben Mißwuchs und Mißernte gehabt, haben unter den stärkeren Überschwemmungen des Oderstromes gelitten, nicht minder die Großgrundbesitzer. Es ist ein Jammer, wie es im Lande aussieht. Bald ist die Hungersnot da. Jetzt reicht es den Kleinen noch gerad mit Kartoffeln und Schnaps, die beide das Schicksal des Landes sind. Die Großen haben auch keine Lampreten auf dem Tisch. Patrimonium und Patronat, Wegelasten, Steuern, Abgaben und Schulden drücken schwer. Ich sehe das alle Lage. Ob es dem Freiherrn gelingen wird, von der oberschlesischen Fürstentumslandschaft in Ratibor, da sie im Begriffe steht, sich in einem neuen schönen Gebäude einzuschalen, ein Darlehen aufzunehmen, steht sehr dahin. Die Unterlagen dafür bin ich im Begriffe, für ihn zusammenzustellen. Man kann das so und so machen, ohne

sein Gewissen zu belasten. Die landschaftliche Lage, die bevorsteht, wird sich darauf stützen müssen.

Schön, da ist nun weiter der sich dank Herrn Linus Przybilla schlimm auswachsende Grenzstreit mit den elf Bauern und Halbbauern. Der Freiherr müßte sich freuen, jede kleine Last loszuwerden, braucht alle meine Kräfte zu seiner Hilfe. Er sieht täglich den Leichtsinm der kleinen Leute, die nur an den Tag denken und um Gotteswillen nicht eine Stunde darüber hinaus, und weiß, daß, wenn die große Not an die Lüre klopft, er der erste Helfer sein muß. Er der erste, wahrhaftig, vor Brandschatzung und Plünderung. Sonst . . . es ist nicht auszumalen.

Trotzdem gestattet er sich diesen Luxus eines nicht mehr zu begründenden Hasses gegen mich, den auch die Freiherrin zu leicht nimmt, wenn sie heute noch so denkt wie bei jener denkwürdigen Wagenfahrt.

Oder ist er doch zu begründen?

Ich habe ernstlich darüber nachgedacht. Ich glaube, er spie mir ins Gesicht, wenn ich ihm sagte, er ist kein Deutscher. Und doch ist es so: Weil er es im untersten nicht ist und ich es bin, darum haßt er mich. Vielleicht heißt das Problem in Wahrheit: Grenzland, Völkerscheide, Mischblut, Atomverlagerung oder wie man es sonst ins Netz bekommt, und vielleicht weiß er es selber nicht, daß es so ist. Sein Hochmut verbietet ihm, zur Einsicht zu gelangen wie andere; verbietet ihm, die schöne Brücke der Menschenliebe zu schlagen, die Kasimir Santa so herrlich zu bauen weiß.

Und wie steht Ada Lovisa zu ihrem Manne? Fühlt sie, die unzweifelhaft deutsch Geborene und deutsch Emp-

findende, die klaffenden Risse seiner Persönlichkeit, die diese kommenden schweren Zeiten vielleicht werden offenbar werden lassen?

Ja, ich blicke mit Sorge auf das Schicksal des Landes. Noch ist es ruhig. Die Wiegler von drüben haben noch nicht acht auf diese Gefilde. Der Acker schläft. Seine Früchte scheinen nicht begehrenswert. Der Schätze, die darunter liegen und einmal einer großen Waffenschmiede dienen könnten, ist man noch nicht so gewiß, könnte sie wohl auch noch nicht auswerten; aber die Zeiten sind nicht leer, steht in dem Buche des heiligen Augustin, das ich in Kasimirs Pfarrbücherei las, und rollen nicht ohne Wirkung durch unser Leben. Seltsame Dinge schaffen sie in der Seele. Wie nun erst, wenn diese Seele zweigespalten ist und wenn der streitige Grenzrain mitten durchgeht . . .

* * *

Wir sitzen wieder im Empfangszimmer meiner Antrittsvisite. Da sind die Hautelissen in Grau-Rot-Gold, die Miniaturen, der mit Sphingen geschmückte Tisch. Nur in das blaue Turmgemach kann ich heute nicht sehen.

Ich bin sehr betrübt, als ich in die kaltglühenden Augen des Freiherrn schaue. Armer Mann! Er ist schon wieder auf dem Tigersprunge gegen mich.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Patrimonialrichter.“

„Das freut mich.“

„Es ist mir zweifelhaft, ob Sie das auch nachher sagen werden.“

„Darauf kommt es mir nicht an, Herr Freiherr. Mir genügt es zunächst einmal, zu rechter Zeit zu kommen.“

„Comme vous voudrez,“ meint er bissig. „Aber nehmen Sie doch Platz.“

Ich stehe vor dem niedrigen Labourett, auf dem bei meinem Antritt der Hausarchivar und Kaplan saß. Er meint also diese Sitzgelegenheit für mich. Ich aber denke nicht daran, mich darauf zu setzen. Ein Schritt und ich habe den Armstuhl von damals eingenommen! Ha!

Degenkreuzen mit Blicken. George kommt herein und will mich begrüßen. Er weist ihn barsch hinaus. Es ist aber, als wenn ein Widerstand in dem Knaben erwachte, der bald nicht mehr so leicht zu überwinden sein wird. Wir sehen es wohl beide an seinem unwillig schwenkenden Kopf. Wieder blißen die Klingen auf.

„Den Unsinn mit dem Gedichtaussagen hat er von Ihnen?“

„Das ist unrichtig, aber bevor wir weiter reden, frage ich: Berargen Sie es mir, daß ich Ihren Sohn liebe?“

„Ich habe die Sorge, daß Sie sich durch so familiäre Anwandlungen als Richter befangen machen.“ Er lacht boshaft auf.

„Ist es nicht um Ihren Sohn?“

„Doch, auch um ihn.“

„Warum?“

„Ich bin nicht Ihr Inquisit, Herr Patrimonialrichter, und im übrigen haben Sie als erster die Hausbeziehungen abgelehnt.“

„Nur das Wohnen im Schlosse, sonst nichts, und ich halte meinen Entschluß auch heute noch für ebenso begründet, wie die Angelegenheit durch meine Wohnung in Bieraltowiß erledigt. Im übrigen bitte ich Sie dringend, mir das

Herz Ihres lieben Sohnes nicht zu entfremden. Sie würden uns beiden tiefen Schmerz zufügen.“

„Dann wechseln wir das Thema.“

„Sie wollen mir also nicht antworten, Herr Freiherr?“

„Nein.“

„Gut, dann muß ich mich bescheiden. Womit kann ich sonst dienen?“

„Mit Ihrer Ansicht über die Lefartower Wassermühle.“

„Wegen des landschaftlichen Darlehns?“

„Ja wohl.“

„Die Mühle ist ganz neu.“

„Das ist sie. Sie kennen aber doch dieses eselhafte Gesetz der Preußen von dreiundvierzig, wonach dem Besitzer der unteren Mühle, also dem Nathusy, das Untersagungsrecht gegen meinen Mühlenbetrieb eingeräumt ist.“

„Das Gesetz kenne ich; den Anwendungsfall nicht. Übt Herr v. Nathusy sein Untersagungsrecht aus?“

„Nein, noch nicht, aber er droht.“

„Ich rate, sich vor der Lage mit ihm zu einigen.“

„Seit Ihrem famosen Kriminalfall ist das natürlich ausgeschlossen, so wie ich jetzt mit dem Nathusy stehe. Hätten Sie's damals nur anders gemacht.“

„Ich kann jedesmal nur einen Weg gehen, Herr Freiherr.“

„Gut, so gehen Sie jetzt den Anderen und schaffen mir den Nathusy vom Halse.“

„Mit welchen Mitteln?“

„Mit Ihrer Rechtsgelahrtheit, Herr Patrimonialrichter, und allen Ihren sonstigen Tugenden.“

„Ich lehne das Beleidigende Ihrer Redeweise ab und werde dennoch tun, was ich vermag.“

„Verbeugung, Herr Patrimonialrichter. Und nun der Grenzstreit.“

„Ja wohl, der Grenzstreit.“

„Rückt nicht vorwärts. Die Taxkommission wird mich heruntersetzen, dann ist Ihr Gehalt in Gefahr.“

„Ich Sorge mich nicht drum.“

„Glänzend! Sie werden mit Schnaps und Kartoffeln nicht zufrieden sein.“

Ich antworte sachlich. „Es glückt vielleicht, den Grenzstreit zu beenden, wenn wir diesen Linus Przybilla mundtot machen. Der steckt in alles seine Nase, sonst wären wir längst im reinen. Der Mann ist ein höchst verdächtiger Geselle.“

„Im geringsten nicht. Man darf den Mann nicht schmähen, weil er seinem Vaterlande nachtrauert, das man ihm . . . na Sie wissen.“

„Wir sind Preußen, Herr Freiherr.“

Er springt wütend auf und schreit mich an: „Zweifeln Sie daran?“

„Nein,“ erwidere ich ruhig.

„Herr, Herr,“ keucht er, „Sie reißen sich Ihre Maske herunter, um sie gleich wieder aufzusetzen. Vergebene Liebesmüh! Ich weiß nun, wie Sie denken.“

Die Backenknochen kanten sich. Ein Ulanenfähnlein, flattert der Schnurrbart unter der Nase. Der Kopf streckt sich nach vorn. Ich stehe hinter meinem Stuhl, beide Knäufe in den Händen. Komm du nur, komme! Ich antworte dir nicht mehr, ich gehe bis ans Äußerste des Duldens. Im übrigen, meinen Ehrenkomment habe ich noch nicht vergessen, und wenn du Gewalt brauchst, so wirst du den Müllerjungen kennen lernen.

Seine ungesprochenen Worte hört er. Mit einem Knall wirft er sich mitten aus seiner Fechterstellung heraus in den Sessel, fährt dreimal über den Schnauzer, lacht kurz auf wie auf der Parforcejagd nach einem wohlgenommenen Graben.

Ich drehe mich angeekelt ab, um zu gehen.

„Halt, noch eins, ehe Sie gehen.“

„Was beliebt?“

„Es soll von Berlin angeordnet werden, höre ich, daß sich die Patrimonialrichter der Kreise zu versammeln haben, um über die im Vereinigten Landtag erhobenen Bedenken gegen das Fortbestehen der herrschaftlichen Gerichte zu beraten. Was wissen Sie davon?“

„Nichts.“

„Das wäre?“

„Man erfährt hier nicht alles.“

„Bin ich etwa schuld?“

„Nein.“

„Na also! Die Gerichtsherrn beabsichtigen, sich an der Versammlung zu beteiligen.“

„Das kommt auf die Anordnungen von Berlin an.“

„Darauf kommt es eben nicht an, Herr. Wir werden uns in jedem Falle den Zutritt erzwingen.“

Er flammt mich an, um mich doch ja aus der Reserve zu bringen. Dazu gehören zwei.

„Was soll ich dazu sagen?“

„Ihre Meinung.“

„Was hätte die für einen Wert? In solcher Versammlung bin ich noch nie gewesen und in diesem Kreise sicher der Jüngste.“

„Sie erwarten wahrscheinlich, daß ich Ihnen sage: Der Jüngste, aber auch der Fähigste.“

„Wie käme ich zu so unbescheidener Meinung?“

Er stampft klirrend mit dem Stiefel auf: „Teufel noch eins, Sie können einen reizen. . . Also ja, Sie sind es, ich setze mein freiherrliches Wappen in Wachs und Lack darunter. Dazu eine Art Draufgänger und maestro der Rechtsverbissenheit. . .“

„Herr!“ brause ich auf.

„Pardon, der Rechtsgelehrsamkeit wollte ich natürlich sagen, denn unter Ihren werthen Kollegen ist jaust kein gleicher zu finden. Sind sie nun zufrieden?“

„Das ist eine Einleitung; also was soll ich?“

„Sehr einfach, helfen den Gerichtsherrn, dabei zu sein. Und denken Sie nur nicht, daß alle von uns für Beibehaltung sind. Durchaus nicht. Viele schmeißen den Krempel mit Vergnügen in die Müllgrube. Aber das sollen sie eben nicht. Geben wir die Gerichtsherrlichkeit auf, so heißt es: was ist der Preis, sonst zieht uns dieser gottvolle Staat noch das letzte Hemde aus.“

„Ich verstehe,“ sage ich.

„Ah, Sie verstehen, Herr Patrimonialrichter, sehr gut, Sie verstehen. Wollen Sie mir nicht gefälligst verraten, was Sie verstehen?“

„Daß es also dreierlei Gerichtsherrn gibt: die einen, die es bleiben wollen, die andern, die es nicht bleiben wollen, die dritten, die nur dann abgeben wollen, wenn sie entschädigt werden.“

„Sehr scharfsinnig! Und was folgt daraus?“

„Daß sich eine einheitliche Meinung der Gerichtsherrn nicht vertreten läßt.“

„Habe ich das verlangt?“

„Also soll ich Ihre Meinung vertreten?“

„Wäre das nicht ein reizender Abklang des ganzen Patrimoniums? Ein herrliches Denkmal der Einigkeit des Gerichtsherrn und Gerichtshalters? Nun, und Ihr Entschluß?“

„Ich denke, daß der König unsere, der Richter, Meinung hören will und kann deshalb keinerlei Bindung eingehen.“

Brutales Auflachen!

„Das hab ich erwartet. Wie könnten Sie aus Ihrer gestrengen Haut, wie könnten Sie einmal aus der Reihe der Totengräber des Adels tanzen?“

„Ich kenne das Richterschiefsal, verkannt zu werden, und versuche nicht mehr, Ihre Meinung zu bekämpfen. Ich wünsche nur, daß, bevor es zu Ende geht,“ . . .

„Hören Sie auf, ich weiß schon, was kommt . . . die härene Büßerkutte hängt schon auf dem Boden zum Lüften . . . habaha! Jawohl, Herr Patrimonialrichter, auf dem Boden . . . habahaha!“

Dabei ist er mit zwei Sprüngen an der Lür und rennt hinaus. Draußen in der Halle höre ich ihn nach dem Hausoffizier pfeifen.

* * *

So, da geht er. Gift ist genug herumgespritzt. Mir ist eigen zumute. Ein Schwächegefühl wandelt mich an. Einen Augenblick muß ich noch niedersitzen, durch schwere Schläge des Herzens bedrängt. Mein Kopf sinkt vornüber. Ist Schicksalsreichtum Gewinn, so bin ich Millionär, belehnt

mit einem doppelsinnigen privilegium odiosum. Stark sein muß, wer dieses Reichthums Fülle tragen kann.

Ich nickte schon vor mich hin wie mein guter Alter, als er, ausruhend vom Leben, Tag um Tag in seinem weidengeflochtenen Stuhl am Ofen auf das Rauschen des Mühlrades horchte. Noch immer trug er die weißbestäubte Müllerjacke, hieb von Zeit zu Zeit mit dem klobigen Daumen auf den Armel und freute sich, wenn ein kleines Mehlwölkchen aufstieg . . . freute sich und ließ mit dem Augenblicke Müllerjacke und Daumenklopfen sein, als seine Frau Müllerin vor ihm mit den Füßen voran aus der Mühle ging.

So war das. Selbst der rote Raczekstürmer auf seines Jungen langsträhnigen Burschenhaupte freute ihn nicht mehr. Er hatte sich das in all der Schusterei für das Studium des Sohnes anders gedacht.

Der stärkste Daumen hört auch mal auf zu klopfen. Der Mühlstaub verliert sich, wenn kein neuer dazu kommt. Man hängt auch die geliebteste Müllerjacke mal an den Nagel.

Und einen Schritt weiter im Leben des Sohnes, man gibt auch einmal zu, daß man sich irrte, und zieht die Folgerung: Fort von hier, ehe es zu spät ist . . .

Ein schwacher Hauch weht mich an. Uda Lovisa steht vor mir. Wo kam sie her, da nur das blaue Lurzimmer offen? Also hat sie dort gesehnen und mit angehört . . . dies ganze Mosaik ständiger Nichtachtung, den strömenden Haß, das ewige Nichtverstehenwollen.

Ich lodere auf. So also . . . das duldest du, Uda Lovisa, freust dich wohl gar, daß dein Herr und Gebieter sein

niedliches, erfrischendes Hasamusement an mir hat, und wirft mir jetzt gar wieder den Sinn benebeln mit dem Zaubermärchen von meiner Kraft, die alles trägt und alles duldet, und von meinem Riesenfloß von Körper, den mir der Alte mitgegeben.

Ich springe auf, mich stürmisch zu verabschieden. Soll mich nichts bewegen, ihr die schuldige Achtung zu versagen, so heißt es doch: fort, fort! Mit einem Blick durch das Fenster sehe ich, daß draußen dem Freiherrn das Pferd vorgeführt wird. Gehe ich jetzt hinaus, muß ich ihm nochmals ins Gehege kommen. Mein Fuß zögert.

Und Ada Lovisa sagt mit vibrierender Stimme: „Sie sollten einmal meinen Stußflügel probieren.“

Ich sollte . . . Was sollte ich? Ich will nichts mehr, als meine gewohnten Wege von einer Sorge zur andern gehen. So lasse man mich gefälligst.

„Ich bitte Sie darum, Herr Aegidius Wichura,“ wiederholt sie, und wieder merk ich die Vibration in ihrer Stimme. Ihr überschatteter Blick ist in meine Augen gerichtet, der den Hut schon in der Hand hat. Wie aus einer dichten Baumkrone höre ich das Wort: Du läßt dich doch wieder umgarnen, Aegidius.

Ich gehe mit ihr ins Turmzimmer. Die weißen Lasten des Instrumentes leuchten mir entgegen. Lust zu spielen wandelt mich plötzlich an. Ein Musikheft liegt aufgeschlagen. Nocturno in F-Moll von Chopin. Nun begreife ich . . . aber da liegen, wie auch die leise Wipfelstimme warnt, meine Hände schon auf der Klaviatur. Ich sitze und spiele. Dasselbe zweimal. Mit einer wundervollen Kraft rinnen heute die Töne durch meine Nervenbahnen. Ich neige mich

auf die Lasten herunter, um den Klang aus der Nähe zu schlürfen. Wie ich gegen Ende des zweiten Spiels komme, strebt aus unerforschlichen Gründen mein Kopf empor. Ich sehe im Spiegel über dem Piano Ada Lovisa hinter mir stehen.

Aber das ist nicht Ada Lovisa, die ich kannte. Das ist ein sinnlos verzagtes Weib, ein Weib in Hoffnung und verzagt, weil es hoffen muß, derweil Sinn und Wille und Werk ein anderes Gesicht bekommen haben. Melancholie quillt ihr aus den Tönen des Meisters. Sie folgt mit verhaltenem Schluchzen den Bewegungen meiner Hände. Wie eigen keusch und schmal ihr Mund ist! Die beschwerten Augenlider zeichnen ein leichtes Schattenhalbrund auf die Wangen.

Mokanterie, Scherz, Laune, Freiherrlichkeit, alles, was bisher an ihr in heiterer Sonne strahlte, ist geflohen. Und wenn diese Heiterkeit Maske war, bunter Glittervorhang über den Trümmern einer mißglückten Verbindung, einer Ehe, die um so schrecklicher wurde, als sie die natürlichen Folgen aufzeigte, was soll da der Richter denken? Man mutet ihm zu, Ehen zu durchdringen, ihr Vorzeichen, ihren Takt, ihre Wärme und Kraft zu bestimmen, um zu entscheiden, ob sie bestehen sollen oder nicht. Und da . . . da, diese Ehe nächster Nähe, gezeigt in jenem anfänglichen Nachtbilde von erschütternder Wirkung, an einem herrlichen Rinde und so viel anderem, soll nichts als ein windiger Segen sein, der im Sturme flattert? Also entweder allgemeine richterliche Vermessenheit oder Aegidius, der Richter, ist ein schauerlicher Stümper.

Die Lasten gleiten mir unter den Händen weg. Ich stehe auf und vor ihr, und was vorher nur Spiegelung war, ist

nun ausgebreitet als eine blanke, lesbare Schrift. Ihre Hände flattern auf. Sie schlägt sie vors Gesicht. Schluchzen bricht durch die Eisenstäbe seines Gefängnisses. Sie sinkt auf einen Stuhl, ist ohne Fassung, und als ich mir ihre lieben Hände nehme, fühle ich sie heftig beben.

„Wir sind arme Menschen,“ haucht sie.

„Ja, wir sind arme Menschen, Uda Lovisa, aber wenn Sie es nun hören wollen, so sage ich Ihnen: ich bleibe.“

Ihr umflortes Gesicht hebt sich schüchtern. Sie müht sich, aus den Linien des Schmerzes ein Lächeln zu formen, nicht das alte sonnige, denn dem könnte ich jetzt nicht mehr glauben, sondern ein anderes, neues, das ich grüße durch alles Leid, denn es wird mir mehr sein als das alte. Schwester der Leiden!

Nur jetzt keine Konfidenzen eintreiben!

Geräuschlos gehe ich davon.

* * *

Der Richter soll nicht Diplomat sein. Er hat nur einen Weg vor sich . . . den des Rechts. Und da kein Mensch aus sich zwei bilden kann, wenn diese zwei nicht schon von Anbeginn in ihm sind, was wiederum dem Richter nicht zupast und gehörig ist, so soll er auch in seinem Privatleben keinen andern Weg als den undiplomatischen gehen. Soll, soll . . . eine *lex imperfecta*, ein Gesetz, dessen Übertretung nicht mit Strafe bedroht ist. Und so übertrete ich es von nun an ohne Gewissen. Ich erforsche, wenn der Freiherr nicht antwesend ist, während ich mich früher nicht darum kümmerte. Was Uda Lovisa von meiner Person zu be-

ansprechen hat — ist sie nicht auch meine Gerichtsherrin? — soll ihr durch die Anwesenheit eines Gewissens, von dem zu reden wir keine Veranlassung nehmen, nicht verkürzt sein.

Mir liegt eins am Herzen: Luise muß ihren Gegenbesuch machen. Ich wünsche, daß sie dabei Uda Lovisa allein trifft. Sie soll „*les délices de Przonsna*“ allein kennen lernen und nicht vorzeitig erfahren, was meines Richteramtes größtes Leiden ist.

Freilich, im Augenblick ist dies Leiden um einige Grade verringert. Der Freiherr ist kleiner als sonst. Er hat ein paar Kartoffelweiber auf seinem Acker erwischt, die sich im Regen die Oberröcke über den Kopf gezogen und dabei den Diebstahl von Dominialgetreidesäcken hatten offenbar werden lassen, aus denen sie sich Unterröcke gefertigt. Wut kam über ihn. Er riß den Weibern die Sackröcke herunter und verhieb sie höchstselbst mit der freiherrlichen Reitgerte. Dabei ist es wohl nicht so ganz züchtig zugegangen.

Früher gehörte solche Justiz zu den eingetragenen Grundherrenrechten. Kein Hähnchen krächte darum. Heute großes Hallo! Man rückt dem Freiherrn denuntiando auf den Leib.

Roman Mazurek, dieser unsympatische Rosinenpicker, der seit einigen Tagen eine pointierte Biedermannsmiene über den befleckerten Grünrock gehängt hat, meint, Herr v. Rynsburg habe so was im Handumdrehen tot und dabei selber noch ein gutes Geschäft gemacht. Beim Herkules, das tue ich nicht, und übrigens ging's auch gar nicht, denn Linus Przybilla, unser Geschäftsfreund, ist schon mit der Sache befaßt und hat es für gut befunden, die Anzeige

direkt beim Coseler Gericht einzureichen. Die Affäre ist ihm wie von einer Pandora zugunsten seiner Auftraggeber im Grenzstreit in den Schoß geschüttet. Eins der Weiber ist nämlich die Frau eines der elf Bauern. Sein Weizen blüht.

Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen, habe ich dem Freiherrn schriftlich mitgeteilt, daß ich mich richterlich mit der Sache nicht beschäftigen könne, weil ich mich als sein Gerichtshalter für befangen erachten müsse. Ich würde daher die Sache, wenn ich mit ihr amtlich befaßt werden sollte, an meinen Vertreter abgeben. Das Schreiben, das ich selbst gefertigt und konvertiert habe, kann kaum drüben im Schloß sein, als ich schon erfahre, welche Wirkung es ausgelöst. Zwei kostbare Vasen sind darüber in Trümmer gegangen, der Hausoffizier hat eine Ohrfeige bekommen, deren Anlaß Schenker wie Beschenkten unklar geblieben ist, und über die Politur von Uda Lovisas schönem Stußflügel flog ein häßlicher Reitgertenschmiß, der ihr Klavierspiel jäh unterbrach. Dann ist der Freiherr davongefahren. Er wird ja wohl nun die Dinge selber in die Hand nehmen und mit Herrn Linus Przybilla, den er so gut versteht, konferieren, jedenfalls nicht sehr bald zurückkommen.

Der nächste Tag lehrt mich, daß in meiner Rechnung nicht alles stimmt. Ich hatte diesen Tag für den Gegenbesuch Luizens ausersehen. Uda Lovisa erwartet sie. Mit Luisen bin ich morgens hinübergelaufen. Sie ist bei meinem raschen Gange etwas müde geworden; ich kann aber nicht dulden, daß sie sich von einem Wagen abholen läßt, und so muß es eben gehen. Ich wundere mich, früher wurde sie nicht so leicht müde, und die kühlklare Herbstluft ist eigentlich

auch nicht dazu angetan. Aber nun sind wir ja da. Abends hole ich sie wieder ab.

Inzwischen stürze ich mich in mein Amt, und dies bekommt sogleich einen artigen Beispruch, indem sich der alte Wildddieb Pluta bei mir melden läßt, um mir Wichtiges mitzuteilen. Er sagt nicht, wieso er in der Frühe des Herbstmorgens gerade an die Stelle gekommen, wo die schon verwirrten Feldergrenzen zwischen den elf Przonosnaer Bauern und der Herrschaft aneinanderstoßen, und ich frage ihn nicht danach, weil ich es mir schon denken kann. Die Hauptsache ist, der alte Aasjäger behauptet, mit seinen scharfen Wilderer Augen gesehen zu haben, wie der ihm sattfam bekannte Linus Przybilla, ein mit Meßgerät hantirender kleiner Mensch und ein oder zwei Bauern drei alte Grenzhügel abtrugen und neue errichteten. Die Sache sei, wenn nicht mit dem Himmel, so mit dem Teufel im Bunde geschehen, denn kaum daß die Umschichtung vorgenommen, habe es angefangen zu schneien, und so hätten sich die neuen Hügel schnell mit täuschender Krone bedeckt.

Der Pluta will sich natürlich bei der Herrschaft lieb Kind machen, damit man seine Wildmorde für einige Zeit übersehe. Nachprüfung ist erforderlich. Bei sofortigem Aufbruch zur bezeichneten Stelle bestätigen sich die Angaben des Wilderers und werden im Beisein Herrn Josef Gonstors protokolларisch festgelegt. Mit Abschrift davon schwingt sich ein gewandter Knecht auf ein Roß und jagt nach Cosel, den Freiherrn zu suchen und ihm die Abschrift einzuhandigen.

Die Sache klappt vorzüglich. Der Freiherr hat mit dem Protokoll in der Hand den gepriesenen Hochverräter und

Grenzfälcher Linus Przybilla windelweich geklopft. Grenzstreit und Mißhandlungsanzeige werden noch am selben Tage begraben, wenigstens was zunächst diesen Linus Przybilla betrifft. Aber der hat die Bauern fest in der Hand, und diese sind ohne ihn nichts. Die alte Behügelung soll unter katasteramtlicher Beihilfe richterlich wiederhergestellt, von Strafanzeige abgesehen werden. Ich frage nur, warum schon er den Menschen so? Das ist doch sonst nicht seine Art. Der Freiherr kommt noch am Spätnachmittag von Gosel zurückgejagt und trifft Luise bei seiner Frau. Er läßt mich herüberufen und möchte mich angesichts der Frauen fast umarmen. Ich kann so schnelle Umschwünge nicht mitmachen, bin ein schwerfälliger Micheldeutscher und weiche mit wohl bemerkbarem Mißbehagen aus. Als er sich mit einem Schulterklopfen begnügen will, zuckt meine Schulter ärgerlich auf, denn ich habe die Schulterklopfer nie gemocht. Das mag wohl noch aus der Mühle stammen, wo man sich seine Jacke hübsch selber ausklopft.

Der alte Haß flackert natürlich jach in ihm auf, dennoch bezähmt er sich in Gegenwart der Damen, küßt sogar zum Abschiede Luise mit einer gewissen wilden Ritterlichkeit, die sie erschreckt, die Hand, kann aber die spöttische Bemerkung nicht unterdrücken, er dürfe ja nicht wagen, den richterlichen Herrschaften seinen Wagen zur Rückfahrt anzubieten.

Wir wandern ohne Mond und Sterne, eng aneinandergelehnt, nach Bieraltowitz zurück. Luise versteht manches nicht von dem, was sie heut gehört und gesehen, und ich muß über Klippen des Gesprächs hinwegspringen, um in behaglichere Bezirke ehelicher Unterhaltung zu kommen.

Da ist handbereit das liebe Weihnachtsfest. Ihm wollen wir dies Jahr eine echt goldene Friedenskrone aufsetzen, alle seine Entzückungen zusammensuchen und glücklich sein, glücklich, glücklich.

Bis dahin ereignet sich sogar noch Freundliches. Ich habe zwar den Verzicht des grollenden Herrn v. Nathusy wegen seiner Rechte um die Leßartower Mühle nicht erreichen können. Immerhin ist es mir geglückt, die Taxkommission zu überzeugen, daß sich das landschaftliche Darlehn in der beantragten Höhe rechtfertigen lasse. Dem Freiherrn eröffnet sich damit zu guter Letzt noch im Jahre die Aussicht, über diese jammervolle Zeit glimpflich hinwegzukommen. Ich fange manchmal seine furchtbar erstaunte Miene auf.

Der Stern von Bethlehem steigt auf.

So, Luise, nun können wir getrost in das nebelvolle Meer von Wundern, in dem die Geburt des Großen von Nazareth schwimmt, und in die heiligen Zwölfnächte hineingleiten. Indessen wir singen vom „holden Knaben mit lockigem Haar“, werde ich dir mitten ins Herz hineinsehen.

Verstehest du mich?

* * *

Drei kleine Burschen habe ich mir zum heiligen Abend um fünf Uhr eingeladen. Sie heißen Walek, Kupplik und Petrusch, haben dicke, graue Schawls um den Hals und kleine Wasserstiefeln an den Füßen, in denen die Hosen stecken. Sie stehen im Hausflur in einer Ecke und wagen sich nicht weiter, bis Jungfer Lina kommt und sie anfährt. Da wollen sie wieder fortrennen, ich hör's gerade noch rechtzeitig von innen an der Haustür buummern.

Wenn ich bloß besser polnisch verstünde! So muß ich sie halb mit Gewalt nach oben schleppen und die Eiszapfen ihrer Schüchternheit mit drei auf der Stelle gegessenen Bratäpfeln wegtauen. Überall im Oberstock hab ich Sächlein versteckt. Die sollen sie suchen. Ich muß die Jadwiga vom Aufwasch heraufholen, um mich verständlich zu machen. Dann geht die Heß los. Wer ist der flinkste? So habe ich seit Jahren nicht gelacht. Wie die kleinen Jungenbeine unter den Betten hervorstakerten und die Finde- und Besitzfreude heftiger ausdrückten als der ständig schreiende, lachende, quiekende Mund! Auf was für ausgefallene Gedanken sie kommen, wo noch was zu finden sei! Die Wanduhr sogar bleibt nicht verschont. Der schlaueste ist Kupplik. Der hat ein kleines Talglicht mitgebracht und reibt das Bündholz nach Vatersart an den harten Stiefelschäften an, als ob ihm das tagtäglich wäre. Schließlich haben sie mich selber durchsucht. Besser kann's der schnauzbärtige Gendarm aus dem Dorfe auch nicht. Mir aber sind, wie die kleinen Fäuste in den Hosentaschen herumkrabbelten, die Tränen nur immer so heruntergelaufen. Ich weiß nicht, wie das kam. Zum Weihnachtskarpfen haben wir Kasimir bei uns gehabt. An die polnische Sauce hat sich Luise nicht gewagt. Das hieße sich in heilige Geheimnisse der Polackei mischen. Ihre Ergründung will erfessen sein. Lina und Brigitta lassen nicht einmal in den Topf gucken, und als wir essen, sehen wir uns staunend und fragend an, welche tausend Zutaten diesen seltsamen Geschmack wohl herausgebracht haben. Kasimir beobachtet uns mit innigem Vergnügen. Man sieht sein innerliches Händereiben. „Da schmeckt nur, ihr

Lieben, ihr findet's doch nicht, und weiße Mäuse sind bestimmt nicht mit drunter. Jeje!“

Das ging so bis zur Christmette mit Plausch und knackenden Holzschelten im Kachelofen und einem dicken Wollsaß voll Rauch aus unseren Langpfeifen. Nach den Weihnachtsliedern habe ich Studentenlieder gespielt und einen Mordsvortrag über die Burschenschaft gehalten, dem Kasimir einschließlich vieler „Jejes“ aufmerksam lauschte. Er gibt sich redlich Mühe, in die deutschen Träume von der Einheit und Freiheit einzudringen, er hört am liebsten von mir die Freiheitsgefänge von Körner, Arndt und Schenkendorf. Wenn ich aber ins Feuer komme und redend die nahe Erfüllung unserer Träume ansage, schauert er, ich merk es schon, immer ein wenig zusammen. Ich weiß nicht recht, was das ist.

Endlich sind wir zur Kirche hinüber aufgebrochen. Ich fühle Luizens Arm schwer auf dem meinen. Sie ist wohl wieder einmal sehr müde. Aber es hilft nichts, wir können Kasimir nicht beleidigen. Dicker Schnee liegt draußen. Er lacht fröhlich unter unsern Füßen, und der Wind pfeift um die Kirchwände. Die Natur spielt ein Tremolo auf der Baßtuba, aber die Goldwunder des Sternenhimmels stehen hell und klar über uns. Im hölzernen Dorfkirchlein wird Christ wiedergeboren. Luizens und meine Hände beben ineinander.

Luise kann sich am Christmorgen nicht erheben. Sie ist zu müde, die Arme. Ob mein Arbeitsrezept doch zu groß für sie war? Sie klagt sich an, daß sie nicht so festbereit sei wie ich und mir noch die Festfreude störe. Ich setze mich mit dem Frühstück zu ihr auf die Bettkante, um sie zu

beruhigen und zu erfreuen, hole die geringen Gaben, die ich ihr bescheren konnte, heran und breite sie auf dem Deckbett aus. Ihre schlanken Hände fahren fast traurig darüber hin, und ich habe bei diesen langsam streichelnden Bewegungen einen Augenblick die Vorstellung von der liebkosenden Art, mit der sie einst über die Schleier strich. Aber sie sagt kein Wort, das mich darauf führen könnte, wie sie auch niemals wieder darauf zu sprechen gekommen ist.

Mittags nimmt sie nur ein paar Löffel Suppe und bittet mich, sie bei Kasimir, den sie auch lieb hat, zu entschuldigen. „Aber du, Aegidi, mußt hinuntergehen; tu mir die Liebe.“

* * *

So sind wir denn allein, wir beiden, wie damals vor einem halben Jahre. Ich wundere mich, daß er Luifens Ausbleiben nicht mehr bedauert. Er zuckt nur still lächelnd die Schultern und sagt, mich listig anschnunzelnd, nur sein geliebtes „Jeje“, das nur im Sprechen so wenig, in Wirklichkeit aber sehr viel bedeutet.

Die Gänselein sind dieses Jahr schrecklich mager. Kasimir möchte sie dennoch auf der Festtafel nicht missen. Er faltet erwartungsfreudig die Hände über dem Pfarrbäuchlein. Seine liebevollen Blicke umtrausen den goldschwer blinkenden Gonschorek, der auf dem Tische steht. Gans zu Gänsehals, so steht's geschrieben im Hause Ganta. Es ist heiß in der Pfarrstube. Ich gehe von der Vitrine zum Bettstuhl, von diesem zu jener. Wir plaudern, und als ich gerade mal wieder beim Bettstuhl bin, geht mein Blick

unversehens auf das aufgeschlagene Gebetbuch. „Gebete zuliebe der schwangeren Frauen“, steht da als Überschrift links polnisch, rechts deutsch.

„Kasimir, du bist mir der Rechte“, fang ich in der Festtagsstimmung an zu necken. „Willst du das Land noch mehr bevölkern? Es nährt ja so schon seine Leute kaum.“

„Jeje!“ sagt er und lächelt vor sich hin.

„Es wird bald Hungersnot kommen, Kasimir, und jedes neue Maul, das sich auf tut, nimmt dem andern Nahrung weg.“

„Wird gut sein, Aegidius, denn die Sterne über uns löschen nicht aus . . . gar nicht, gar nicht . . . und der Oderstrom wird Wasser genug haben, daß die schweren Zillen vom besseren Lande heraufkommen.“

„Du denkst?“

„Freilich denk ich. Sie sollen uns nur nicht vergessen da in Deutschland, sie sollen die Wasser-Polackei nur ja nicht vergessen. Es ist gut für sie, daß sie einmal daran denken müssen. So ist es bestimmt, Aegidius.“

„Sieh einer an.“

„Wohl, wohl, Aegidius. Man soll ein Grenzland nicht allein lassen. Das tut nicht gut. Wenn sie kommen, die Herren vom Westen, so gehen sie auch schon bald wieder. Die feinen Panjes, jeje!“

„Ich nicht, Kasimir.“

„Auch du wirst gehen wie die andern.“

„Ich werde nicht gehen.“

„Du wirst dein Kind nicht hier aufziehen wollen in diesem trüben Lande.“

„Was sprichst du da?“

Ich halte strack vor ihm an. Unwille ist in mir.

„So sollt ich sprechen, Megidius.“

Der kleine Mann steht auf und sieht mich fest, fast drohend an. „So seid ihr Westländer. Ein Weilschen unterkuscheln bei den Halbasiaten, wohl, wohl, wenn wir euch dienen können, Freund tun solange, aber dann macht ihr die Lucke zu.“

„Welche Lucke?“

„Die Herztür.“

Ich nehm ihn derb vorn an seinem vielknöpfigen Hausrock.

„Kasimir, um Gottestwillen, so sag mir doch, was du gegen mich hast. Ich verstehe kein Sterbenswort.“

„Und hast noch eben über meine Gebete gesprochen.“

„Ja, das hab ich. Es gibt viel schwangere Frauen, und deine Gemeinde ist groß.“

„Es geht nur um eine.“

„Welche?“

„Heuchler! Um deine Luise.“

„Mensch, Freund, Kasimir, das ist doch unmöglich.“

„Dem alten Pfarrer macht man nichts vor, du Narr!“

Lina tritt mit der gebratenen Gans herein. Ich stürze an ihr vorbei, nehme in drei Sätzen die Treppe nach oben und liege schon vor Luisens Bett.

„Luise, ist es wahr, was der Pfarrer sagt, du bist . . .“

Aus ihrem bleichen Gesicht treten die Augen in tiefem Glanze heraus. Sie fährt mir mit der Hand über den Kopf.

„Sprich nicht weiter, Megidi, es ist wahr.“

„Und sagst mir nichts? Ich muß es von ihm hören.“

Tränen entströmten ihren Augen, als ob sie gewartet

hätten. „Es kommt noch früh genug, Megidi, denn es wird nicht gut werden.“

„Herrlich, herrlich wird es werden, Louison, Geliebte. Das Schönste, was uns der Himmel schenken konnte, nun ist es da.“

„Noch nicht, Megidi.“

Auf einmal schreit sie heraus: „Nein, nein, nein! Ich bin es nicht wert. Es wird ersticken in meinem Leibe.“

Ich streichle, streichle, streichle, beruhige und streichle wieder diese aberwitzigen Gedanken weg. Mein Herz schwillt über und die Worte strömen wie Siegbäche von den Lippen. Luise schließt die Augen. Um die Mundwinkel zuckt es schmerzlich auf. Sie wendet das Haupt von mir ab.

Esel, der du bist, schelte ich mich, daß du so wenig von Frauenart verstehst und quälst, wo du Ruhe so nötig siehst. Sie soll schlafen, so schön und still sie will, in die Feiertagsruhe hinein. Kann sie besseres tun?

Auf leisen Sohlen gehe ich zum Fenster und ziehe die Rouleaux herunter. Schlaf, Kindlein, schlaf! Ich stehle mich hinaus. Nun kannst du kommen, Weihnachtsfreude, Gänseleinfest, Gonschorek-Feier!

Um mich und Kasimir hat sich an diesem Festmahl ein neues, dickhanfenes Band der Freundschaft geschlungen. Ich glaube, wir haben zum Schluß beide ein niedliches Afflein auf dem Buckel gehabt. Das kam daher, daß die Flaschen verschiedene Namen bekamen. Die erste Flasche von dem herrlichen dreibuttigen Magnatenwein hieß „Luise“, die zweite „Justus“, die dritte „Kasimir“. Als ich die vierte „Kasimirs Liebe“ benannte, bekam der Pfarrer einen scheuen Blick und murkste unverständliches Zeug in

sein Glas hinein. Getrunken haben wir sie schließlich doch.
Man nennt das in Oberschlesien: den Wurm begießen.
Das eine ist sicher: Justus soll er heißen und wird die ersten
kleinen Wasserstiefeln à la Walek-Rupplik-Petrusch von
Hochwürden zu Gieraltowig bekommen.

3.

Not, Tod, Revolution

In das Glück väterlicher Vorfreuden, gedämpft durch die Sorge um Luise, streckt der Januar seine grimmiige Laqe. Er ist ein Eisbär mit weit aufgesperrem roten Rachen. Soll ich es ein ferneres Glück nennen, daß der Herr Generalpostmeister beschlossen hat, eine neue Chaisenfahrt einzurichten, die unter anderem Gieraltowiß mit Przonsna verbindet und Zugang zur Wilhelmsbahn schafft? Die zwölf Apostel sind immer noch billiger gelaufen, und bei aller Adamsfaulheit seiner hundert Knochen im Körper bekommt es der handgeknüpften, perlenbequafteten Seidenbörse des Herrn Patrimonialrichters sicher besser, den lieben Aposteln nachzueifern.

„Drum schleudre kräftig Pfeil auf Pfeil
Auf deinen innern Gegner,
Sonst wird er deinem bessern Teil
Tagtäglich überlegner.
Und wenn du ihn nach Heldenbrauch
Zu Boden warfst, dann hast du auch
Die Welt mit überwunden.“

Jawohl, lieber Dichter, so soll's sein. Für Justus und Luise kann man schon was tun, und im übrigen ist diese Post in Wahrheit ein höchst detestabler Kasten. Lina, die virgo oeconomica, hat mir einmal früh morgens bei meinem Weggang im dunklen Hausflur Kasimirs Pelz umhängen wollen. Für meinen Doppelwuchs wäre es mehr eine Pelzjacke gewesen. Kasimir hätte gewiß

zugestimmt! Aber ich mag so was von Lina nicht haben. Wüßt nicht, welche Liebe ich ihr dagegen erweisen sollte. Der Freiherr ist wegen der Beteilung der Grundherren an der Patrimonialrichterverammlung nicht mehr an mich herantreten. Er wird wohl andere Fäden spinnen, und außerdem steckt eine ungeheure, brütende Unruhe in der Zeit. Sie hebt bald da und bald dort ein Häuptlein oder stellt zappelige Beinchen auf. Man spürt es selbst in dieser abgelegenen Wasserpolakei: Ein magischer Kreis herrschender Meinungen beschreißt sich bis auf die Tagelöhner herab. Glaubt man den Gerüchten und den Abstrichen der zensurierten Zeitungen, so gleicht die Gesellschaft dem wilden Jäger, der auf rasendem Renner, den Kopf in den Nacken gedreht, dahinjagt, ohne zu wissen, wohin der Ritt führt. Gott, ich bin ja auch ein Schwarz-Rot-Goldener, nur das Reiten mit dem Kopf im Nacken habe ich mir abgewöhnt, und unseren guten König möcht ich noch lange nicht fressen. All Ding will seinen Körper haben, um geliebt zu werden, sonst ist es nichts für die Menschen. Der König ist nicht so, wie ihn manche im Anfang geträumt haben. Aber was sie ohne ihn wohl schließlich alles aushecken würden! Ich kann nun mal ohne das Wagezünglein zwischen den ringenden Mächten im Staat nicht auskommen, und von dem Blickpunkt aus sind die Pros und die Kontras, die Ultras und die Nicht-Ultras alle gleich gut und wertvoll. Abwarten, nur abwarten! —

Von der Freifrau hab ich seit jenem Tage nur so was wie einen Schatten gesehen, aber er beweist mir, daß ihre wohl lautende, affordiose Gestalt sich unter mehr als der

unwillkommenen Last ihres Leibes beugt. Brennend wünschte ich zu wissen, warum sie solange den Frohsinn einer guten Ehe vorgetauscht hat, schelte mich sogleich einen unziemlichen Eindringling und hänge mir sieben mal sieben Schläffer vor den Mund. Sollte es nicht angemessener sein, die Duplizität der Familienereignisse zu bewundern und sich beim lieben Gott dafür zu bedanken, daß er zwei verehrten Frauen Mutterglück beschert, denn auch Ada Lovisa wird herzvoll genug sein, dieses Glück selbständig und losgelöst von Ehe und Mann zu empfinden. Ich muß das mal mit Kasimir besprechen. Solcher Dinge ist er Meister.

Mein Freund George fliegt mir, wenn er irgend ausbrechen kann, immer noch auf seiner „Fledermaus“ entgegen oder geleitet meinen Heimweg ein Stück. Niemals geschieht das, ohne mir ein Gedicht von Schiller aufzusagen. Ich hab ihm nämlich den Band mit Schillers Jugendgedichten heimlich zu Weihnachten geschenkt und eine schöne Widmung hineingeschrieben. Ohne Heimlichkeiten kann eine solche Freundschaft nicht bestehen. Einmal haben wir bei solchem Zusammensein ein Rehkalb begraben, das die Holzknechte beim Baumfällen erschlugen. Nur zu dem freien Tage, den wir gemeinsam verleben wollen, ist es noch nicht gekommen. Ich sehe ihn auch noch nicht aus dem Osten heraufkommen.

* * *

Die Patrimonialrichter des Kreises werden sich heut, den 15. Januar des Heilsjahres 1848, in Cosel versammeln. Da soll ich mehr als Richter, womöglich Staatsmann

sein und bin doch weniger als eins von beiden, nämlich nur ein halber Mensch, der mit allen Strängen an diesem Pfarrhaus und seinem Inhalt hängt und nach einem scharfen Messer trachtet, sich davon auf diese vierundzwanzig Stunden zu lösen.

Wenn ich nur wüßte, worauf das mit Luifen hinauswill und warum sie mir das Herz mit dieser unendlichen Schwermut zerreißt, deren Grund ich nicht finden kann. Sie hat nichts mehr im Besitz, was einem Schleier auch nur von Ferne ähnlich sähe. Sie selber hat nie wieder in all der Zeit ein Wort von jenem unseligen Anfall gesprochen. Ich kann keinen Zusammenhang von damals zu heut entdecken. Unsere Wirtschaft ist in Ordnung. Verhungern werden wir trotz der allgemeinen Not nicht. Kasimir schmorgte sich das letzte vom Leibe, ehe er Luifen darben ließe. Das weiß sie und kennt meine Liebe und Fürsorge. Warum sollte sie nicht fröhlich in Hoffnung sein? Aber als vor acht Tagen meine drei kleinen Wasserstiefel, Walek, Kupplik und Petrusch, als heilige drei Könige mit flitterbesetzten Hemden, Papierkronen auf den Glachsköpfen, anrückten und ihre uralten Berslein herunterplarrten, haben sie nicht ein einziges Sorgenfältlein an ihrer Stirn glätten können und wollten doch frohe Botschaft bringen.

Nur das Dunkle, Unerbittliche findet den Weg zu ihr. Wenn ich denken müßte, nun erhebe sich das väterliche Blut wieder in ihr, da sie in Hoffnung ist, — so wäre mir ein doppeltes Leid beschert, das über alle Maßen wäre.

Das scharfe Messer muß heran, sonst komme ich zu spät zur Postfahrt.

* * *

In der Post sitzt schon Herr Klemm aus Birawa. In Niesnaschin steigt ein weiterer Kollege ein, der von jenseits des Oderstromes aus der großen fürstlich-hohenloheschen Herrschaft Glawenzig kommt. Sein Pelz stinkt scheußlich und hat große Mottenlöcher. Was im Wagen nicht mit seinem Pelz gefüllt ist, füllt er mit den beißenden Rauchballen seiner ungeheuren Tabakspfeife. Das ginge noch, denn wir sind ja keine Balljüngferchen, wenn der Kerl bloß nicht noch spucken möchte. Er ist mächtig von Wuchs, breit gequadert in den Schultern und ein höchst gewichtiges Gepäckstück für die königliche Post; stark auch von Ansehen und im Ausdruck, denn er spricht übel von der mir zurzeit noch so unbekanntem Kollegenschaft, nennt sie Fuchschwänzler und Zutüttler, die sich vor Angst in die Hosen sch..... werden, weil sie nicht wüßten, in welchen Quark sie treten sollen. Er werde sich lieber mitten ins Rohr setzen. Da schneide man die besten Pfeifen.

Das also ist Herr Theobald Dombrowski, von dem schon diese oder jene Kunde über die Oder an mein Ohr gedrungen ist.

„Nastrowie,“ sagt Herr Dombrowski nach so gewichtigen Reden und zieht aus dem stinkenden Pelz eine schrecklich große Schnapsflasche. Das „Nastrowie“ gilt aber nur ihm selber. Mein Nachbar auf dem Rücksitz, Herr Klemm, sieht seufzend die schöne Flasche in dem stinkenden Pelz verschwinden.

Wenn das so weitergeht!

Es geht nicht so weiter. Ich scheine Pech gehabt zu haben. Würdige, meist recht einfache und schüchterne, aber auch

einzelne poliertere und in aller Armlichkeit nicht unansehnliche Männer treten mir in dem Gerichtssaale, der uns als Versammlungsort dient, entgegen. Ihre Rinnensitzen sitzen auf steifen Vatermördern. Modische Glockenfracks sehe ich bei ihnen nicht. Unser Senior, Herr Abraham von Wirbischky, als einzige Ausnahme hat es daher leicht, der feinste zu sein. Seine stark geäderten Hände umfassen zärtlich die goldene Bibidose. Oft schlägt sein ringgeschmückter Finger darauf. Die Brillanten blitzen im Licht der Tischleuchter. Der sehr berechnete geschchnittene Vatermörder, die jabotartig hochgeknüpfte, mit einer Brillantnadel geschmückte Binde, die weißgelockten Haarbüschel über den Ohren heben das glattrasierte, schmal-lange Gesicht in den Rahmen eines Ahnenbildes. Mir wirkt der Mann darum nicht minder, weil ein gewisser Hauch von der Mongolei her darübergeweht ist. So strahlende Ausnahme ist kein Wunder, denn er ist der einzige unter uns, der den armseligen Stand des Gerichtshalters mit dem besseren des Gerichtsherrn verbindet. Er ist Besitzer des Rittergutes Mallmitz-Schönwald und zugleich von Heidelberg her beider Rechte Doktor. Wenn man die gedrückten und gespannten Gesichter, die abgeweckten, bäurischen Anzüge der anderen dagegensieht, so ist kein Ergötzen in dem Vergleich.

Der Justizminister hat Anweisungen über die Verhandlung ergehen lassen. Er weiß, welches ungewöhnliches Unsinnen an uns gestellt wird, kennt die Strohhalme eigener und fremder Interessen, die uns im Wege liegen. Der auf-sichtsführende Richter des Stadtgerichts, ein glasköpfiges, vertrocknetes Männchen, setzt uns in langsam bauendem

Amts- und Juristen-Deutsch die Meinung seiner Erzellenz auseinander, nicht ohne immer wieder zu versichern, daß er es nicht unternehmen werde, sein Votum der hohen Versammlung — welche hohe Versammlung! — sei es auch nur unmaßgeblicher Weise, zu submittieren. Man möge nur vor allen Dingen den Wunsch Seiner Majestät des Königs ästimieren, der nun nicht mehr wie im vorigen Sommer unbedingt das Fortbestehen des Patrimoniums enuntiiieren, vielmehr notfalls mit seiner endgültigen Aufhebung zugunsten der alleinigen königlichen Gerichtsbarkeit gnädigst einverstanden zu sein geruht habe. Das versteht ein jeder. Warum wir aber bei unseren Verhandlungen die stark plagiiierende Denkschrift jenes Anonymus Treumund Welp über diesen Gegenstand vornehmlich berücksichtigen sollen, ob wir gleich in unserer alltäglichen Erfahrung so viel bessere Unterlagen haben, vermag mein Untertanenverstand nicht einzusehen.

Alsdann verläßt der königliche Kollege diskret den Saal. Mit vollendeten Kavaliersmanieren begleitet ihn Abraham v. Wirbischky bis an die Saaltür und verbeugt sich. Langsam, von unseren gespannten Blicken verfolgt, kommt er zurück, setzt sich auf den Präsidentenstuhl, läßt Ringe und Bibidose im Kerzenglanz der Wachslichter noch ein Weilchen strahlen und beginnt:

„Wir sehen uns, werthe Herren Kollegen, vor eine wenig begehrenswerte Aufgabe gestellt, die um so unangenehmer ist, als unsere Kollegen in den anderen Kreisen des Bezirks, ja wohl der Monarchie am gleichen Tage und zur gleichen Stunde beraten, so daß wir nichts voneinander wissen. Die Mutationslust der Zeit kennen Sie so gut

wie ich. Nichts Bestehendes, an dessen Veränderung nicht gedacht würde. Herr Treumund Wesp — dessen beide Namen sich gegenseitig aufzuheben scheinen — ist nicht der erste und nicht der einzige, der ohne Rücksicht auf wohlervorbene Rechte ändern will. Wohl aber sind wir die ersten Richter, die selber über den Bestand des Grundgesetzes, auf dem unsere Lebensarbeit beruht, nämlich unseres geliebten Allgemeinen Landrechts, an diesem Teile gutachtlich gehört werden. Zu der außergewöhnlichen rechtlichen und politischen Schwierigkeit unserer Aufgabe tritt hier noch das persönliche Interesse der Gerichtsherrn und Gerichtshalter; ein Interesse, das zu leidenschaftlichem Für und Wider führen kann und führen wird, wenn wir nicht die weise Mäßigung gereifter Männer beweisen. Verlieren wir uns in Einzelheiten, so würde nicht dieser Tag, nicht diese Woche, nicht dieser Monat ausreichen, vollwichtige Beschlüsse zu fassen. Seine Majestät der König und Seine Erzellenz der Herr Justizminister wünschen, daß wir in wenigen Stunden fertig werden. Wir haben einfach zu gehoramen. Mängel gibt es genug. Der Gerichtshafers ist nirgends ohne Spelz und Unkraut zur Frucht gekommen. Ob die neue Frucht, die an Stelle des Hafers treten soll, Weizen sein wird, wissen wir nicht.

Darum, meine Herren Kollegen, schlage ich Ihnen unbeschränkte und allgemeine Aussprache bis Mittag vor. Alsdann werden wir im „Grünen Oderschiff“ in der Friedrichstraße ein der Zeit entsprechendes frugales Mittagsmahl einnehmen und sodann nach Tisch einfach über Beibehaltung oder Abschaffung der Patrimoniums mit ja und nein abstimmen, worauf Sie mir und etwa

noch zu bestimmenden weiteren zwei oder drei Herren, wenn es Ihnen gefällig ist, plein pouvoir geben mögen, das Ergebnis der Debatte und Abstimmung in einem möglichst generell zu fassenden Bericht niederzulegen. Ich bitte zunächst zu diesem Vorschlage Stellung zu nehmen.“

Das vornehme Gesicht hebt sich. Ein kalter, fodernder Blick geht über die Versammelten. Er heißt: wer wagt es, gegen so vernünftige Vorschläge, ein so prachtvolles, gefälliges Arrangement etwas zu sagen?

O, du fuchsschwänziger Fuchs von einem Fuchsen! Merkt ihr nichts, Kollegen? So wird die hehre Idee einer unbefangenen, unparteiischen Beratung und Begutachtung entgegen den königlichen Absichten zu einem rich-tigen Spiel bauernfängerischer Listen und Ränke gemacht. Schweigen!

Herr v. Wirbischky ist bezwingend. Er hält die Augen fest in gleich kalter Strahlung auf uns gerichtet. Wer spricht? Es wagt keiner sich auch nur umzublicken, um nicht zu verraten, daß er nicht weiß, ob er zustimmen soll oder nicht.

Noch mehr Schweigen. Wo bleibt Herr Dombrowski und wo der hochgemute Herr Aegidius Wichura?

Herr Abraham hält das Schweigen gut aus. Endlich spricht er: „Gut, meine Herren, da Sie nichts einzuwenden haben, so stelle ich Ihr Einverständnis fest.“

Halt, schreit's in mir einen Augenblick, ich denke gar nicht daran, einverstanden zu sein, Herr. Sie gehören überhaupt nicht auf den Sessel dort oben. Sie sind Gerichtsherr und Gerichtshalter zugleich. Scheren Sie sich gefälligst herunter. Die ganze Debatte wird durch die

Abstimmung nach dem Mittagessen Unsinn, Eulenspiegelerei, Fuchschwänzerei. Und in den Bericht werdet Ihr hineinschreiben, was Euch gefällig ist.

Die Gurgel schwillt mir auf. Jetzt tritt es heraus . . . jetzt . . . jetzt. Aber da in dem wirren Lichterschein in dem verglasten Königsbilde zu Häupten des Seniors . . . da zittert Luifens Leid, zittert mein Leid. Kinder, was geht ihr mich an? Ich bin ein gequälter Mensch, sonst nichts. Ist über die Massen gleichgültig, was hier geschieht, geht alles seinen Weg und nicht durch uns. Herr König, hört, ich bin ein Mensch. So laßt mich gehen zu meinem Weibe.

Die Redner ermannen sich langsam. Über ihren fafelnden Stimmen versinke ich in mich. Daß es Mittag, daß es Abend würde! Man redet viel und lange. Jetzt spricht Herr Dombrowski. Er singt das Lob des Seniors. Ich höre Gemeinplätze über das Leben auf dem Lande, über die Zusammengehörigkeit der Richter mit dem Volke unter den wachsamem Augen des Gerichtsherrn, der dem Volke den König sichtbar vertritt und ihm begreiflich mache, was es heiße, Landesvater zu sein. Könne man eine Gerichtsbarkeit mit besserem Rechte eine väterliche zubennen als diese? Freilich könne er sich denken, daß die stadtbeheimatete Rechtspflege, denn nur diese könne ja jetzt kommen, gelehrter und fundierter sein werde. Die Rechtsgelehrsamkeit sei gewiß eine schöne und nützliche Sache. Freilich . . . und so geht es fort. Was er im Vorderfaze sagt, nimmt er im Nachfaze prompt zurück.

Der Herr Senior hört ihm wohlgefällig zu. Das ist der richtige Mann. Er hat Gewalt und Brust. Er kann auch anders als grob reden. Als einer schüchtern von patri-

monialvergünsteten Urteilen, von den Gefahren der grundherrlichen Einmischung und Perhorreszenz, von der Sportelunsicherheit und Abhängigkeit der Patrimonialrichter zu sprechen anfängt, beginnt Herr Dombrowski, die Augen dem Senior zugewandt, zu scharren, und dieser bekommt eine eigene Steifheit ins Gesicht. Die Nase krümmt sich wie zum Haken. Er sagt kein Wort, aber Herr Dombrowski unterbricht den Redner mit seinem sichtlichem Einverständnis und bittet entsprechend den angenommenen und so dankenswerten Vorschlägen des Herrn Seniors, von der Besprechung von Einzelvorkommnissen abzusehen, die sich vielleicht in anderen Bezirken, niemals aber hier ereignet hätten.

Niemals aber hier? Mir ist ganz dumm und dumpf zu Mute. Wenn sie doch bloß aufhören wollten!

Mittag schlägt's. Die Standuhr im Gerichtskorridor hallt durch das ganze Gebäude. Der Herr Senior erhebt sich mitten in der Rede. Entsprechend den getroffenen Vereinbarungen dürfe er nun wohl die Debatte als beendet ansehen und die restlichen sehr geehrten Herren Redner von der Liste streichen. Es sei ihm eine Freude gewesen, den von so lauterem Ernst getragenen Ausführungen der einzelnen Herren Kollegen zu lauschen. Was es etwa vor der endlichen Abstimmung noch zu klären gebe, könne nunmehr in der behaglicheren Form des Tischgesprächs bei dem Liebesmahl im „Grünen Oderschiff“ erledigt werden. Er wolle letztlich nicht versäumen mitzuteilen, daß es sich einige der Gerichtsherrn des Kreises nicht hätten nehmen lassen, bei dieser seltenen Veranlassung in unserer Mitte zu weilen.

Merkt ihr noch nichts, Kollegen? Haut keiner den Knoten der List mitten durch? Die Herren von Oberschlesien haben sich längst geeinigt. Sie wünschen im Gegensatz zu den fortgeschritteneren Bezirken kein Titelchen ihrer Macht aufzugeben, wollen des Volkes Herrscher sein in perpetuum und das Recht, das ihm zukomme, selber destillieren. Der König soll aufhören, wenn ihm von seiner fernsten Provinz ein klares Unisono der verbundenen Gerichtsherrn und Gerichtshalter entgegenläutet; soll die Stützen der Krone selber stützen, vielleicht gar noch etwas drangeben, damit nur alles hübsch beim alten bleibe, äußerstenfalls den hohen Herren die Gerichtsbarkeit gegen Abgeltung der Gerichtsanfänge, als da sind: Sporteln, Straßenmauten und herrenloses Gut, für teures Geld abzukaufen, die Laudemien aber belassen.

Wir brechen auf, Herr Abraham v. Wirbicki, den kostbaren Zobelpelz um die Schultern, allen voran. Welch eine Ehre, hinter einem so edlen Herrn durch das erstaunte Städtlein zu marschieren! Schultern recken sich auf. Köpfe heben sich. Herr Dombrowski hat es trotz der Januarälte vorgezogen, den stinkenden Pelz ausziehen und über dem Arm zu tragen. Wenn nur die Schnapsflasche nicht herausfällt! Herr Klemm flankiert mit ihm den würdigen Senior.

„So begab sich Keineke fort, begleitet von allen seinen Freunden, den Weg nach Malepartus, der Beste.“

* * *

Das „Grüne Oderschiff“ hat ein behagliches Sälchen. Da läßt es sich wohl sein. Wudeltwarm ist es darin. Ein himm-

lischer Bratengeruch dringt leicht herein. Frische Fichtenreifer umkränzen das Bild des Königs und der Königin. Auch der alte Fritz und der dritte Friedrich Wilhelm sind nicht vergessen. Man denkt gern an des letzteren tapfern Kommandanten David v. Neumann, der die Festung als letzte im Lande hielt. Sein Bild wünschte man hier zu sehen. Es ist nicht da.

Das Gasthaus gibt sein Bestes und versucht, die schlechte Zeit zu verbergen. Schneeweiß leuchtet das Tafeltuch. Silbern blinken die Eiskühler und das Besteck. Champagnerflaschen tauchen auf. Es ist schon lange her, daß so viel edle Herren in seinen Räumen tafelten. Wir armen Richter sind hier nur soweit Beiguß, Magerlunke oder so. Die Hauptsache sind die Grundherren. Es fehlt keiner. Ihnen sind wir ein wenig wichtig geworden. Man sieht heute nicht so auf unsere grobe Kleidung und unsere Bauernsitten. Wie chevaleresk man uns die Hand drückt, wie man sich uns zuneigt und uns anspricht, als hätten wir doch wenigstens ein paar hundert Morgen unter den Stiefeln! Selbstverständlich ist, daß sich jeder Gerichtshalter mit seinem Gerichtsherrn zusammensetzt. Wir sind ja so eines Herzens und eines Sinnes, haben uns nie bekrübt und nur immer einträchtiglich an dem guten, alten, heiligen Recht zum Besten des Volkes gewirkt.

Mein Freiherr ist rosigster Laune. Mit seiner langen, hageren Gestalt und dem wehenden Schnurrbart ist er unter seinen Adelsvettern gewiß der auffallendste. So habe ich mir immer die Schlachtigen vorgestellt. Gesehen habe ich allerdings noch keinen. Er schüttelt mir angesichts der ganzen Korona wiederholt die Hände, stellt mich den

unbekanntem Grundherren mit Aplomb vor, fehlt bloß, daß er sagte: Seht ihr, ich habe den Besten von allen; das ist ein Daus, den man nicht so leicht klein kriegt, aber ich krieg ihn doch, also bin ich das größere Daus. In Wahrheit aber zischt er mir ins Ohr: „Sehen Sie, wir sind doch da.“

„Zu gute Taktik, um gute Strategie zu sein, Herr Freiherr,“ erwidere ich ganz laut. Er zerstäubt durch einen Wimperspalt einen höhnischen Blick über mich.

Dennoch muß auch ich mit ihm zusammensitzen. Er will es absolut haben. Es ist schon lang keine Rede mehr davon, daß wir armen Hechte das glänzende Mahl, das sich hier den schlechten Zeiten zum Troß bereitet, bezahlen könnten. Eine köstliche Goldfrucht liegt vor jedem Gedeck. Ich hab noch nie so was gesehen, geschweige denn gegessen. Liebkosend nehm ich sie in die Hand, sie zu wiegen. Also das sind die berühmten Orangen, die im fernen Stalien wachsen. Glücklicher Himmel, der solche Früchte erzeugt!

Polnische Schnäpse stehen auf dem Tische, Poddibienta und Malewka nicht vergessen. Vierzig Tropfen vor der Suppe, heißt die Festregel. Die Champagnerpfropfen knallen. Ein Hoch dem Könige! Wir sind Patrioten und heute in seinem besonderen Dienst. Meine Herren Kollegen sind schon mitten im Nebel; ich kein Lot besser. Im Gegenteil, doppelte Paravents bauen sich um mich. Verrückte Gestalten hüpfen darauf herum. Die Beine fliegen in den dunstigen Himmel.

Auf den polnischen Karpfen folgt die schlesische Gans. Schwimmt der Karpfen in 41 er Liebfrauenmilch, plätschert die Gans in einem wonnigen Château Latour. Klöße türmen

sich zu Bergen. Rotkraut, Sauerkraut, gebratene Äpfel sind mit schlaraffischen Maßen gemessen. Vinum hungaricum steht zu beliebigem Gebrauch auf den Tischen. Die Schnäpse werden nicht abgeräumt. Zutrunk zwingt. Man darf nicht ausweichen, will man nicht Trottel und Hachar heißen. „Immer aus, immer aus, Herr Patrimonialrichter,“ sagt der neben mir. „Sie sind doch Student gewesen, Raczeß oder sonst was Schwarz-Rot-Goldenes. War mal 'n bißchen gefährlich, Herr, jetzt werdet ihr modern. Er hängt an keinem Baum, er hängt an keinem Strick, sondern an dem Traume der deutschen Republik, so sangt Ihr doch, nicht? Aber die Großen geben den Purpur noch lange nicht für Eure roten Hosen her, Verehrter.“

Ich laß den Freiherrn reden, trinke, esse, döse und schaue nur hin und wieder auf mein Gegenüber, einen bäuchigen Bierziger und Vater von zehn Kindern. Der stürzt sich kopfüber in die dargebotenen Labungen. Herrgott, bin ich besser als der? Hurra doch, wir versaufen das Recht der Zukunft, wir prassen mitten in der Not des Landes. Wir können uns das leisten, wir sind alles, was das Recht des Landes ausmacht; wir hängen an den Schwänzen der edelsten Rosse und werden im Fluge über den Dreck getragen. Die kalten Augen des Herrn Abraham v. Wirbischky bekommen einen lächelnden Glanz. Die Schäflein sind hübsch in den engen Pferch gegangen und drängen sich gehorsam in den gewiesenen Winkel. Jetzt hält er eine Rede auf das gute, alte Recht, auf das herzliche Einvernehmen in der Justiz des Landes, auf den notwendigen Widerstand gegen die überhandnehmenden Neuerer, die Auführer eines friedlichen und einfachen Volkes. Brillanten funkeln

in der Rede wie über der goldnen Bibidose, indes er sie spielerisch in den Händen schaufelt.

„Meine lieben Herren Kollegen,“ sagt er zum Schluß, „die Hauptarbeit liegt hinter uns. Ich sehe keine Notwendigkeit, zu dem Wenigen, das uns zu tun übrig bleibt, in den kalt gewordenen Gerichtssaal zurückzuziehen, während wir hier in der bisher so schön bewiesenen Einhelligkeit in Kürze damit fertig werden. Ich schlage Ihnen daher vor, in einer halben Stunde die uns befohlene Abstimmung hier vorzunehmen und dann über die Art der Berichterstattung Beschluß zu fassen.“

„Bravo, bravo,“ schreien die Gerichtsherrn, die gar nicht gemeint sind. „Wir bleiben hier, wozu fortlaufen? Es lebe die Gemütlichkeit!“

Herr Dombrowski, der Riese, klopft ans Glas. Seine schwarzen Bartstoppeln sind auf dem glühenden Rost seiner Fettbacken um das Doppelte gewachsen. Donnernd tönen seine Worte über den heißen Raum. Die Goldorange nimmt er in die Hand, wirft sie in die Höhe und fängt sie neckisch auf. „Wen stellt diese Frucht dar, meine Herren?“ ruft er. „Keinen andern, als unsern verehrten Senior, Herrn Abraham v. Wirbizky.“ Und nun geht's weiter: „In der goldenen Umhüllung seiner vornehmen Persönlichkeit lägen wie in dieser Orange seine Tugenden in aromatische Abteilungen eingefächert zusammen und wetteiferten miteinander um den Preis vollendeten Wohlgeschmacks und höchster Süße. Unter seiner Führung stelle sich die Vereinigung von Gerichtsherrn und Gerichtshaltern als das personifizierte Paradigma eines vortrefflichen Rechtszustandes dar. Wer besitze die Kühnheit, in diese wunderbare

Ordnung der Dinge einzugreifen, wer wolle sich vermessen, der Justiz des Landes bessere Männer zu geben, wer sich erdreisten, dem Könige den Rat der Beseitigung dieses bodengewachsenen Zustandes zu geben? Ja, wenn es noch des Beweises bedürfte, daß neben dem gelehrten Richter auch der geborene zum Rechtsprechen berufen sei, so brauche man immer wieder nur auf Herrn Abraham v. Wirbizky hinzuweisen, in dem wie unter dem köstlichen Goldmantel der Orange beiderlei Eigenschaften köstlich vereinigt seien. So lange ein Land noch über solche Richter verfüge, werde man umstürzenden Ideen wie denen dieses Dunkelmannes, genannt Treumund Welp, die Folgschaft in allem Ernst zu verweigern haben . . .“

Und was ein Afterredner sonst alles sagt.

Aegidius, Aegidius, haust du noch nicht auf den Tisch? Nein, Aegidius Wichura, haut nicht auf den Tisch. Der Fettfleck auf der Weste des bäuchigen Bierzigers gegenüber ist ihm furchtbar interessant. Sein armes Weib wird zu tun haben, ihn herauszubürsten. Aegidius Wichura muß immerfort darauf hinstarren. Dazwischen rollt er mit der Hand die Orange auf dem Tafeltuch. Die rollende Hand ist die Eideshand, mit der er einst geschworen, ein rechter und gerechter Richter zu sein und alles zu tun, um dem wahren, richtigen, heiligen Recht zum Siege zu helfen. Nun da die Rede zu Ende ist, steckt er die Orange langsam in die rechte hintere Rocktasche, steht schwer auf und starrt in den Haufen jubelnder Menschen, auf die goldne Bibidose, die eben Herrn Dombrowski gnädigst dargereicht wird, damit er sich bediene. Aegidius Wichura möchte heulen, daß er nichts anderes denken kann als nur Luise, immer nur Luise.

Steht auf und geht langsam hinaus . . . nimmt Mantel und Mütze vom Pflock . . . und geht hinaus . . . sieht nicht auf verwunderte Blicke von Kollegen und Grundherren, von Wirt und Kellnern . . . und geht hinaus.

* * *

Ich, Franz Aegidius Wichura, Patrimonialrichter von Przonsna—Lekartow—Gieraltowiz, bin betrunken. Die Sterne sind mir sanft schwankende Lichtpunkte im Sammet dieses schwarzen Nichts geworden und können mich auf meinen Irrwegen nicht geleiten. Der große Magus von Königsberg, der da sagen konnte, daß der Sternenhimmel über ihm und das Gewissen in ihm die größten Wunder dieser Welt seien, muß sie beide niemals wankend gefunden haben. Mir aber wanken beide zugleich.

Das Städtlein ist eingeschneit bis an den Hals, nur daß gerade die Bahnen freigemacht sind. Schlitten klingeln straßauf, straßab. Es ist ja noch nicht spät. Die Kinder sind noch auf der Straße, ziehen sich auf kleinen Schlitten durch den erfreulichen Neuschnee, haben ein Glück voll Eifer und Behendigkeit, ein Glück des Fallens ohne Schmerz, der Wärme in der Kälte. Mir ist auch warm, aber wo hab ich denn gleich mein Glück hingetan?

Ha, da ist es . . . Silber und Kugelrund, wie von der Glücksgöttin auf die Armbrust gelegt. Der Schneeball zerplatzt auf meiner männlichen Brust. Wart, kleine Range, den kriegst du wieder. Aber mit dem einen Reckling, der mich traf, stehen ihrer zehn um mich. Es ist die höchste Zeit zu kämpfen, und da bin ich auch schon mitten in der Schlacht,

die so kläglich verloren wird wie die ungeschlagene vorhin, denn meine Verteidigung ist taktisch und strategisch falsch angelegt. Zehn herrlich geballte Ballen flogen mir auf einmal an den Kopf. Die Mütze liegt im Schnee. Ein Bub warf sie hoch in die Luft, fing sie wieder auf und füllte sie bis an den Schirm mit der weißen Himmelsgabe.

Schließlich fällt der gewaltige Herr Patrimonialrichter selber um. Der Kreis der Tollen schließt sich um ihn. Sie machen einen Schneemann aus diesem Achill, der aus lauter Fersen besteht. Ein barbarisches Schicksal und fern der richterlichen Würde.

Ruck in die Höhe. Beine gewonnen, alles gewonnen. Mütze gesucht und aufgestülpt. Blick vom Feldherrnhügel in die Runde. Da ist die Bande schon zerstoßen. Aus dunklen Ecken lacht's und kichert's. Der Feind hat die Schlacht gewonnen, aber das Feld verlassen. Also ist Friede. Schön war's doch. Der Schneereif in der Mütze schmilzt und Wassersträßlein laufen mir über die Stirn. Fein ist das; so wird man munter und nüchtern . . . kann sogar ganz gut geradaus gehen, den Kopf heben, begreifen und sich begeistern. Ich staune, welche feine Konturen die Schneebekränzungen der Häuserdächer zeichnen, spüre ganz deutlich die feinsachte, fast sturrile Kadenz in diesen kleinstädtischen Giebelhäusern, ich fühl es vielleicht nur so gut, weil ich eigentlich noch immer betrunken bin, und lache ein bißchen albern vor mich hin. Wie kann eine so kleine halbpolnische Stadt sich hier einfach herausnehmen, Konturen zu haben. Dem muß man doch noch etwas näher auf den Leib rücken. Dreimal ziehe ich um den Ring, umarme einen Laternenpfahl, laufe an eine krächzende, verummumte Alte

an, entschuldige mich gar nicht einmal, weil mein Kopf da oben auf den Schneedächern sitzt. Ich hab überhaupt nichts anderes zu tun, als da oben auf den Dächern herumzulungern und Konturen zu suchen.

So kommt mir von oben her die Hauptwache in die Augen. Warum die nur so ganz im Dunklen steht? Das widerspricht doch eigentlich dem juristischen Begriff: Hauptwache. Man muß das untersuchen; man sollte sogar eine Abhandlung schreiben, inwiefern die Dunkelheit für eine Hauptwache das Nichtbegriffsmäßige sei. Der Posten vor Gewehr geht in aller Finsternis, mit dem Kuhfuß unter dem Arm, auf und ab. Den muß ich einmal fragen. Der ist berufen und auserwählt und hat geschworen wie ich. Ich baue mich, noch ein halber Schneemann, auf den Stab Moses gestützt, vor ihm auf . . .

Ja, was wollte ich eigentlich fragen?

„Sie, Herr Befreiter, Sie kennen doch die Kriegsartikel.“

„Wohl, Herr, aber gehen Sie weiter.“

„Gerne, lieber Herr Befreiter, wenn Sie mir sagen, was ich jetzt wissen muß.“

„Was?“

„Wie wird Fahnenflucht bestraft?“

„Herr, ich darf keine Privatunterhaltungen führen.“

„Tun Sie ja gar nicht, Herr Vaterlandsverteidiger. Sie sind eine Hauptwache, unbeleuchtet zwar, aber doch eine Hauptwache; Sie sind auch eine öffentliche Einrichtung. Darum frage ich. Ich muß mich auch alle Tage ausfragen lassen.“

Keine Antwort. Er nimmt das Gewehr auf die Schulter und schreit: „Weg da!“

„Ich gehe nicht. Das hab ich nicht nötig. Ich bin ein anständiger Bürger, Herr Befreiter, Vertreter des Rechts und heut noch viel mehr, Sie.“

Der Posten antwortet nicht mehr.

„Hören Sie, Herr Befreiter, Sie scheinen die Kriegsartikel doch nicht zu kennen.“

„Weg da!“

Ich rühre mich nicht. Da faßt er mich am Kragen und steckt mich ins Schilderhaus. Er zieht am Klingelgriff. Die Wache tritt ins Gewehr. Trommelwirbel! Der Wachhabende kommandiert: „Stillgestanden!“ Die Glieder der Musketiere schnurren zusammen.

Meldung des Postens: „Im Schilderhaus steckt ein Gefangener, Herr Unteroffizier.“

Der Unteroffizier befiehlt: „Musketier Filor, übernehmen Sie den Postendienst und Sie, Schramek, führen den Gefangenen in die Wachtstube.“

Fein, fein, das ist die Lösung aller Zwiespalte. Ich erkenne den Tag der Prüfungen. Ich hatte zu viel des Willens und glaubte mich schon um den Teufel nicht scheeren zu müssen; heut rächt er sich und macht mich ganz klein. Macht mich klein von der Postkutsche bis wieder zur Postkutsche.

Also rin in deutschen Bund! Ich werfe den Mantel ab und stehe als der Längste unter den Musketieren in der niedrigen Wachtstube. Das Großmachen ist schon wieder da. Gleich wird dich der Teufel ducken, Megidius. Je größer der Mann, desto leichter im Dreck.

Schade, daß die Stühle hier keine Lehnen haben, sondern nur verdrehte Beine, über die man stolpert. Postausend

noch einmal, ich habe doch immer das herrliche, freistehende Preußentum geliebt.

Schwapp, sitz ich auf dem Schemel, als wenn ich mich freiwillig darauf gesetzt hätte. Die Musketiere stehen grinsend um mich herum. Musketier Schramek meldet meine Missetat.

„Ist das wahr,“ fragt mich der Unteroffizier, ein hübscher, brauner, freiblickender Mensch.

„Und mehr ist nicht?“ wendet er sich an den abgelösten Posten.

„Nein, Herr Unteroffizier.“

„Kaus, Kerl, wieder ablösen, lohnt sich nicht, du Lospatsch. Sie sind frei, mein Herr.“

„Und die Antwort,“ beharre ich.

„Welche Antwort?“

„Auf meine Frage von der Fahnenflucht.“

„Ach so, ja das kommt darauf an, ob vor dem Feind begangen oder nicht.“

„Natürlich, vor dem Feinde.“

„Nicht unter zehn Jahren, mein Herr.“

„Und wenn man selber wieder zurückkehrt?“

„Wird's billiger gemacht.“

„Wenn aber die Schlacht schon vorbei ist?“

„Das ist egal.“

„Gut, gut. Dann sagen Sie mir noch, wen stellt das Bild da vor?“

„Das ist Oberst David v. Neumann, der tapfere Verteidiger von Cosel, wissen Sie?“

„Hut ab, meine Herren, Hut ab.“

„Jawohl, mein Herr, nur wir haben keinen.“

„Der hat gewiß keine Fahnenflucht unter seinen Braven gehabt.“

„O freilich, mein Herr.“

„Was hat er denn mit den Fahnenflüchtigen gemacht?“

„Erschossen, mein Herr.“

„So? Erschossen, wirklich erschossen? Da ist es die höchste Zeit für mich.“

Ich raffe eilends den Mantel auf und stürze hinaus. Ein ungeheures Gelächter schlägt hinter mir zusammen.

Lacht, Musketiere, lacht! Mir ist auch so zu Mute, nur andersrum. Ich rase über den Ring. Hinter mir bläst der Trompeter den Zapfenstreich. Da hinunter geht's zum

„Grünen Oderschiff“. Es ist ganz finster in den Gassen. Die Laternen sind gelöscht. Schneewolken stehen am Himmel.

Ein scharfer Nordwest fegt um die Ecken.

Bums, renn ich an eine Mauerecke an. Gleich fließt es warm von der Stirn. Was da, was da! Wo ist nur das

„Grüne Oderschiff“? Da nicht und da nicht. Zum Geier, hier war's doch. Sind die Gassen beheizt? Eine Hand fährt mir auf einmal ins Gesicht.

„Weg da,“ schrei ich. „Psia Krow, Pierunje!“ kreischt eine Weiberstimme auf. Weiter, weiter!

Da ist ein Mensch. „Wo ist das ‚Grüne Oderschiff‘?“

„Linksum, dummes Nas, hast noch nicht genug?“

Nur nicht antworten. Da liegt ein gelber Lichtschein auf dem Straßenschnee. Dort muß es sein. Endlich, endlich!

Die Haustür ist geschlossen. Ich donnere mit den Stiefeln an. Ich nehme dazu beide Fäuste und haue sie krachend gegen das Türblatt.

„Was macht ihr so lange, ihr Bande?“

Endlich schlürft ein Schritt. Die Haustür öffnet sich einen

Spalt. Die Wucht meines Körpers legt sich dagegen. Der Mensch, der sie hält, wird beiseite geschleudert.

„Ist alles noch beisammen?“

Niemand antwortet. Das Blut läuft mir noch immer übers Gesicht. Ich werfe Mantel und Mütze einem Kellner zu, der mich entgeistert anstarrt. Da er ein Präsentierbrett in der Hand hat, gib'ts einen großen Pardauz. Eine Glastür splittert.

So, da sind sie alle noch beisammen, hocken in dem dicken Qualm, haben blöde Augen und sprechen mit schweren Zungen. Nur nicht der Senior. Der sitzt mit demselben kalten Gesicht auf seinem Platze und spielt mit der Bibidose. Nur zwei rote Buckelchen sitzen über den Augen. Die weißen Haarlocken liegen so wohlgeschwungen um die Ohren wie vorhin. Ich sehe niemanden als den, stürze in die Öffnung des Hufeisens vor ihn hin. Das Einglas fällt aus seinem Auge.

„Meine Herren,“ schrei ich über die Korona, „hören Sie mal jetzt auf mich. Ich hab noch nicht mit abgestimmt. Ich möcht auch noch mit abstimmen.“

Wer noch aufspringen kann, springt auf. Die andern lachen blöd. Das Gesicht des Seniors wird zur Frage Dschingis-Khans.

„Was wollen Sie?“

„Ich will sagen, daß alles falsch war, was Sie uns gesagt haben; ich will sagen, daß ich eine Memme war, weil ich's Ihnen nicht schon lange ins Gesicht geschrien habe; ich will sagen, daß dies Herrengericht nicht bestehen bleiben darf, wenn nicht Recht und Volk zugrunde gehen sollen; ich will sagen, daß unser guter König die Wahrheit hören will und

Ihr habt sie in Eurem verfluchten Hosensack behalten. Haben Sie das verstanden?“

„Juhu!“ schreit einer, der Mut bekommen, mit heller Stimme von hinten dazwischen. „Hat recht, der Kollege, wir sind betölpelt.“

„Die Abstimmung ist u . . . u . . . ungültig,“ ruft ein anderer, der die Zunge nicht mehr ganz regieren kann.

Eine Faust faßt mich von vorn an. Ich schleudere sie von mir. Ein ungeheures Loben und Schreien beginnt. Mein Freiherr ist auf den Tisch gesprungen. Ich stehe auf einem Stuhle gegenüber und schaue mit verchränkten Armen auf seine verrückt rotierenden Bewegungen. Im Nebel der Gesichter sehe ich nur noch sein glühendes . . . und dann nichts mehr . . .

* * *

Ein nasses Tuch liegt über meinen Augen. Ich fühle, fasse danach, reiß es herunter, werf es fort. Es klatscht an einen Gegenstand an. Eine Wunde brennt irgendwo da an meinem Schädel. Es ist vollkommen finster.

Ich schlief. Was ich erlebte, muß viele Stunden zurückliegen. Wann war es nur, was war es nur? Ich bin ja doch regelrecht ausgezogen und liege in einem haushohen Bett.

Ha, es dämmert. Mensch, Richter, Megidius, was hast du getan? Hast du nicht ein krankes Weib? Erwartest du nicht einen Sohn?

Gräßlich, dieses Denken. Ich springe aus dem Bett. Eine Streichholzbüchse muß in meinen Hosensack sein. Das Hölzchen flammt auf. Ich suche nach dem Licht, finde keins, verbrenn mir die Finger, zünde ein zweites an. Endlich, da

auf der Kommode unter dem Spiegel steht ein Wachsstock. Er brennt sogar. Ich beleuchte mich im Spiegel. Furchtbar! Ein Blutstropfen läuft herunter und verlöscht das Licht. Mit krallenden Fingernägeln muß ich Docht freimachen, um von neuem Licht zu schaffen . . .

Ich bin in einem Fremdenzimmer des „Grünen Oderschiffs“. Wer mich hereingebracht, soll mir nun gleichgültig sein. Ich ziehe die Rouleaux herauf. Der Morgen fließt dunkel-silbergrau herein. Leben beginnt im Hause. Man hört es treppauf, treppab gehen. Eine Waschschüssel ist da, sogar ein Glockenstrang. Es geht aufwärts mit mir, und das Schädelbrummen ist nichts gegen dies Gefühl. Ich fahre in meine Sachen, säubere mich in der Waschschüssel, so gut es geht, und mache mir mit dem Taschentuch einen neuen Verband. Die Blutung steht. Ein Heftpflaster oder, wenn's nicht anders geht, ein Spinnweb wird doch wohl noch aufzutreiben sein. Ich ziehe am Glockenstrang, einmal, zweimal, dreimal. Endlich kommt jemand. Es ist der Hausknecht mit der blauen Schürze und einem verständnisvollen Gesicht für die Bedrängnisse der Katerstimmung. In zehn Vierminuten klebt mir ein mächtiges Heftpflaster auf der Stirn. Wenn's weiter nichts gäbe, als so einen Hautriß! Dicht daneben hat mal ein Blutiger von vier- undzwanzig Nadeln gefessen. Der war schlimmer.

Wahrhaftig, es geht noch mal aufwärts mit Aegidius Wichura. Mit jedem Augenblick wird's besser, wenn nicht . . . doch das kommt später. Noch bewegt der Mann die Weltgeschichte . . . bildet es sich wenigstens ein . . .

* * *

Im vorderen Gastzimmer sitzen die Leute von Handel und Fuhrwerk, auch von der Oderschiffahrt. Es ist schon ganz munter da, denn heut soll Wochenmarkt sein. Hinten, im Sälchen . . . na ja, da war's ja . . . schrubbend und hobelnd die Mägde. Mag eine schöne Schweinerei geben.

„Frühstück!“ Der alte Kellner sieht mich eigen an. Er hat noch nicht Zeit gehabt, seinen Frack von gestern abzubürsten. Ein Saucensträßlein ist auf der Klappe angekrustet.

„Wo sind die Herren?“

„Alle fort bis auf zwei.“

„Welche?“

„Herr von Wirbicki und Herr Dombrowski.“

„Wo sind sie?“

„Schon lange auf und davongegangen. Ihre Sachen sind aber noch hier.“

„Gut, bringen Sie Frühstück. Starcken Kaffee, Brot und Butter und ein Glas Wasser.“

Der Kellner macht den Mund auf, als wolt er sagen: Nicht auch ein Hering gefällig? Schließt ihn wieder . . . man weiß doch nicht . . . Der Herr ist so groß und stark . . .

Was soll nun geschehen?

Nichts soll geschehen. Gedanken vor dem Frühstück taugen nichts. Ich will mich mal bloß auf den Ton stimmen: Ich bin klein, mein Herz ist rein. Ich weiß von nichts. Gar nichts, gar nichts, sagt Kasimir Fanta.

Die an den Nachbartischen sind weiter. Das geht von Handel und Wandel. Mein Stirnpflaster interessiert sie gar nicht. Wenn's weiter nichts gäbe in dieser schweren Zeit! Wie sollen wir bloß hier in dieser gottvergebenen preussischen Landecker durchkommen, wenn man uns nicht hilft?

„Die neue Bahn sollte mal ein paar Duzend Züge mit Lebensmitteln herbringen,“ sagt einer.

„Handle du doch damit, dann kannst du's selber, Paulek,“ antwortet ein zweiter.

„Gib mir das Geld dazu und sag mir gefälligst, an wen ich die Rechnung ausschreiben soll, du Dummer.“

„Den Grundherren, denn die haben den Vorteil davon.“

„Bloß, daß man ihnen die Schlösser nicht verbrennt, was?“

„Als wenn die alleine schuld wären,“ ruft einer untwirsch dazwischen.

„Nein, schuld sind sie nicht, schuld ist immer nur das dumme Volk.“

„Nein, schuld ist der da oben, der uns den Mißwuchs beschert und die Oder ins Ackerland führt.“

„Schuld wie Schuld, gegen die Herren geht's immer.“

Die Gemüter erhitzen sich. Aber es ist noch zu früh, um den Beweis mit der Faust zu führen.

Da kommt mein Frühstück. Die Wirtin ist eine verständige Frau und hat Erbarmen mit mir armem Simpelpeter, dem sie heute das Fell über die Ohren ziehen werden. Wie gut bloß hier das Frühstück schmeckt! Die Gute weiß wahrscheinlich, was zu einer tapferen Festungsverteidigung gehört. Vielleicht hat sie noch bei David v. Neumann gedient, als die französischen Bomben in die Stadt flogen.

Der letzte Schluck, der letzte Bissen, und wie bestellt, tritt ein Gerichtsdiener ein. Mir ist klar, daß er nicht nur des Schnapfes willen kommt. Ohne zu fragen, geht er direkt auf mich zu und übergibt mir einen Brief.

Ich weiß auch, was drin steht. In diesem Format lud ich bisher die Verdächtigen vor mich. Nur, daß mir jetzt eigentlich gar nicht so gottsjämmerlich wie denen zumute ist. Am liebsten ließe ich dem Postwagen voraus, wohin mich meine Sehnsucht treibt, aber bis zum Abgang des Chaischens werde ich wohl fertig sein.

Freilich, wenn's was zu schießen gäbe? . . . Abwarten!

* * *

Der königliche Kollege vom Coseler Gericht hat die Abwicklung der Sache in die Hand genommen. Er sitzt in seinem puritanischen Amtszimmer und sieht so verarbeitet und mickerig aus, als habe er in Person die Not des Landes darzustellen. Anscheinend hat er sich mit Gewalt einen Ladestock durch die knöcherne Tür seiner Brust gestossen, dazu drei Messerspitzen Überlegenheit und nur ein sehr kleines Prischen Kollegialität auf die Zunge genommen.

Ich will zur Zeitersparnis über die Präliminarien hinweg mitten ins Herz der Sache stoßen. Geht nicht. Er stellt historisch den Gang der Dinge im Gerichtsgebäude, beim Liebesmahl und endlich bei meiner Rückkunft in das „Grüne Oderschiff“ dar, so wie er es geschildert bekommen. Kurzum, er referiert in tadelfreier indirekter Rede und strahlt vor Sachlichkeit.

„Kompliment, Herr Kollege,“ sage ich. „Diesem Latbestand habe ich nichts hinzuzufügen, als daß er von Personen stammt, die man als die Gegenpartei aufzufassen hat.“

„Also falsch?“

„Das nicht, nur mit gewissen Tonverlegungen, die mich aber solange nicht interessieren, als Sie nicht die Güte haben, mir zu sagen, sub quali titulo Sie mit mir reden.“

Er drückt den schwächtigen Brustkasten nach vorn.

„Ihre Position ist nicht stark genug, Herr Patrimonialrichter Wichura, mir den Gang der Verhandlung vorzuschreiben.“

Ich sehe gar nicht ein, warum ich jetzt gerade meine Körperlichkeit dämpfen soll. Ich stehe auf und nehme die Stuhllehne in die Hand. „Meine Position ist so stark,“ sage ich, „daß ich kein Wort sagen werde, bevor Sie mir nicht meine Vorfrage beantwortet haben. Ich bin nicht Ihr Untergebener, und noch ist kein Disziplinarverfahren gegen mich im Gange. Also was wollen Sie?“

Das Männchen wird fahrig, blättert im Gesetzbuch, prüft die Spitze der Kielfeder am Daumennagel und sieht mich nicht an. Er ist das Verhandeln mit zottigen Rothäuten wie mich nicht gewöhnt. In dieser Pause höre ich vom Nebenzimmer her eine Stimme, die ich von gestern her noch gut kenne.

„Die Herren sind da drin?“

Der königliche Kollege nickt. Er scheint die drei Messerspitzen Überlegenheit erfolglos hinuntergeschluckt zu haben.

„Und warten?“

„Ja.“

„Worauf?“

„Das . . . das . . . sollte nicht so schwer sein zu finden.“
„D doch, Herr Kollege vom königlichen Dienst,“ sprech ich jetzt mit sehr erhobener Stimme. „Ich trenne Form und Sache. Ich müßte kein Richter sein, wenn ich nicht zugäbe,

in der Form gefehlt zu haben, und wiederum kein Richter oder, wenn Sie die Einschränkung für nötig halten, kein Patrimonialrichter, wenn ich nicht dabei beharrte, in der Sache recht zu haben. Und zwar so recht, daß ich auch die weiteren Folgerungen ziehe und verlange, daß entweder die Patrimonialrichterversammlung erneuert oder daß die Berichterstattung durch meine Hand geht. Da wohl nur das letztere in Frage kommt, so erwarte ich den Bericht binnen drei Tagen in der Gerichtsstube zu Przonsna. Sollte er bis dahin nicht in meiner Hand sein, werde ich einen eigenen Gegenbericht, vielleicht auch gleich einen Immediatbericht abfassen.“

Das Männchen springt fassungelos auf. Seine fehlige Stimme hastet heraus: „Das ist ja alles ganz unmöglich.“

Ich ziehe meines Vaters voluminöse Sackuhr: „In einer Stunde geht meine Post. Mit dieser fahre ich auf meinen Amtssitz zurück, wenn mir nicht bis dahin von dem, der sich beleidigt fühlt, eine Pistolenforderung übermittelt wird. Ich werde hier warten, bis es Zeit ist, zur Post zu gehen. Sonst habe ich nichts zu sagen.“

Mein Gegenüber lacht trocken und etwas töricht auf wie ein alter Mann. Wohl denkt er: Dazu ist man nun an diesem jammervollen Tage aufgestanden, hat kaum gefrühstückt, da bekommt man schon eine solch eklige, übelriechende und gefährliche Sache auf die Schultern geladen, weil man sich hat bedrängen lassen von diesen . . . diesen . . . Ich kann ihm nicht helfen, wenn ich es auch verstehe, daß er mühselig und beladen ist. Jetzt geht er ins Nebenzimmer. Die Zeit geht. Ich sitze am Fenster des Gerichtszimmers und schaue mir das spärliche Markttreiben an. Die Leute

handeln um ein Nichts. Zitternde verkrampfte Hände durchsuchen die Taschen, um für einen Sechser ein paar Rüben zu erhandeln. Die Fleischbänke sind mit Tierleichen behängt, die aus keinem Stalle stammen, und ist ein Häslein darunter, wird's nicht an einer Herrenkugel geendet sein. Ich nehme mit jetzt schon vor, einen Wilddieb, der vor meinem Richterstuhl erschiene, wegen Notstandes freizusprechen, wenn er irgend danach angetan ist.

Man sehe nur diesen Markt an. Butter, wo ist Butter? Ich sehe keine Butter. Eier, wo sind Eier? Ich sehe keine Eier. Herr, wie soll das enden? Drüben in der Schnapsbude geht die Tür immer auf und zu, immer auf und zu. Der Jude verschänkt das Glas warmen Korn für einen Dreier. So schreibt er mit dicker Kreide an die Ladentür. Da kommen die Leute und versaufen ihr Brot.

Um die Hauptwache drängt sich ein Haufen Kinder. Sie warten, bis die gutmütigen Musketiere ein paar Schnitten Kommissbrot herausreichen. Wer jetzt Soldat wäre, denkt wohl mancher der Marktgänger. Nicht bloß Brot haben sie, sondern wenn die Glocke zwölf schlägt und sie abgelöst werden, dampft ihnen der königliche Fleischtopf entgegen. Wehe den Hungernden! Wohl aber denen, die diese Jammerwelt verlassen und den andern nicht das Brot wegstehlen, wie wir es gestern getan haben, wir elenden Prasser.

Macht nur, ihr Leute, dort hinter der Tür, ruft es in mir. Wenn's heißt schießen, soll's gut sein. So oder so. Vielleicht wird einmal ein Sohn, wenn er die Augen aufmacht, keinen Vater mehr haben. Was weiter? Dann wird er vielleicht um so steifer und stiernackiger gegen diese elende

Welt stehen und seine Schultern als Säulen darleihen zu ihrem Bau.

Die Zeit geht. Gerade noch in letzter Minute kommt der königliche Kollege aus dem Fuchsbau. Ich wünschte ihn wahrhaftig weniger im Schritt der Kellerasseln daherkommen zu sehen. So kann einer nur ausschauen, der das königliche Amt des Richters zur Kärnerarbeit gemacht hat. Danach sehnt mich wahrhaftig nicht.

Für die lange Beratung ist der Bescheid spärlich genug. Die Herren würden sich schriftlich äußern, heißt er. Gut, interessiert mich nicht. Sonst wäre mir keine Botschaft zu übermitteln, frage ich und krümme in seinem Angesicht den rechten Zeigefinger mehrmals an.

Der Königliche blickt scheu weg. Sonst hätten ihm die Herren nichts aufgetragen.

„Moin,“ sage ich.

„Moin,“ antwortet er erleichtert.

Draußen bin ich.

Das wird ein bebedendes Jahr. Schon die Sperlinge werden es merken: die Rosse haben nichts abzugeben. Ihr Diatikum auf der Landstraße ist böß verkürzt. Die Welt schwingt sich aus lauter Fragezeichen zusammen. Von Rechts wegen müßten selbst die Eiszapfen Krümmen und Biegungen bekommen. Draußen im flachen Land waren die Zeichen nicht so sichtbar. Jetzt, wo ich, Schicksalsminuten hinter mir, durch die städtischen Straßen schreite, sehe ich erst die Fragen dieser verwirrten und gespannten Allgemeinheit. Was wird bei uns geschehen und wann wird es geschehen? Wie kann eine Stadtschmiede stille stehen? Es gibt keine Räder zu schmieren, keine Pferde zu beschlagen. Warum

ziehen am hellerlichten Tage Patrouillen durch die Stadt? Warum legt man neue Eisentraillen an die Fenster der Kreisparthasse, derweil am Landratsamt der Fuß von den Wänden fällt? Dabei versichert uns der König in Berlin fortwährend, was wir für ein ruhiges, gesittetes und treues Volk seien. Dann sollte er wenigstens soviel Hafer haben, daß die königlichen Postgäule durch den Winterschnee kommen. Wie kann er es verantworten, daß der Patrimonialrichter von Przonsna, Lekartow und Bieraltowiz zur Winterszeit in der Festung Cosel und von Amt und Weib zurückgehalten wird, weil die Post den Neuschnee dieser Nacht nicht zu bewältigen vermag?

Es wäre weniger zum Verzweifeln, wenn irgend eine menschliche Niedertracht dahinter steckte. Aber das ist es nicht. Der Postwagen ist zu schwer, der Postschlitten in den Rufen beschädigt, die Gäule zu schlapp.

Was tun?

Wie die Schneewuchten, so liegt die Sorge auf mir. Mit meinem unerklärlichen, schuldhaften Fernbleiben muß sich Luifens Trüb Stimmung verdoppeln. Sie pflegt mich wie eine Wanduhr zu betrachten, so sicher bin ich trotz Wetter und Weg immer bei ihr einpassiert. Neue Schneewolken stehen am Himmel. Zu einer Lohnfuhr langt mein Geld nicht mehr. Im Gegenteil, den Rest meiner Barschaft hätte ich notwendig, den darbedenden Kindern, die um mich herumstreichen, zu geben. Die sehen ganz anders aus als die Schwerenöter, die gestern die Winterschlacht mit mir schlugen. Ich kann mir das jetzt nur als nächtlichen Spuk erklären.

Dazu die Selbstvorwürfe. Hab immer gedacht, daß ich mehr als so ein Fließendes wie die Flocken, die vom Himmel

rieseln, wäre, daß ich nicht Trunkenheit brauchte, um Entschlüsse zu fassen, die der Nüchternheit gehörig gewesen wären. Wer bin ich, was bin ich? Bald Mann und bald Weib, Bösewicht und Engel, Weiser und Idiot, Revolutionär und Königstreuer und das womöglich noch zugleich. Wie soll man vom Volk Einheit und Geschlossenheit verlangen, wenn seine Richter sie nicht darstellen. Ich ersticke noch vor Überdruß und Ekel über mich, nenne mich einen Schauspieler über den anderen, einen schlechten dazu, denn was wären denn die Auftritte gestern und heut anders als Komödiantenstückchen, mit denen ich die Schwäche des Schweigens zu falscher Zeit überkleisterte? Und so was will Vater werden, einen Heldensohn aufziehen?

Also laufen, wieder mal laufen, nur doppelt so lange, doppelt so weit und im Geschwindschritt, damit noch wenigstens am Abend das Pfarrhaus von Bieraltowiz in die Augen kommt. Vielleicht überholt mich der mitleidige Schlitten eines Reicherer und nimmt mich ein Stück mit.

In der Lat, ein Sonderglück winkt. Ich bin schon zwei Stunden im Lauf, trage den Mantel im Arm, bin hundemüde von dem schweren Waten in ungebahntem Schnee, drücke gerad wieder mal mit zitternden Händen das Heftpflaster auf der Stirne fest, weil es sich in der Feuchtigkeit der Stirn immer wieder löst, da kommt von hinten ein flotter Schlitten, gezogen von zwei mächtigen Rappen, herangeprescht. Endlich, seufze ich erleichtert auf und winke schon von großer Weite, daß man anhalten möge. Der Kutscher merkt es und läßt die Pferde in langsamere Gangart fallen. Teufel und Hölle! Das ist Herr Abraham v. Wirbizky mit seinem Freund Dombrowski. Dieser ruft ein polnisches

Wort. Der Kutscher haut wie verrückt auf die Pferde. Jener wirft das Monokel ins Auge und starrt mich nur einen Augenblick an, als sei ich ein Strauchräuber mit geschwungener Art. Herr Dombrowski kann sich nicht entbrechen, mir noch, rückwärts gewendet, eine Rußhand zuzuworfen.

Sie werden jetzt mit triefenden Mäulern den Triumph feiern. Jeder nach seiner Fassion. Solche Leute wollen Rache haben. Mein Freiherr hätte es auch so gemacht, und wenn Uda Lovisa mit ihm im Fond gefessen hätte. Ihre schönen Hände wären nicht stark genug gewesen, dem Kutscher in die Zügel zu fallen.

Uda Lovisa!

Da ist doch wenigstens wieder mal ein warmes Gefühl. Ja, wenn nicht die Seele noch Flügel hätte! Wer aber leiht den Männerseelen Flügel? . . .

Weiter, Megidius, weiter!

* * *

Vor dem Pfarrhaus zu Sieraltowiß steht ein fremder Schlitten. Ein vermummter Mann sitzt darauf. Der Schlittensitz ist mit einer Decke zugedeckt. Dicker Schnee liegt darauf. Man muß also schon lange warten. Wer ist der Herr des Schlittens?

„Pani Doctora.“

„Was für ein Doktor?“

„Doctora Sonneck, prawda,“ sagt der Kutscher.

Eine furchtbare Ahnung überfällt mich. Die virgo oeconomica ist in der offenen Küche. Es ist, als hätte sie

auf der Lauer gelegen, so schnell ist sie bei mir. Warum sie da den Busenschrein nicht besser umzäunt hält? Das ist doch wohl die allerungeeignete Zeit, Reize zu zeigen.

Bald nachdem ich gestern abgefahren wäre, berichtet sie, hätte es angefangen. Frau Luise wäre noch in Anwesenheit Jadwigas, die beim Aufräumen geholfen, in ein merkwürdiges Suchen gekommen, hätte Kisten, Kästen und Kommoden umgedreht, den Inhalt in die Stube geschüttet, vor sich hingemurmelt und zwischendurch die schwersten Seufzer ausgestoßen, weil sie nicht gefunden, was sie gesucht. Jadwiga hätte ratlos gestanden, weil Frau Luise immer die eben eingeräumten Sachen wieder herausgerissen und gejammert hätte. Am Ende sei es herausgekommen, was sie alle nicht begriffen hätten, daß sie ihren Brautschleier suche. Obwohl sich selbst der Herr Pfarrer bemüht hätte, mit Bitten und Beschwörungen die aufgeregte Frau zu besänftigen, wäre keiner ihrer Unrast Herr geworden. Als man ihr gesagt, der Herr Richter würde wohl den Schleier in einem geheimen Behältnis verschlossen haben, sei es nur noch schlimmer geworden. Sie habe Berwünschungen ausgestoßen, die dunkel und unerklärlich, überhaupt nicht wiederzugeben seien. Schließlich sei der Herr Pfarrer in seiner Not in die Sakristei hinübergewandert, um ein altes, schönes Schleiertuch, das unbenützt seit langer Zeit im Paramentenschrank gehängt habe, zu holen. Als der Herr Pfarrer das Schleiertuch Frau Luise in den Schoß gelegt, habe sie es in einer plötzlichen Wut in kleine Stücke zerrissen. Dann sei sie umgesunken und habe nichts mehr gesagt. Den ganzen Tag und die ganze Nacht habe sie steif dagelegen und nur immer leise vor sich hingestöhnt. Heute morgen

habe dann der Herr Pfarrer den Dr. Sonneck rufen lassen, und nun sei der da.

So der Bericht. Ich sitze auf einem Schemel in der dunklen Küche. Im Ofen prasselt lautes Feuer. Sein Blutstreif liegt auf Linas Gesicht, und ich sehe, daß die Augen andere Geschichten erzählen als ihr Mund.

Du unterster Teufel, wie kannst du mich in dieser Stunde versuchen? Es ist, als wenn er mir mit dem knöchernen Ende seines Schwanzes an die Hirnschale klopfte: Was willst du mit dem kranken Weibe da oben; im besten Falle wird sie dir eine kranke Frucht schenken. Siehe die Gesundheit, die Prallheit, den Willen, die Lust . . . die Liebe am andern Weibe!

Da bin ich wohl ins Laumeln gekommen, hab mich einen Augenblick am Türpfosten festgehalten und bin dann die Treppe hinaufgerast, als sei mir der Leibhaftige auf den Fersen. Die beiden Männer dort oben wollten mir den Eintritt verwehren. Ich stieß sie zurück. Wer anders als ich kann sie durch Liebesruf aus Nacht und Wahnsinn heraus-holen?

„Louison!“

Sie hebt nicht den Kopf zu mir auf, zeigt nicht einmal jenes zusammengescharte wehe Lächeln, das wohl sonst in trüben Momenten ihren Mund umspielte; bleibt in ihrer vorgebeugten Haltung, die Hände über dem gesegneten Schoß verschränkt, sitzen und kneift die Lippen fest zusammen, als würde sie bedrängt, Speise zu nehmen, die sie nicht mag. Ein ungeheurer Ekel ist über ihr Gesicht gebreitet.

Hier ist alle Kraft der Liebe vergebens. Mir schwindelt. Ich greife unsicher um mich. Kasimir nimmt mich am Arm

und führt mich sanft hinaus. Dr. Michael Sonneck folgt und Luise bleibt in Jadwigas Obhut zurück.

* * *

Als wir drei Männer unten in Kasimirs Pfarrstube zusammen sind, hab ich die Tränen nicht mehr halten können. Nun ist alles aus. Das Experiment ist mißglückt, und die Hoffnung, von der Luisens Leib schwer ist, ist nur die Bürde und Erwartung eines noch größeren Leides.

Dr. Michael Sonneck tänzelt in der Stube herum. Sein spignassiges Voltairegesicht wirft groteske Schatten an die Wand. Die Schwänze seines roten Fracks schlagen an alle Ecken an und fegen nur so an meiner Nase vorbei. Dabei liegt der goldne Knopf seines Rohrstockes an der meditierenden Stirn. Er denkt laut:

„Was soll man sagen, messieurs? Casus tristis perennis oder seltsame Laune der Natur in der Gravidität, that is the question. Was soll der medicus rusticus in solchen formidablen Fällen tun? Die wohlfundierte Celebrität seiner eigenen Kunst vernichten, Weisheit anrufen, die er selber nicht anerkennt, oder Palliative ordinieren und hinter das nächste Paravent schlüpfen? Messieurs, messieurs, Sie chargieren meine ärztliche Seele zu sehr. Aber courage, Mister Sonneck, denken Sie, daß Sie als Leibarzt weiland des Herrn Grafen v. Poniatowski . . . hm! hm! . . . greifen Sie zu unterst in den Topf Ihrer Gelehrsamkeit. Ignorieren Sie die Übergänge zum quadratischen Esel, manifestieren Sie die organische Selbstaffirmation des Göttlichen in der Medizin, nehmen Sie, wie Daniel Pech, Fett und Haare, kochen es untereinander und werfen es dem Drachen Ihrer

Unwissenheit ins Maul . . . ins Maul . . . ins Maul.“ Er stößt dreimal mit dem Rohrstock auf die Diele wie der Hofmarschall von Syrien; unterbricht sich und läuft in den Flur, um zum Hause hinauszuschreien: „Franzè, Franzè, den Medizinkasten, schnell!“

„Ein Aderläßchen, ein Phlebotomiechen ist allemal indiziert, falls nicht . . . Ah, mais non, kommt ja gar nicht in Betracht. Elle est encore en vigueur, messieurs. Ich wag's,“ hält an in seinem Lauf, denkt wieder nach und ruft halblaut: „Aber, aber quo vadis, Signorino, was denken Sie nicht vor der Ordination an die Antezedentien? Sie enterben selber die Essentialien der Medizin, doctor eruditissime. Hören Sie, Patrimonialrichterchen, hören Sie . . .“ Dabei hat er mich schon am Rockknopf. „Ihr labiler Zustand in Ehren, aber ehe der Medizinnmann walfet, erzählen Sie mir, erzählen Sie mir alles, was Ihr Laienverstand, pardon, monsieur, mais vous comprenez, aus dero Frau Gemahlin Leben zu berichten weiß, Indizien, sage ich, Signale her, mein Herr!“

Es ist schrecklich, dieses plaudernde Doktormaul jetzt ertragen, jetzt gar erzählen zu müssen. Kasimir scheint gleiche Gefühle zu haben. Sein Kopf ist seinem Bestuhl zugewandt, und ich sehe es seinem erstarrt-gläubigen Gesicht an, daß er jetzt lieber daran niedersänke —, unseres Gottes Hilfe anzurufen.

Wir haben keinen andern irdischen Helfer zur Stelle. Wir können den Doktor nicht samt seinem verrückten Notwälsch hinauswerfen, wir sind überhaupt völlig müde getrommelt, also bleibt nichts übrig, als Luissens Geschichte zu erzählen.

Doktor Sonneck nickt und schüttelt wild während meines Berichtes, tippt mir mit dem goldenen Stockknopf auf der Brust herum, kehrt sich ebenso oft, Bestätigung heischend, dem Pfarrherrn zu, und nachdem ich geendet, geht's gleich los. „Na ja, selbstverständlich, naturellement wäre richtiger zu sagen — daß diese köstliche aberratio mentalis partialis, zweite Spezies, daß dieser prachtvolle, noch nie beobachtete Schleierwahn ohne alle Vorgänge wäre. Wäre ja extra ordinem jeglicher Medizin, Teuerster. Da haben wir die Heredität am Wickel wie den Perückenstock des Herrn Großpapa. Also darum sage ich mit schuldiger Reverenz vor der Frau Patrimonialrichterin: sie ist derzeit interessantester Casus in ganz Schlessien und wohl beschaffen, die Dignität eines gewissen, schamlos verkannten Landarztes neu zu begründen. Dazu jenes nicht-kasuelle Zusammentreffen mit der Gravidität. Herr Patrimonialrichter, ich gratuliere, die Diagnose steht bombensfest.“

„Und die Aussicht?“

„Aussicht, Aussicht! Verbum laicum, mein Herr. Sie vergessen, daß die Diagnose fünfzehn wohlgezählte Sechszehntel der ganzen hochberühmten Medizinkunst beträgt. Das Übrige hängt hinten dran wie der Schwanz an der Raß. Ich spreche mit dem weisen Nathan: Es ist nicht Gift, das ich dir reiche. Sie kennen das wohlbeliebte krähende Ende der Gravidität und damit kennen Sie den exitus morbi.“

Ich atme auf. Doch endlich ein vernünftiger, ein einzuführender Schluß in diesem raketenstießenden Sprachfeuerwerk.

„Und was machen wir?“

„Wir besänftigen, wir mitigieren, Verehrtester, wir räumen alle Steine aus der Brandung, wir arbeiten mit tinctura baldriana wie mit oleum ricini, mit Klystier, Warmbad und Schröpfkopf, wir kumulieren und simplifizieren, je nach Tag und Stunde, Sonnenstand und Thermometer und . . .“

„Wer macht das alles, jeje?“ mischt sich jetzt Kasimir Santa Flug ein. „Mein Freund Aegidius ist Richter im Amt, das Amt in Przonsna und der Weg weit, was? Ich bin ein alter Mann, doctor eruditissime. Meine drei Frauenzimmer im Hause taugen nichts. Gar nichts, gar nichts! Sollten Sie doch wissen, Sie gewesener Leibarzt, jeje.“

Doktor Michael Sonneck nimmt nicht übel. Er fuhrwerkelt wieder durch die Stube. Jetzt fliegen seine Frackschöße senkrecht herum. Seinen Franzek, der mit dem Medizinkasten demütig an der Tür steht und Lämpel von geschmolzenem Schnee bildet, schmeißt er gleich hinaus. Wieder ergeht er sich in Selbstgesprächen, bis er auf einmal von der anderen Ecke des Zimmers her mit einem Tigersprunge vor uns steht.

„Ich hab's, messieurs, ich hab's. Gloriöse Idee! Noch einmal, ich gratuliere, Patrimonialrichterchen. Il se pourra faire que le projet réussit de part et d'autre.“

„Los, Doktor,“ fährt Kasimir mißtrauisch auf.

„Merveilleux, daß Sie das nicht finden und kennen doch die hundert Zimmer von Przonsna, kennen die goldne Jugendkrone auf dem Haupte der gnädigen Schloßherrin und pro tertio et optimo, daß sie des gleichen gesegneten Zustandes ist wie die Patrimonialrichterin. Nun, merken Sie endlich, Hochwürden? . . .“

Der Pfarrer sieht mich mit einem schweren, traurigen Blicke an. Armer Aegidius, wirst du dich dieser Klugheit im Narrengewande erwehren können? Laut aber sagt er einfach: „Ich denk an eine graue Schwester, Doktor. Die nehmen wir ins Haus. Sollt doch besser sein, daß Frau Luise in ihren Räumen bleibt, jeje.“

Der Doktor streitet dawider mit unendlichen Worten dreier Sprachen. Was sag ich, dreier Sprachen? Auf einmal gleiten sie beide ins Polnische. Kasimir ist erregt geworden. Sie fuchteln sich mit den Händen vor dem Gesicht herum. Läge nicht eine tölpelhafte lähmende Schwäche über mir, ich würde den Kampf des Roten und des Schwarzen im Halbschatten des Kerzenlichts und in dem schwachen Weihrauchduft, der mit Kasimirs Gewändern geht, schön gefunden haben. Der eigentliche Michael ist Kasimir. Ich fühle, ohne zu verstehen, wie er für mich sicht.

Dennoch, wie wünschte ich, sie hörten auf! Ich kann nicht mehr. Ich bringe nicht einmal das Verbot an Doktor Sonneck fertig, nicht im Sinne dieser Umlagerung Luizens nach Schloß Przonsna mit der Freiherrin zu verhandeln. Nur Ruhe, Ruhe will ich haben.

Wie Kasimir einen Augenblick an meinem Stuhl steht, fasse ich seine Hand. „Laß, Lieber,“ sag ich, „wir werden unsere Entschlüsse morgen fassen.“

Kasimir kehrt im Augenblick zur Ruhe zurück, läßt den rotbefrackten Doktor allein in der Stube herumrasen und fährt mir mit seiner plumpen, trockenfeisten Hand über den Wirbel. „Was bist du müde, Aegidius, jeje!“

Wie auf dies Zeichen hin fällt mir mein Kopf nach vorn.

In meinen Ohren rauscht ein Strom. Du bist doch ein
Fließendes, Aegidius, singt der Strom.

* * *

An den Jammer meines Erwachens werde ich mich noch
in der Todesstunde erinnern. Wenn diese starke Säule
Kasimir mich nicht gehalten hätte, was wäre dann
passiert?

Der alte Mann ist lange vor mir auf gewesen, hat seine
Messe gelesen und noch mehrerlei andere Himmels-
geschäfte besorgt, auch mit seiner steifen, kracklichen Hand-
schrift einen Brief an die Frauen Schwestern in Ratibor
geschrieben, der schon unterwegs ist. Gehe es gut, so könne
die Schwester abends da sein. Inzwischen sei keine Gefahr,
denn abgesehen von dem Schlafmittel, das Dr. Sonneck
gestern noch Luise eingezwungen, sei jetzt eine voll-
kommene Willenlosigkeit über sie gekommen. Sie liege mit
offenen Augen da, sehe niemanden an und halte nur ihr
langes Blondhaar mit beiden Händen fest. Er fleht mich
an, sie jetzt nicht sehen zu wollen, sondern ruhig in mein
Amt zu gehen. Es sei gewiß besser so.

So blind bin ich gewesen, daß mir erst auf meinem
traurigen Wege eingefallen ist, daß auch in Gantas Ge-
sicht diese kummervolle Nacht Spuren zurückgelassen hat.
Es zwingt mich etwas zu glauben, daß nicht nur das all-
gemeine christliche Mitleiden und die Freundschaft dieser
einzigen Seele solches bewirkt. Luise hatte sich gestern
in ihrem Anfall eine Strähne ihres schönen Haares aus-
gerissen. Derweil ich laufe, fällt mir ein, daß diese Strähne,

als ich ging, in Kasimirs Brevier lag. So stumpf und so
dumpf, wie mir war, glitt mein Blick achtlos darüber hin.
Nun ja, Kasimir, wir haben schon so ein Schicksal, und
wenn noch etwas an diesem Unheil gut werden kann,
ich werde niemals glauben, daß ich der Mächtigere und
Lüchtigere bin, es zu wenden . . .

Da ist Schloß Przonsna wieder, und die andere Welt
meines Schicksals steht fordernd vor mir. Da ich dem
Parkeingang nahekomme, sehe ich des Dr. Michael
Sonneck Schlitten nach der anderen Seite hinausfahren.
Er war zwar in seiner Pelzvermummung kaum erkennbar,
aber er ist es doch gewesen. Wer würde sonst im Schlitten,
sitzend noch mit den Händen in der Luft herumsuchteln?
O Schreck! Wenn er doch Ada Lovisa bestürmt hätte,
Luise in Przonsna aufzunehmen? Wenn er gar an den
Freiherrn selbst geraten wäre und hohnvolle Zurück-
weisung an meine Adresse erfahren hätte?

Ich gehe in mein Gerichtsamt, denk ich, mache meine
Sachen so schnell wie möglich ab, disponiere, wenn nichts
Wichtiges vorliegt, für mindestens drei Tage und schicke
einen Boten hinüber zu Klemm nach Birawa, daß
er mich in Eilsfällen vertrete, ich aber fahre so schnell
wie möglich nach Bieraltowiß zurück. Es geht eben
einfach nicht an, daß ich meinem guten Kasimir die
ganze Sorge des Hauses überlasse. Ist dann die
Pflege eingerichtet, mag das Amt wieder in seine Rechte
treten.

Die Gerichtsstube ist verschlossen. Was soll das heißen?
Wo ist Roman Mazurek?

„Auf dem Schüttboden Säcke zählen.“

Was geht mich das an? Jetzt sind Gerichtsstunden. Jeden Augenblick können Leute kommen. Ich klettere selber auf der Leiter hinauf, um mir den Audiat zu holen. Noch niemals war ich da. Leer gähnt mich der weite Raum an. Mit den paar Zentnern will das Gut durch den Winter kommen?

Der Gerichtschreiber steht in einer Ecke, zankt mit einem Knecht, sieht mich kommen und rührt sich nicht vom Fleck. Mit drei Sprungschritten bin ich bei ihm und fasse ihn im Angesicht des Knechtes hart an der Schulter.

„Was soll das? Warum sind Sie nicht unten? Wo ist der Schlüssel?“

Er sieht mich mit einem so gehässigen Blicke an, daß ich fast erschrecke, und schwenkt den Schlüssel direkt auffässig in der Luft. „Ich bleibe hier,“ schreit er mich an.

Das ist gerade der richtige Ton für mich.

„Den Schlüssel her,“ schreie ich noch mehr und hab ihn auch schon in der Hand.

Bei Gewalt duckt er sich immer. Ich steige mit dem Schlüssel hinunter und sehe, wie er langsam wie ein vom Händler am Strick gezogenes Kalb nachfolgt. Natürlich ist nichts gemacht in meiner Abwesenheit. Jetzt windet er sich mit hündischem Blick zur Tür hinein, bleibt am Pfosten haken und schaut von unten her meinen die Papiere durchwühlenden Händen zu.

Mir ist alles klar. Der Freiherr hat natürlich seine Kunde von Gosel mitgebracht und sie in die schwarze Seele dieser Kreatur geblasen. In ihren beiden Augen bin ich ein toter Mann, ein abgesetzter und bald vom Hofe verwiesener Richter.

„Wo ist der Herr Freiherr?“ fahre ich ihn an.

Er zuckt die Achseln und grinst höhnisch. Wenn's nur nach Herrn Roman Mazurek ginge, so wäre er jetzt da und übernehme zum Gaudium aller das Bomhofebezgen selber.

Der Hausoffizier kommt herein, Brieffschaften abzuliefern. Den frag ich, und der immer Gefnickte antwortet in alter Devotion: Ob denn der gnädige Herr Richter nicht wüßte, daß man dem Herrn Freiherrn vorgestern im Jagen 5 drei Kapitalhirsche abgeschossen hätte. Jetzt sei man hinter den Wilddieben her.

„Botschaft für mich hinterlassen?“

„Nein, gnädiger Herr Richter!“

„Auch sonst nichts für mich?“

„Jawohl, gnädiger Herr Richter.“

„Was?“

„Die gnädige Frau läßt den Herrn Richter bitten, so bald als möglich . . .“

Also doch.

Ich trage dem Hausoffizier auf, zu melden, daß ich kommen würde, sobald es die Geschäfte erlaubten.

* * *

Es gibt so viele Räume im Schloß, aber Uda Lovisa scheint zu wissen, daß es mir das blaue Turmzimmer vor allen anderen angetan hat. Da sitzt sie, meiner zu warten auf ihrer seidenbezogenen Kouchette, und im Augenblick, da ich eintrete, fällt mich der heftige Wunsch an, es möchte die alte, fröhliche Uda Lovisa sein, die mir entgegentritt.

Diese Zeit ist endgültig vorbei. Ihre grauseidene Fußspitze tippt nervös auf dem Fußkissen herum. Die Stickerie liegt unbearbeitet in ihrem Schoß. Perlen sind heruntergeköllert. Mein Stiefel tritt auf die zarten Gebilde. Sie merkt nichts und sieht über den Stußflügel hinweg in eine dunkle Ecke, aus der ein porzellanenes Bajazzofigürchen mit geschwungener Laute aufschimmert.

„Gnädigste Frau, hier bin ich.“

Ich küsse die herabhängende Hand. Sie scheint des Zusammenhanges mit dem Körper zu entbehren, so schlaff fühlt sie sich an.

„Dr. Michael Conneck war eben hier,“ sagte sie tonlos.

„Ja, Freiherrin, ich weiß, und wenn er gesagt hat, was er nicht sagen sollte, daß meine arme Luise hier im Schloß aufgenommen werden soll, so werde ich mein Einverständnis dazu nicht geben.“

„Sie wollen uns also doch verlassen?“

„Nein, Freiherrin, ich denke nicht daran.“

„Ist es wegen der Last?“

„Nein!“

„Und wenn Frau Luise nur hier genesen kann?“

„Auch dann nicht.“

Sie hebt langsam die Augen zu mir auf.

„Und wenn ich bereit wäre, selbst gegen den Willen des Freiherrn . . .“

„Ich bitte abzulassen, Freiherrin.“

„Also wieder um des Amtes willen?“

„Nein.“

„Oder wegen des Freiherrn?“

„Nicht entscheidend.“

„So bleibe ich nur noch übrig.“

Mein Kopf fliegt seitwärts. „Nein,“ rasselt es aus meinem Munde.

Sie ist hilflos und sinkt zurück. „Sie wollen sich nicht offenbaren.“

Ich gehe hinüber zu dem kleinen Bajazzomann in der Ecke. Es drängt mich, ihn in die Hand zu nehmen. Man sollte sich einmal in so ein Kerlchen verwandeln können, die Laute schwingen und ein bezügliches Liedchen über die Saiten springen lassen. Wenn man nur nicht gar so bäuerisch wäre, so plump und grobstiefelig! Als ich mich wieder umdrehe, sehe ich immer noch Ada Lovisas Blick fragend auf mich gerichtet. Nur daß ich immer noch nicht reden kann.

Sie gibt es auf. „Da ist noch ein zweites.“

„Vielleicht mal was Gutes?“

Sie ist im Innersten erschrocken. „Nein, nein, wie können Sie denken in dieser zerbrochenen Zeit. Der Dr. Conneck hat die schlimmste Kunde gebracht.“

„Welche?“

„Daß wir den Hungertyphus in der Herrschaft haben. Die ersten Fälle sind heut in Lekartow festgestellt. Ich war soeben mit ihm drüben.“

„Freiherrin, um Gottes willen, Sie?“ Ich bin des Todes erschrocken und auf sie zu getreten.

„Ja, denken Sie, nur die Richter haben schwere Pflichten?“

„Keineswegs, Freiherrin, aber sagen Sie . . .“

„Ja, das will ich Ihnen eben erzählen. Sie müssen es wissen. Die Leute wollten uns nicht einlassen. Dann wankt uns

auf der Schwelle ein Mann von schrecklicher Gestalt mit zitternden Gliedern und einem Leichengesicht entgegen, zu schwach, um sich aufrecht zu erhalten. Soweit noch Stimme in ihm war, rief er: „Was wollt Ihr bei mir? Geh! Hier ist die wielka choroba.“

„Was heißt das?“

„Die große Krankheit. Einen anderen Ausdruck haben die Leute nicht. Als er endlich merkte, warum wir gekommen sind, wollte er uns die Hände und Füße küssen, erzählte uns weinend, daß er mit seiner Familie seit Wochen keinen Menschen gesehen und nur von etwas Mehl und Kleie gelebt habe. Und wie wir nun näher traten, lagen auf verfaultem Stroh fünf Kranke und zwei halbverweste Kinderleichen. Der Mann war zu schwach gewesen, die Toten fortzuschaffen . . .“

Die Freiherrin bricht in Tränen aus. Sie kann nicht weiterberichten, und ich habe den plötzlichen Drang, ein Hufeisen in die Hand zu nehmen und daran herumzubiegen, nur damit ich eine körperliche Ablenkung hätte.

„Wir sind auch am Ende,“ fährt sie endlich schluchzend fort. „Die Böden sind leer. Ich müßte Leute entlassen und kann sie nicht auf die Straße setzen.“

Wir aber, dein Mann und ich und viele Edeln des Landes, haben noch vorgestern geschlemmt, daß sich die Tafeln unter der Last der Speisen und Getränke bogen. So müßte ich jetzt sagen. Wenn man das im Lande wüßte, man würde uns verkehrt an die Kiefern hängen.

„Wer hilft?“

„Der Freiherr.“

Die Lippen der Freiherrin schürzten sich. „Lollt und tobt hinter den Wilddieben her.“

Ich weiß nicht, warum durch alle Trübsal auf einmal eine Freude in mir aufquellen will. Uda Lovisa, die stolze Herrin dreier riesiger Rittergüter, ruft mich um Hilfe . . . hält den selber dreimal geschlagenen Mann immer noch für stark genug, Helfer zu sein.

Wie das?

Wandelt meine Seele schon über Luizens Schicksal hinaus oder hat mich der Teufel der Eitelkeit und Selbstbetörung auf die Hörner genommen? Gar, daß Uda Lovisa . . . sieh, wie sie vertrauend zu mir aufschaut . . . daß Uda Lovisa mich . . . den plumpen Müllerssohn . . . pfui!

Ich küsse die Abschiedshand. „Ich will nachdenken, Freiherrin, tief nachdenken.“

* * *

Wie ich ins Pfarrhaus zurückkehre, ist Schwester Maria Monika schon da. Die Räume sind nun mit den Flügel schlägen eines Engels gefüllt, so leise und weich huscht sie durch Zimmer und Flure. Wenn ich nur diesem Engel ein Säckchen voll Freudigkeit in die Brust hängen könnte! Allein ihre Miene ist so düsterweich, so jenseitsfarbig, daß ich mir davon keinen Fortschritt erhoffe. Kasimir findet das auch und ist drauf und dran, in dieser Januarälte selber nach Ratibor zu fahren, um unter den Schwestern Umschau zu halten. Ich leide das schon um deswillen nicht, weil es keine Möglichkeit einer sicheren Wahl gibt.

Luiſe iſt biſher nicht zu gewinnen geweſen, das Bett zu verlaſſen. Alle Luſt am Schaffen und Wirken iſt von ihr gewichen. Keine Hausfrauensorge, kein Schmutz, kein Kleiderriß macht ſie erbeben. Sie iſt verſunken. Ich ſiße oft ſtundenlang am Bett und ſuche den Weg aus ihrer Benommenheit zu finden. Ihre Sprache, wenn ich ſie überhaupt gewinne, iſt Liſpeln und Seufzen. Es wäre beſſer, ich verſtände ſie nicht, denn ſie ſpricht nur von dem toten Kinde in ihrem Leibe und daß auch ihr Herz ein Stein wäre.

Einmal überkommt es mich. Die Schweſter iſt unten. Ich reiße das Bett zurück, öffne ihr Hemd und fühle das Leben des Kindes ab. . . „Es lebt, es lebt,“ ruf ich entzückt, „gib deine Hand, Luiſe! . . . So, ſo, fühlſt du, wie es klopft, wie ſich die kleinen Glieder regen? Auch dein Herz iſt lebendig. Sieh, ich küſſe dein Herz, Liebſte. Es hüpfet unter meinem Munde. Du lebeſt und biſt geſund und unſer Kind lebt auch. Was willſt du mehr?“

Sie läßt alles ohne Wehren geſchehen. Ihre Hände taſten unter meiner Führung herum; ſie nickt nicht und ſchüttelt nicht, beſinnt ſich ſehr lange, und dann kommt es ganz leiſe: „Ich will aufſtehen, Negidi.“

O Jubel! Neue Hoffnung blüht auf. Ich ruſe die Schweſter, ſie hilft ankleiden. Luiſe ſiße mit mir am Abendtiſche. Ihre Augen wandern ratlos herum, als wüßte ſie nicht, was ſie zuerſt ergreifen ſoll. Ich reiße ihr zu. Sie nimmt nichts. Ich lege ihr vor. Sie ſtochert mit der Gabel in der Speiſe, und wenn der Biſſen am Munde iſt, ſetzt ſie ab und legt ihn wieder nieder. Ich bitte, ich flehe, ich befehle. Ihre Augen werden unnatürlich groß, füllen ſich

mit Tränen und unter den Tränen gleiten ein paar Biſſen hinunter.

Geduld! Täglich einen Schritt und noch einen. O, daß ich kein Amt hätte. Ich bringe es vielleicht doch noch allein fertig.

* * *

Die drei Tage Friſt, die ich meiner Arbeit im Gerichtsamt gegönnt, ſind vorbei. Ich habe Luiſe an jedem Tage einmal zum Aufſtehen gebracht, mehr aber nicht. Den Fortſchritt, den die lärmende Weiſheit des Dr. Michael Conneck feſtſtellen will, kann ich nicht zugeben. Wenn er nur nicht vor Luiſe von den Schrecken des Hungertyphus geſprochen hätte. Ich merkte wohl, daß ſich Luiſens Augen in neuen Schatten ſingen. In ihr ſcheint eine magnetiſche Kraft zu ſein, alles Leid der Welt an ſich heranzuziehen. Der Doktor iſt nicht dumm, das merkt man durch all ſein Geſchwätz, aber ſeine geläufige Zunge reiße nieder, was ſein ärztlicher Verſtand errichtet. Wenn's bloß einen anderen gäbe.

Es hilft nun nichts, ich muß wieder ins Amt.

Von dem Konſortium Wirbißky-Dombrowski iſt in der geſetzten Friſt kein Schreiben gekommen. Der Freiherr iſt unſichtbar. Die Wilddiebe hat er nicht gefangen, von den Hirschſen iſt keine Spur gefunden. Mir iſt's recht. Hirschſen iſt geſund. Dafür hat er einen harmloſen, betrunkenen Kerl, weil er nicht Auskunft gab, braun und blau geſchlagen. Vielleicht wird's bald umgekehrt ſein. Mich ſoll's nicht wundern.

Die Freiherrin läßt mich nicht mehr holen. Freund George ſcheint eingesperrt zu ſein. Ich ſah ihn nur mal am Fenſter

seine Arme nach mir ausstrecken. Da wurde er zurückgezogen. Das Gerichtsammt ist verwaist. Kein Mensch sucht meine Hilfe. Nicht einmal Testamente machen die Leute. Ein harter Eispanzer liegt um den Körper des Landes. Die Menschen laufen mit Totenmasken herum. Die Hände der Bauern und Halbbauern finden den Weg zur Mühe nicht mehr. Selbst die Winterarbeit des Holzschlagens und Zerkleinerns ist aufgegeben. Die Leute liegen in ihren kalten Stuben. Es ist, als wenn sich langsam die Last eines weißen Ungeheuers durch den Schnee herankrallte, um anzuspringen, wenn das Opfer am schwächsten ist.

Und Aegidius Wichura, der Mann des Gerichtes, wartet nun wohl selber das jüngste Gericht ab?

Nein, er denkt tief nach, so wie er es seiner Grund- und Gerichtsherrin versprochen hat, ergreift eines Morgens einen frischen Gänsekiel, seinen Latendurst scribendo zu stillen, und schreibt drei Schreiben. Das eine ist der Bericht über die Patrimonialrichterversammlung; das zweite ist die Bitte an das Oberlandesgericht in Ratibor, mit Rücksicht auf die schwere Not im Bezirke des Patrimoniums einen Gerichtsstillstand von vier Wochen zu bewilligen, damit der Richter Zeit finde, dem Patrimonium mit anderen Mitteln zu helfen; das dritte ist ein Brief an den Landrat, in dem der Zustand des Bezirkes eingehend und handgreiflich geschildert, zugleich die brachliegende Kraft des Patrimonialrichters bereitgestellt wird.

Trotz Luisens Krankheit, es geht nicht anders als so. Ich kann ihr nichts helfen. Die Kraft, die ich einmal über sie gewann, ist dahin. Ich muß der Frühlingslüfte und Gottes

in ihnen geduldig harren. Maria Monika ist doch wohl die Richtige. Ich habe mich mit Kasimir über sie ausgesprochen. Er billigt meine Absichten, und überdies sollte sein Tag nun auch eine Josuazulage bekommen, denn was der alte Mann an Versehngängen, Krankenbesuchen, Messelernen und sonstigen geistlichen und weltlichen Hilfen leistet, geht über die möglichen Maße. Aber er selber hält sich. Gegen früher üppigere Nahrung nimmt er jetzt mit dem Geringsten vorlieb und hält seine drei Frauenzimmer gewaltig kurz. Nur Luisen darf es an nichts gebrechen, was leider nicht viel besagen will, denn es ist ein oft genug mißglückendes Kunststück, sie zum Essen zu bringen. Kasimir kommt täglich sie besuchen, legt ihr jedesmal die Hände auf und betet über sie. Aber auch sein Segen will nicht helfen. Trauriger als er kam, kehrt er jedesmal zurück. Sein liebes „jeje“ höre ich fast gar nicht mehr. Die Gonschoreks sind wieder in Blüte, nur anders als ehemals. Er trägt sie selbst steigen in die Krankenzimmer und läßt immer neue zu diesem Zwecke füllen. Sein Hilfsfonds ist völlig erschöpft. Er hat kaum noch einen Pfennig im Haus. Jetzt muß ich noch an eine Breslauer Firma schreiben und ihr seine geliebte Vitrine mit allem Inhalt anbieten. Wenn ich das bloß von ihm wenden könnte. Die Tage rinnen in schauerlicher Eintönigkeit. Das weiße Ungeheuer kommt immer näher. Heut springt es auf uns . . . Nein, heute nicht . . . morgen.

* * *

Auf meine Briefe bekomme ich gleich zwei Einladungen, die eine nach Ratibor zum Oberlandesgericht, die andere

zum Landrat nach Cosel. Es ist nicht zu verwundern, daß mir um die erstere bänglicher war.

Der schöne Schinkelbau des Oberlandesgerichts zu Ratibor hat ein furchtbar ernstes Gesicht, und wer nicht vierelang wie die großen Herrn die Rampe hinauffährt, sondern sich mit der schlechten Umhüllung eines schlechteren Gewissens zu Fuß wie ich hinaufwindend die riesige Eichentür öffnet, dem wird man schüchterne Untergebenengedanken wohl zutrauen dürfen.

Würde sitzt auf dem ripsbezogenen Sessel, als ich eintrete. Es ist immer der Gegenspieler in mir, der darum erst recht eine, fürcht ich, recht störrische Verbeugung macht. Der hohe Chef dreht einen Augenblick an seinen grauen Sechsen über den Ohren. Das vertritt denn wohl bei ihm das weniger würdige Hinterdenohrenkrausen bei einem verzweifeltsten Fall. Die im Rock eingenähten Bändchen des eisernen Kreuzes und des roten Adlerordens gehören zu ihm. Nicht aber passen zu seiner Würde die stillen, fast schüchternen Gelehrtenaugen, der stumpfe, nach innen gefehrte Blick und die ganz weißen, welken, sanften Hände. Seine Wangen blähen sich leicht ein paarmal auf, als habe er, ehe er anhebt, noch mit etwas fertig zu werden.

„Es ist seltsam, Herr Patrimonialrichter Wichura,“ sagt er mit einer wohlthuenden, klaren und tiefen Stimme, „wie diesmal das Bild der Wirklichkeit mit dem der Vorstellung übereinstimmt.“

Sprechen so Vorgesetzte? Solche Sprache hörte ich noch nie. Ich kann mich nur leicht fragend verbeugen und möchte gern seine Augen sehen, aber er sitzt gegen das Licht, in dem ich mich hellstens darbiefe.

Nun schlägt er einen vor ihm liegenden Aktenband auf, und indem er seine weiße Rechte auf einer Seite ruhen läßt, sagt er: „Ich habe noch nie ein Schriftstück gesehen, in dem der Schreiber genau so rücksichtslos gegen sich vorgeht wie gegen seine Widersacher.“

Es ist mein Bericht.

„Haben Sie noch etwas zu ergänzen oder zu berichtigen, Herr Patrimonialrichter?“

„Nein, Herr Chefpräsident.“

„Kennen Sie auch die Beschwerde Ihres Gerichtsherrn und diejenige Ihrer Kollegen v. Wirbitsky und Dombrowski?“

„Nein, Euer Hochwohlgeboren, die schriftlichen nicht.“

„Hier lesen Sie, wenn Sie wollen.“

„Ich bitte die Schriften nicht lesen zu müssen,“ erwidere ich, „trage vielmehr einem hochpreislichen Oberlandesgericht insvorhinein die gehorsamste Bitte vor, schleunige eingehende und strengste Visitation in meinem Gerichtsamt wie in meiner gesamten richterlichen Exekution vorzunehmen.“

„Ganz unmöglich, Herr Patrimonialrichter, wir haben so viel dringendere Aufgaben.“

„So bald als möglich denn.“

„Ich kann nichts versprechen. Aber sagen Sie mir jetzt lieber einmal gefälligst, was ich mit Ihnen machen soll.“

„Ich wage nicht . . .“

Er unterbricht mich schnell. „Die Worte passen nicht in Ihren Mund, Herr Patrimonialrichter. Sie wagen mancherlei.“

„Gut, Herr Chefpräsident, so stelle ich die Wahl unter folgenden Entscheidungen submissivst anheim: entweder

Euer Hochwohlgeboren bestrafen mich kurzer Hand nach
dero weisen Ermessen oder warten ab bis . . .“

Nun fällt mir doch das Herz etwas tiefer.

„Bis?“

„Bis die Revolution kommt, durch die mein Amt sein
natürliches Ende finden wird.“

Nun ist es heraus, in diesem Augenblick erst aus tausend-
derlei bröckelnden Gedanken dieser Wochen gebildet, hat es
sich auf einmal in einem Saße geformt. Ich weiß selber
nicht, wie das jetzt auf einmal zutagekommen konnte.
Fast hätte ich noch „jeje“ gesagt.

Ein solcher Mann braust nicht auf, erschrickt auch nicht,
schweigt, nimmt die Papierschere, macht einige lang-
same schnittige Bewegungen, wendet sich mir zu, schaut mir
mit sehr sorgenvollen Augen ins Gesicht und sagt: „Ich
wähle die zweite Alternative, Herr Patrimonialrichter,
und bitte Sie, auf Ihrem Posten, einem schwierigen Posten,
bis zum Ende auszuharren. Wenn Sie augenblicklich Ihre
Kraft im Dienst des Landes besser ohne Ihre richterliche
Amtstätigkeit verwenden können, wie Sie berichten, so
soll auch der Gerichtsstillstand für vier Wochen, jedoch mit
der Einschränkung bewilligt sein, daß Sie sich für alle
eiligen Rechtsangelegenheiten zur Verfügung zu halten
haben.“

Diese Männerhand, wahrhaftig, möchte ich küssen, und ich
habe wohl, ohne irgendwelche Gegenspielerchaft in mir,
eine stürmische Bewegung gemacht. Er aber reicht mir
seine kühle Greisenhand, sacht die meine herunterdrückend,
und seine Augen, die ich jetzt ganz deutlich erkenne, bekommen
einen schwermütigen Schatten. Ich drehe mich ab.

„Noch eins, Herr Patrimonialrichter. Wenn . . . wenn . . .
der Fall, von dem Sie eben sprachen, eintreten sollte,
würden Sie dann richterliche Stellung im hiesigen Bezirk
suchen?“

„Jawohl, Herr Chespräsident, ich will in diesem Bezirk
bleiben.“

„Trotzdem?“ Er legt noch einmal seine Hand auf die
Beschwerdeschriften.

„Jawohl, trotzdem! Als ein getreuer Richter meines
Königs, und weil ich die Menschen beklage, die nur lieben,
was vollkommen ist.“

Seine Augen folgen mir bis zur Tür.

* * *

Es ist eine facheuse Sache. Bin ich denn trompeteblasend
die Treppe heraufgegangen?

Auf dem Korridor vor der Tür stehen Kollegen, auf der
Treppe stehen Kollegen. Man spricht mich an; man will
von mir hören. Ich bin nicht mehr recht gewöhnt an so
viel Ansprache. Man fordert mich zum Schoppen, holt
auch schon die Mäntel und Pelze und nimmt mich unter
den Arm, ist eindringlich und liebenswürdig, und in wenigen
Minuten sitzen wir hinter vinum hungaricum, der hier mit
dem Oderstrom heruntergeschwommen zu sein scheint, ohne
Wasser aufgenommen zu haben. Anscheinend bin ich ein
Wundertier.

Wie denn die Geschichte in der Patrimonialrichter-
versammlung gewesen wäre? Ob mein Freiherr wirklich
die Pistole auf mich angeschlagen, der Wirbikky mich schon
gefordert hätte und wie ich dächte, mit dem fertig zu werden,

denn der werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um mich aus dem Bezirk herauszubringen? Wie ich denn die Geschichte mit dem Mörder Nickel Ezech angedreht, um ihn zum Geständnis zu bringen? Und warum ich eigentlich ins Pfarrhaus von Bieraltowitz gezogen wäre, trotzdem ich hätte im Schloß wohnen können und jetzt besonders, wo meine Frau . . . Sie können's nun doch nicht recht sagen.

Ich werde aber um alles in der Welt willen hier nicht in der Kneipe erzählen, was ich erlebt. Dazu habe ich meine Papiere, und wenn sie einmal nach mir als richtige *epistolae obscuri viri* gefunden werden, so mag nachlesen, wem es gefällig ist. Nein, nein, meine lieben Kollegen, ich habe euch sehr gern und werde einmal mit Freuden mit euch werkeln und taten am hohen, heiligen Recht, jetzt aber habe ich nur stumm in mein Glas zu blicken, in dem das bleiche Leidensgesicht Luifens schwimmt.

Mein Mund schließt sich fest zusammen. Allmählich geben sie's auf. Das ist ein verbauerter Kerl, denken sie wohl, der in städtischer Gesellschaft die Zunge verliert. Mag er. Da sie aber mal so hübsch beisammen sind, geht's zu anderem über. Die Frage aller ist: wann geht's los? Man nimmt an, zuerst auf dem Lande, und ich nicke nur so in meinen Gedanken dazu. Da sind sie schon wieder über mich her mit vielen Warum's und Wiesos.

„Kommen Sie hinaus zu uns aufs Land und Sie werden's selber sehen,“ sage ich.

Da schüttelt man sich männiglich, sagt brr und steckt die Nase ins Weinglas. Als ich dann zum Bahnhof gehe, ist nur noch einer in meinem Geleit.

* * *

Drei Wagen und drei Fahrgäste. Das ist die ganze königliche Wilhelmsbahn von Ratibor nach Randzin. Davon wird Preußen nicht fett werden. Sollt' jeder Passagier wenigstens ein schwarzweißes Fähnchen mitbekommen und zum Wagen hinausstecken, um den festlichen Eindruck, den jede Eisenbahnfahrt um ihrer Neuheit willen noch macht, zu betonen. Es ist hundekalt in den Wagen, und man freut sich jeder gefahrenen Minute, derweil man sich des unterhaltensamen Frage- und Antwortspiels ergötzen kann: Wird die Post von Birawa aus gehen? Nein, sie wird nicht gehen. Wird der Herr Patrimonialrichter wieder in den späten Abend hinein zu Fuß traben müssen? Ja, er wird zu Fuß traben müssen, denn — die Post geht nämlich wieder mal nicht, trotzdem die Straße glatt gefahren ist und selbst den Späßen noch einige Ergiebigkeiten der Kasse zur Verfügung stehen.

Was denn los wäre?

Niemand weiß es, niemand sagt es. Die Schnapskneipe des Herrn Kiwe Windholz ist nicht bloß einfach verschlossen, sie ist verrammelt und verriegelt. Angstliche Augen versehen die Gucklöcher. Weiter sieht man überhaupt nichts auf der Straße. Ich spreche beim Richter Klemm vor. Er meint, es sei besser, ich bliebe bei ihm über Nacht und betränke mich mit ihm in warmem Korn. Wir hätten uns ja außerdem seit Cosel nicht gesprochen.

Aha! Danke, dann gehe ich doch lieber. Das fehlte mir noch. Der Richter Klemm schüttelt den Kopf. Er ist wohl, seit ich da bin, aus mir noch nicht geschaut geworden, und wenn er einen Schluß gezogen hat, so ist es der: dieser Wichura paßt nicht hierher. Trotzdem ist aus den nachbarlichen

Verhältnissen heraus so etwas wie Kollegialität in ihm zurückgeblieben. Er warnt, er warnt dringend; ich sei doch wohl klug genug, die Zeichen der Zeit zu erkennen. Ich würde mehr als Sterbeglöcklein klingen hören, wenn ich darauf beharre, fürbaß durchs Land zu wandern.

Ich entgegne, wer aus der Mühle komme, sei an starke Geräusche gewöhnt, und außerdem heiße das Wasser, das über das väterliche Mühlrad gerauscht sei, die wütende Reisse.

Ich gehe.

* * *

Wohl, wohl, in Borutin, als ich im Andämmern einmarschiere, läutet die Glocke das Elendslied vom Sterben. Die Männer haben den jämmerlichen Holzkasten, der den Sarg vorstellen soll, auf einen Bauernschlitten geladen und ziehen ihn mit ihren Schultern zum Kirchhof. Ihre armseligen Pferdekracken geben sie zu dem Geschäft nicht her. Ich nehme die Mütze ab und gehe neben den drei Alten her, dem Toten die letzte Ehre zu geben. Oft bleiben die Leute stehen und stöhnen vor sich hin. Ihre Blicke sind ängstlich nach den Seiten gerichtet, als sorgten sie sich um ganz etwas anderes, als daß ihre Kräfte nicht ausreichten, den schweren Schlitten vorwärts zu bringen. Der eine hat einen häßlichen Husten; dem zweiten träuft es aus den Augen; der dritte hat den Fraß im Hüftknochen und hinkt erbärmlich. Auf mich achten sie nicht.

Jetzt sind wir am Gasthaus. Hier anders als in Birawa steht die Tür angelweit offen. Johlende Mannsstimmen

schreien durcheinander. Einer scheint eine Posaune zu traktieren. Als die Begräbnismänner in Höhe der Gastwirtschaft sind, wird das Fenster aufgerissen. Der Posaunist steckt sein Instrument zum Fenster heraus und bläst mit rotquellenden Augen in den Kondukt hinein. Die drei Alten fahren zusammen, stehen geduckt und erschreckt. Ein Loben erhebt sich hinter dem Posaunisten. Das Fenster zerfällt in Scherben. Um so lauter klingen die wüsten Stimmen. Die schrecklichen Posaunenstöße fahren den Begräbnismännern zwischen die Beine. Ihre alte Knie werden weich. Schlimm, wenn sie nicht weiterkämen. Ich spanne mich schnell mit vor den Schlitten. Nur vorwärts, vorwärts, Leute, sonst schänden sie uns den Toten noch im Sarge. Da plärrt schon einer im Likaneiton durch die Fensterscherben:

„Die da liegen in der Erden,
Von den Würmern gefressen werden.
's ist besser in der Erde liegen,
Als nischt zu fressen und saufen kriegen.“

Die Posaune bläst die Straße entlang. Weiter, weiter! Am Ende laufen sie uns noch nach. Ich ziehe mit der Kraft meines Leibes. Der Schweiß läuft in Strömen. Die drei Alten helfen nur noch schwach. Endlich sind wir auf dem Kirchhof. Die Grube des erwarteten Toten ist flach. Die Kraft fehlte, sie tiefer auszuheben. Es sind ihrer zu viele, die sich in die Erde drängen. Immer nur schnell, schnell. Und wenn der Priester dem Todesreuter nicht nachkommt, ist's auch mit dem halben Segen getan. Da kommt er. Er macht's wahrlich kurz. Dürftige, hart gestorene Schollen

bedecken den Sarg. Schlaf, Alter! Die Posaune dereinst
wird lieblicher klingen.
Wehe, wenn erst das Volk den Tod verhöhnt!

* * *

Ein tauiger Wind kommt auf. Die Kiefernäste hängen
schwer in die feuchte Luft. Graue Wolken ziehen am Himmel.
Nebel dampft herauf und streicht durch das Gesträuch . . .
so träg, so plump, so leer. Was dort gespenstisch starrt,
das sind einmal Laubbäume gewesen, dunkel schwebende,
windtragende Geschöpfe. Der Odem des Lebens ist darin
umgegangen. Sie haben gedröhnt im Sturm, geraunt in
der Nacht. Jetzt recken Skelette die fahlen Rippen in die
Luft. Erstorbenes Laub hängt wie Fäden um sie. Da sind
mir die Nadelbäume doch lieber. Ach, wenn ich doch ein
Nadelbaum wäre!

Müdigkeit spüre ich nicht trotz der Schwere der Glieder.
Vielleicht ist das nur die entseßliche Gleichgültigkeit, die
den Allzu-Geplagten ankommt. Du kommst vom Unglück,
du gehst ins Unglück. Was eilst du? Jeder Schritt bringt
dich ihm näher. Ob du ihn kurz oder lang machst, einerlei,
denn du änderst nichts am Ziel. Denken tut nichts dazu und
nichts davon. Du kannst auch stehen bleiben. Es trifft dich
doch. Es ist alles so trüb, so nahe, so naß.

Hier scheidet sich der Weg. Überlegung, ob ich direkt zum
Pfarrhaus Gieraltowiß oder zunächst nach Przonsna gehe.
Es ist Gerichtsstillstand, Justitium. So brauche ich heut
eigentlich nicht Richter zu sein. Ich hab ein herrliches,
bebagliches Heim, vor Gemütlichkeit krachende Holzscheite

im Ofen, ein liebendes Weib . . . ha, welch köstliches
Dasein doch!

Indem ich noch stehe, höre ich von Przonsna her aus dem
Nebel einen Reiter antraben.

„Halt, wer da!“

„Gut Freund, Vincent Liffon vom Dominium Przonsna.“

Der Reiter hält.

„Was ist los, Vincent?“

„Der Schüttboden brennt, Panje Richtera. Sie haben
plündern wollen, und als sie nichts fanden, haben sie
angezündet.“

„Wer?“

Er zuckt mit den Achseln. Er sollte wohl sagen: meine Leute,
das hungernde Volk, das immer nach dem reichen Schul-
digen sucht, weil es sich sonst diese Schmerzenswelt nicht
erklären kann.

„Wohin des Weges, Vincent?“

„Zum Landrat nach Cosel. Er soll Militär schicken.“

„Und der Schüttboden?“

„Ist nicht mehr zu retten.“

„Sind die Auführer noch da?“

„Weiß nicht,“ sagt der Knecht. Er verrät die Seinen nicht.

„So sagen Sie dem Herrn Landrat, er solle nicht meinen
Besuch abwarten, sondern lieber morgen nach Przonsna
kommen.“

„Gut, Panje Richtera.“

Den Vincent Liffon kenne ich. Ist ein braver Soldat
gewesen und ein guter Kerl, nur hat er jetzt einen schweren
Stand, dem Grundherrschaft zu dienen und gleichwohl seine
Leute nicht gegen sich aufzubringen.

Das war also mal eine richtige Wegscheide. Ich lege die kommende Nacht ohne Anspruch mit auf den Tisch des letzten Gerichtes nieder. Mag der himmlische Vater urtheilen. Ich stelle meine Taten nicht in das Recht der Schuldverhältnisse ein. Da oben hat man wohl einen andern Codez, von dem wir noch nicht sehr viel wissen. Vielleicht sind dort sogar die Entscheidungen des Königlich Preussischen Obertribunals noch appellabel. Und von mir als Kollegen werden die himmlischen Richter erst recht nichts wissen wollen. . .

Nebel um Nebel. Aber da ich an Przonsna komme, färbt er sich rot. Kläglich bläst ein Feuerhorn. Uda Lovisa und George gelten meine Gedanken. Sonst habe ich deren keine mehr. Es steht alles unter Druck.

George, lieber George, ich habe dir doch meinen ersten freien Tag versprochen. Jetzt ist Gerichtsstillstand, jetzt müßte er doch kommen.

Müßte, müßte . . . armer George!

* * *

Der Wind weht günstig. Das Schloß und andere Gebäulichkeiten sind nicht bedroht. Das Feuer ist im Niedergehen. Was Wunder auch, da nur Hölzer am Brennen sind.

Da ist schon der Freiherr. Er scheint des Feuers Macht zu Roß bekämpfen zu wollen. Ruhelos galoppiert er um die Brandstätte, schreit den oder jenen an und macht Lusthiebe mit der Reitgerte. Die alte Feuerspritze liegt zerbrochen beiseite. Der Schlauch ist geplatzt. Der Inhalt

der paar Wassereimer, die im Schloßgraben gefüllt werden, macht dem Feuer kreischende Freude. Von Aufzählern nichts zu sehen, oder lauern sie hinter Nebelwänden?

Eine dunkle Weibsgestalt ist unter den löschenden Gesindeleuten. Sie spricht begütigend auf sie ein und gibt aus einem Korbe Speis' und Trank. Ich seh's aus der Unbehilflichkeit ihrer Bewegungen, es ist Uda Lovisa.

Da springt auch schon aus dem Dunkeln Freund George auf mich zu und hängt sich an mich: „Onkel Aegidius, Gott sei Dank, daß du da bist!“

Da ich eben die Schloßherrin begrüße, ihr mein Bedauern ausspreche und sie warne, hierzubleiben, weil am Ende die Aufzähler wiederkommen könnten, sprengt der Freiherr an uns heran. In seiner Satteltasche stecken zwei Pistolen. Ich kenne sie vom Tag meines Antritts. Der Feuerschein umloht ihn. Don Quichote! Was soll der Aufzug? Am liebsten nähme er wohl die Pistole und feuerte auf mich als auf den, der für alles verantwortlich ist.

Aber — o Wunder! — er steigt vom Pferde, reicht mir die Hand und sagt ohne jede Beimischung des üblichen Hohnes: „Gut, daß Sie gekommen sind, Herr Patrimonialrichter.“

Ich nicke nur kühl, denn ich denke an Cosel und mehr. Hast du Wünsche, so sag sie, aber tu nicht einmal wieder wie gut Freund.

Er nimmt die eine der beiden Pistolen und reicht sie mir. „Damit Sie auch was zur Verteidigung haben.“

„Ich danke, Herr Freiherr, ich möchte mich nicht bewaffnen.“

„Und wenn sie in der Nacht das Schloß stürmen?“

„Werde ich ohne Waffen unter die Auführer treten.“

„Das wird Ihnen schlecht bekommen.“

„Kann sein.“

Seine aufglühenden Augen funkeln von der Seite her, aber zur Wortfehde sind Zeit und Ort nicht angetan. Er stößt wortlos und ingrimmig die Pistole wieder in seinen Gurt und steigt auf.

Ada Lovisa bittet mich, mit ihr ins Schloß zu kommen. George geht nicht von meiner Seite. Sein kleines Herz ist ganz in Aufruhr. Was hat er heut erlebt und was wird noch kommen? Alle Jungengeschichten, die er gelesen, selbst des erhabenen Schiller sämtliche Werke haben Beine bekommen. Er flüstert mir ins Ohr: „Du, Dunkel Aegidius, es ist alles so richtig, wie es im „Lied von der Glocke“ steht, und das andere kommt noch.“

„Wollte Gott, nein, George,“ flüsterte ich zurück.

Er quetscht mir die Hand entzwei, um die Fülle, die in ihm ist, auszudrücken.

Dann helfe ich die Feuerwache und die anderen Sicherheitsposten ausstellen und suche mir dann Herrn Roman Mazurek, den ich endlich in einem dunklen Zimmerchen hinter der Kentei finde. Die Angst hat ihm Arme und Beine verschlagen. Er sitzt auf einem eingessehnen Kanapee und hält die Hände um den Leib geschlungen, als hätte er Leibschmerzen. Die ganze Nase hat er sich voll Schnupftabak gestopft. Er scheint die Genüsse des Lebens vor dem unvermeidlichen Ende noch einmal türmen zu wollen. O, du vermaledeiter Lärmer!

Nur schwer kann ich ihn von seinem buen retiro lösen.

Wir suchen die wichtigsten Akten und Instrumente zusammen, um sie im Keller des Schlosses zu bergen. George hilft wacker. Er ist von einem ungeheuren Eifer.

Und dann kommt der Abend im Schloß inmitten dieser drei vielgestalteten Herzen und in dieser bebenden Erwartung, die in jedem leisen Klirren, in jedem Tönchen und Tickerchen des Uhrgehäuses sitzt und saugend über die Parkbäume streicht. Gerade in dieser Nacht kommen jene gefährlichen Naturlaute auf, die zu Zeiten des Wetterumschwunges zwischen Himmel und Erde vernehmbar werden.

Daß ich heut im Schloß übernachtete, ist selbstverständlich und steht inmitten meiner Amtspflicht. Heut gilt nicht Weib, nicht Kind, nicht Freund. Wenigstens nicht der alte. Der junge freilich um so mehr, und es kommt darauf hinaus, daß er nicht den ersten freien Tag, sondern die erste freie Nacht von mir bekommt, wobei die Freiheit dieser Nacht in kräftigen Gänsefüßchen zu erscheinen hat.

George ruht nicht eher, als bis meine Lagerstatt neben der seinen aufgeschlagen ist. Wir liegen hart beieinander. Ausziehen wollten wir uns beide nicht. Dazu sind da draußen viel zu viel Boviemesser und Tomahawks gezückt, Feuerrohre geladen, Giftpfeile auf die Sehne gelegt, das Blockhaus am Scioto umlagert. Der Wigwam ist in hoher Gefahr. Die Shawnes sind Schlangen, und wenn sie Frieden zu schließen scheinen, so drücken sie die Hand mit der Rechten und töten mit der Linken. Manchmal schrecken wir auf, ermannen uns schnell wieder und schütteln drohende Fäuste. Wenn sie am Ende durch den Schloßgraben waten und an den Mauern in die Höh kröchen?

Alles möglich, denn das Wasser ist weich und die Erde ist hart; aber starke Männerherzen zagen nicht.

Durch die Indianerwildnis, in der wir leben, zucken hie und da die Lichter einer gewissen einsichtiger werdenden Auffassung von Volk, Staat und Umwelt. Ich staune. Wer nur die Weisheit eines wirklich Neunmalklugen besäße, die Fragen dieses Alters zu beantworten. George ist wie ein Verschmachtender. Keiner hat ihm in diesen Zeiten standgehalten, wo auch bei ihm sich Frühlingsanfang in gefährlichen Naturlauten durchbrach.

So ein Junge! Wir liegen Gesicht an Gesicht und glühen beide. Soll das die Nacht hindurch so gehen? Ich vermute. Denn meine berühmte Einschläferungsgeschichte vom Zwerge Wachsnoscheinbissel mit den Himmelschlüsseln weist er energisch zurück.

Dann ist es wunderbar. Er leitet noch wieder seine tausendste Frage ein: „Onkel Aegidius, sag mir doch mal, wie . . .“ Aber hinter dem „Wie“ kommt nichts mehr. Ich warte. Es kommt wirklich nichts. Er schläft. Die Atemzüge gehen erst unregelmäßig. Dann lockert sich sein Arm an dem meinen. Mitten in der Glut des Erlebens und Forschens ist er sanft und süß eingeschlafen. Ich muß ihn sehen. Ich zünde die Kerze an und beleuchte sein ruhendes, rührendes Gesicht.

Junge, Junge!

* * *

Am anderen Morgen erinnert nichts als Brandstätte und Brandgeruch in allen Räumen des Schlosses an die Gefährde von gestern. Eitel Sonnenglast liegt über dem

Land. Ein leichter Frost hat alle Wässer gehärtet. Darauf ist graupelnder Reif wie Zucker gefallen. Ein Freudewetter, ein Tanzwetter. Wer hätte jetzt Furcht vor den Aufzählern? George, im Hemd am Fenster stehend, schaut mit höchstem Erstaunen in diese geänderte Welt.

Ein Jubelruf! Die Soldaten kommen. Eine Wache von zehn Mann, der Unteroffizier an der Spitze, marschieren im Gleichschritt vor dem Schlosse auf. Der Unteroffizier geht ins Schloß um zu melden. Leben und Bewegung rührt sich in Schloß und Hof. Bald darauf kommt der Landrat im Wagen angefahren. Darin sitzt außer ihm ein Offizier. Kaum sind sie innen, so werde ich zur Beratung geholt. Nicht lange, und wir sitzen zusammen im Empfangszimmer.

Es sei kein Zweifel, daß es sich hier wie in anderen Orten um eine Hungerrevolte handele. Politischer Hintergrund fehle. Zwar sei es möglich, daß gewisse polnische Hände mit am Spiel rührten und daß diese Hände von Posen oder Galizien her in Bewegung gesetzt würden, doch liege das noch ganz im Ungewissen. Zur Behebung der Hungersnot sei mancherlei im Gange. Eine Abordnung landeserfahrener Männer solle schleunigst nach Berlin abgehen, die Berichte der Landräte und der Regierung zu verstärken. Er, der Landrat, lege Wert darauf, daß nach den gestrigen Vorkommnissen nun auch aus der Herrschaft Przonosna-Lekartow-Bieraltowiz ein Mann mit nach Berlin gehe, und er wolle nicht verschweigen, daß er dabei den Patrionialrichter Wichura im Auge habe.

Ein tiefer Schreck befällt mich: Luise. Der Landrat, Herr v. Natorp, ein straffer blonder Vierziger vom stämmigen

Bau der Westfalen, sieht mein Erblichen und setzt hinzu, ob der Herr Patrimonialrichter Wichura es nicht vorziehe, sich an der Beruhigungsaktion im Kreise, die er beabsichtige, zu beteiligen.

Ich atme auf und sage freudig zu.

Der Landrat fährt fort, eine Fortsetzung der Revolte sei kaum zu befürchten. Den Leuten fehlten einfach die Kräfte. Die Gastwirthschaften bekämen Polizeistunde für fünf Uhr nachmittags. Außerdem würden ihnen die Schnapsvorräte theils abgenommen, theils versiegelt und der Schnapsauschank unter Strafe gestellt. Trotzdem sei es richtig, Militär zu zeigen und fleißig Patrouillen zu schicken.

Der Leutnant, ein Herr v. Alten, spricht dazu, und man vereinbart, daß die zehn Mann mit Unteroffizier für eine Woche in Schloß Przonsna stationiert bleiben. Verpflegung natürlich aus der Garnisonsküche in Cosel. Der Freiherr ist bisher beinahe unbeteiligt geblieben. Den Bericht über das Gestrige habe im wesentlichen ich gegeben. Er streicht nervös seine Schurrbartenden, die heut etwas kürzer sind als sonst, denn das eine hatte er sich gestern angefangt, worauf das andere der Schere zum Opfer fiel. Hoffärtige Blicke streichen über uns hin.

„Na, und die Kriminaluntersuchung?“ fährt er jetzt auf. Der Landrat wendet sich ihm mit einem Blick zu, der mir nicht sehr achtungsvoll vorkommt. „Sie meinen wohl, wer die Kosten der Kriminaluntersuchung trägt, Herr Freiherr?“ Aber ehe er Antwort erhält, sind seine Augen schon wieder bei mir: „Da werden wir zunächst einmal die Ansicht des Herrn Patrimonialrichters hören müssen.“

„Ich denke,“ sag ich, „man wird mit einer gesetzlichen Abolition rechnen dürfen, und es wird sich empfehlen, daß das gleich von der nach Berlin zu entsendenden Abordnung miterörtert wird. Natürlich darf so was nicht bekannt werden, bevor jede Gefahr der Wiederholung der Revolte beseitigt ist, besser noch, bevor die Nahrungszufuhr und die ärztliche Versorgung im Bezirk geregelt sind. Inzwischen mag mit der Kriminaluntersuchung ein Anfang gemacht, mögen einige Rädelsführer eingesteckt werden. Das wird gut sein. Die Regelung der Kostenfrage muß in diesem besonderen Falle vorbehalten bleiben. Die Regierung wird ein Einsehen haben müssen, denn die Not unter den Grundherren ist nicht geringer, und brechen die zusammen, sind die Folgen nicht bloß für sie unabsehbar.“

„Bravo, Herr Patrimonialrichter, das ist genau das, was ich mir gedacht habe.“

Der Freiherr nagt verbissen an dem verkürzten Schnurrbart und gibt nicht Laut. Wir besichtigen die Brandstelle. Der Landrat stochert mit dem Stock in der Asche. „Ich sehe nichts von verbranntem Getreide, Freiherr,“ sagt er. Der zuckt ablehnend mit den Schultern. Der Abschied der Herren ist kurz und kühl. Bewirtung wird nicht geboten. Der Freiherr geht schnell ins Schloß zurück. Mich ladet der Landrat ein, mit ihm nach Lefartow und Gieraltowiz zu fahren. Er müsse heute noch weit über die Herrschaft hinaus.

Und da, wie ich so neben ihm sitze und wie wir durch die fast schmerzhaft glitzernde Sonne fahren, fängt er, zu meinem Ohre geneigt, zu fragen an, ob ich nicht wüßte, welche Beziehungen der Freiherr, der so viel unterwegs sei, zu

seinen polnischen Bettlern und den sonstigen Branden in Posen unterhalte, von denen man in Berlin in nächster Zeit wieder einen Aufstand befürchte. Es wolle nämlich den Freiherrn ein Vemand im Hotel de France in der Stadt Posen, mit dem polnischen Schnürrock und der Konfede-ratka bekleidet, gesehen haben.

Es ist mir, als wenn ein Bliß neben mir in den Boden führe. Noch ehe ich die verneinende Antwort herausbringe, rollt mir die Gegenfrage von den Lippen: „Und die Frei-frau?“ Fast hätte ich in der Aufregung gesagt: „Alda Lovisa“. Daß mich ein Gott davor behüte.

Der Landrat pfeift leise zwischen den Zähnen hindurch. „Das ist natürlich ganz etwas anderes.“ Dabei sieht er mich lächelnd von der Seite an.

Was . . . was ist das? Der spricht von Dingen, die ihm nur so aus dem Ärmel laufen, und ich, der ich den beiden zunächst bin, weiß von nichts. Ich muß nun wirklich der hundertäugige Argos werden.

* * *

Viel Trauriges erlebt und heimgekehrt mit banger Sorge im Herzen und dann doch noch einen Silberblick des Schick-sals bekommen — das ist eine wohl zu begrüßende Sache. Luise ist mit helleren Augen und aus eigenem Entschluß aufgestanden und hat sich zum Erstaunen aller um die Wirtschaft zu bekümmern angefangen. Mehr noch, sie hat Freund Kasimir gebeten, bei ihm beichten und kommu-nizieren zu dürfen. Das ist geschehen, und Kasimir hat noch jetzt, wie mir scheint, eine goldene Priesterkrone auf dem

Haupte. Ist wohl eine schwere Beicht gewesen, denn jemand, der in dem Wahne befangen, womöglich der schwärzeste Sünder zu sein, unerachtet er nichts Böses getan, auf den rechten Weg zu bringen und von der Güte Gottes zu überzeugen, dazu gehört ein großes Herz.

Fast hätte ich verzweifelt, eine so gute Nachricht zu emp-fangen, denn als ich mit Herrn v. Natorp, dem Landrat, das Pfarrhaus betrete, kommt mir Lina, die virgo oeconomica, mit einem so mürrischen und unfreundlichen Gesicht entgegen, daß ich zu der Annahme kommen mußte, es wäre schlecht gegangen und die Last mit der kranken Frau werde allgemach zu groß für sie. Aber sie ist eben ein närrisches Frauenzimmer. Man weiß nie so recht, wie man mit ihr dran ist.

Gieraltowiß ist ganz ruhig geblieben, trotzdem die Schreckensnachricht von Przonsna noch am Abend ins Dorf gelaufen kam und die Brandfackel am gestrigen Abendhimmel drohend genug war. Mir ist das nun schon ganz klar: die Orte, wo die guten Priester zu Hause sind, bleiben in aller Trübsal ruhig und gottergeben. Ja, mein guter Santa, das muß nun doch einmal hier niederge-schrieben werden. Zeje!

Mit Luise kam ich ruhig und sachlich sprechen. Sie gibt, wenn auch zögernd, Antwort, und wie ich ihre Hand nehme, ihr das lieblosende Streichen über meinen borstigen Haar-schopf wieder beizubringen, läßt sie mir sie wenigstens ruhig und ohne Widerstreben. Wunderbar immerhin, daß sie sich, wie mir Schwester Maria Monika sagt, gestern gar nicht um mich gesorgt hat. Sie ist eben noch immer stark mit sich beschäftigt.

Mag sein, man muß dem lieben Gott auch so dankbar sein. Weniger ruhig war und ist Kasimir. Indes der schöne Sonntag, die Aussicht auf Hilfe für das Land, Luizens Besserung lassen doch einen Teil seiner alten Schalkhaftigkeit wieder erstehen, und wahrhaftig, er steigt selber in den Keller, um einige seiner letzten Gonschoreks für einen kleinen Männertrunk zu dreien zu holen.

Der Landrat ist wirklich ein famoser Kerl, etwas nüchtern freilich und rationalistisch eingestellt, erklärter Feind alles Romantischen, aber gewiß vom besten Willen für seinen Kreis und seine Leute beseelt. Er meint, wir seien gewiß noch im Anfang der Verwickelungen; die Hauptsachen, nämlich die politischen Umwälzungen, würden sich aber natürlich nicht hier in dieser südöstlichen Landecke abspielen. Er ist sogar so freimütig zu sagen, der König sei leider verblendet genug, ganz Preußen so zu behandeln, wie man kaum noch unsern Landwinkel behandeln dürfe. Er werde sich einmal schrecklich belehren lassen müssen.

Ich begehre auf. Ich höre eine gewisse Mißachtung unserer Wasserpolackei heraus, für die wir uns doch beide mit ganzer Kraft einzusetzen haben. Es gibt ein Duell zwischen dem Landrat und mir, bei dem ich glänzende Attacken gegen den Hochmut der Westländer reite, die sich so viel auf ihre angeblich höhere Kultur einbildeten, daß sie der Vorzüge des Landes nicht achteten. Freund Kasimir hört bedächtig zu, wiegt seinen dicken Kopf hin und her, und es ist, als wenn er mit listigen Auglein meine wahre Meinung aus dem Kopfe nähme, daß ich dies Land nur um gewisser dreier oder vierer lieber Menschen so lobe und preise.

Kling, klang, stoßen wir seit langer Zeit wieder einmal

mit vinum bonum hungaricum an. Dann setzt der Landrat auseinander, wie er sich die Beruhigungsaktion denke. Da wird Kasimir Ganta munter. Der Landrat hört gern auf seine klugen Worte, denn von uns dreien ist er ganz sicher der beste Land- und Menschenkenner.

Der Landrat eilt. Er muß weiter und ich bin froh, noch ein Weilchen freundschaftlich mit Kasimir zusammenzusitzen.

„Nun, was meinst du, Kasimir?“

Er bezieht die Frage sofort richtig auf Luizen.

„Trau nicht,“ sagt er und schaut weg.

„Sprich deutlicher!“

„Ich kann nicht, Aegidius.“

„Ja, aber es gibt keine Zeit für mich zu säumen, wenn noch etwas zu unternehmen ist. Soll ich das Kind verderben lassen?“

„Hier hört des Priesters Rat auf. Geh hinüber“ — er zeigt nach der Kirche — „und sprich dich aus.“

„Morgen ist Sonntag, Kasimir, und wenn der Tag so schön ist wie heut, werde ich Luizen heraus und an die frische Luft bringen.“

Kasimir sagt nichts mehr. Nur sein Zeigefinger bleibt kirchenwärts gerichtet eine ganze Zeit lang fest stehen.

* * *

Mir ist es noch immer ganz unmöglich, daß der Freiherr Pole sein soll, derweil Uda Lovisa mit aller Bestimmtheit deutsch einzureihen ist. Der Name bedeutet nichts. Das weiß man hierzuland ganz genau. Die Namen sind meist

polnisch, aber ebenso meist die Herzen gut deutsch. Manchmal tastet wohl eine leise Hand von Posen, von Galizien, am seltensten aus dem Knutenlande herüber, um dem Lande an den Puls zu fühlen und ihm ein Sämlin hochpolnischer Gesinnung in die Brust zu schmuggeln. Ruht aber nichts, denn die Oberschlesier wissen, daß sie von den echten Polen nicht für voll genommen werden, und wenn sie deutsch sprechen, sagen sie etwa so: „Nu da wert ich ja lieber scht bleiben, wo ich bin, und da wird ja gutt sein. Der Pruski Kröl in Berlin is mächtig und wird schon helfen, wenn die Sündenmeße von die große Herrn wird voll sein, und da drieben bei die echte Pöler is ja erscht recht nich gutt.“ Sie sind ein wenig leichtsinnig von Hause aus, diese Wasserpolacken, und denken nicht gern über den nächsten Tag hinaus. So ist es auch jetzt. Das Geschrei von gestern und heut wird schnell verklungen, die Toten werden begraben, die Hungernden voll Speise, die Dürstenden voll Trank sein. Laßt nur erst wieder den Frühling gelbpollige Salweiden und rotblühenden Seidelbast zeigen, dann ziehen die Mädchen mit der Marzana aus und tanzen mit der Gaik den Maierenreigen über die jauchzend in den Oderstrom hineingeworfene Puppe.

Ja, so ist das mit denen; aber der Freiherr, der Freiherr! Wenn es wahr wäre? Ich muß doch einmal in alten Akten herumstöbern, ob nicht eine Spur zu finden ist. So was kann doch nicht einfach vom Himmel fallen. Verbindung zur Vergangenheit des Mannes und der Familie muß es geben. Ist da nicht auch der Kaplan, der Hausarchivar? — Oha, mit dem kann man nicht anfangen. Er ist mein Feind, denn er stört heimlich meine Freundschaft

mit George . . Nun, dies und das dahingestellt, wo bliebe mir die Zeit und der Mut zu solcher Schnüfflerarbeit? Prosit Mahlzeit mit dem Gerichtsstillstand! Ich muß ihn sogar selber wieder aufheben. Alle Hände voll habe ich zu tun. Jetzt die Staatsmaschine stillstehen zu lassen, wäre das gefährlichste, was man tun könnte. Sogar die kleinsten Bagatellprozesse nehme ich wieder auf und benütze jede Gelegenheit, die Leute für das Recht zu gewinnen.

Dazu kommt die Beruhigungsaktion im Kreise. Der Landrat hat mir einen Wagen nach Bieraltowitz stationiert, auch einen berittenen Landgendarmen an mein Bein gebunden. Pfennigwerth heißt der Brave und ist unter Brüdern mindestens einen Siegestaler wert. Ich mache überall Gromadas, und wenn auch nur zehn Männerchen kommen, ist's gut, denn sie können ja doch nicht für sich behalten, was sie hören. Aus meinen paar wasserpolnischen Brocken habe ich mir eine kleine Rede zusammengesetzt. Die halt ich überall. Sie langt aber nicht. Es ist zu viel Asche und Schlacke dabei. Ich gerate immer in die Hitze, und dann geht's deutsch weiter.

Ob's wohl viel wirkt? Schließlich frag ich mal einen Gemeindevorsteher. Der radebrecht: „Da war ja serr gutt, da war ja serr schön, Panje Richtera; da war ja Pfeffer und Salz drin und ein Schnaps dazu, Panje Richtera, und mein Herz is ganz umgedreht.“

Ich traue dem Halunken nicht. Es ist nicht so leicht, den Leuten die Langsamkeit der Staatsmaschinerie begreiflich zu machen, wenn es darum geht, ihre Lasten zu erleichtern und ihrer Mühe Preis und Lohn zu sichern; am schwersten, daß, wie ungerecht manch bestehendes Gesetz auch sei, es

darum immer noch Geseß und Recht und zu befolgen bleibe, solange es noch nicht aufgehoben sei. Ja, du lieber Gott, das begreife auch, wer will. Wozu haben wir einen so mächtigen Pruski Kröl, der selber Geseße macht, wenn er nicht beseitigen kann, was falsch und fehlerhaft ist. Manchmal meine ich, sie denken gar nicht so weit. Vielleicht glauben sie mir nur, weil ich einen Kopf größer bin als allesamt. Wenn ich mich unter die Deckenlampe stelle, sehe ich vielleicht dem Herrn Goliath ihrer Vorstellung, der sechs Ellen und eine Handbreit hoch war und einen Panzer von 5000 Lot Erz trug, von fern ein bißchen ähnlich. Daß man bloß sofort ins Schauspielern hineinkommt, sobald man von dem steifbeinigen Richterstuhl heruntersteigt!

* * *

Wir sind nun schon tief in den Februar dieses tollen Jahres hineingekommen. Mit Ach und Krach, kann man wohl sagen, trotzdem mancherlei zur Behebung der Not des Landes geschehen ist. Eine Kommission von Ärzten hat sich des leidenden Volkes angenommen. Der Hungertyphus ist im Weichen. Dann sind 1648 Wispel Roggen, 25000 Zentner Mehl und einige Waggons Dörrfleisch mit der Eisenbahn heraufgekommen. Meine Herrschaft hat auch was abbekommen. Das heißt, ich habe natürlich dafür gesorgt, daß es nicht einmal bis auf den Dominihof von Przonsna gefahren, sondern am ersten Hause des Dorfes vom Wagen herunter an die Gemeindefeute verteilt wird. Der Berittene, Herr Pfennigwerth, der vor Gutmütigkeit strahlt und sich nur darüber ärgert, daß er so

dicke Backen hat, war mir dabei zu guten Diensten; nicht minder beim Dingfestmachen der drei wilden Kerle, die als Rädeßführer bei der Plünderung und als Brandstifter am Schüttboden von Przonsna in Verdacht kamen. Sie sitzen im Kreisgefängnis. Die Untersuchungskosten werden die Herrschaft nicht arg belasten.

Der Freiherr ist alle Tage mit beiden Pistolen und einem Jagdgewehr unterwegs, und ich habe die friedliche Gesellschaft Uda Lovisas und Georges zu genießen. Les délices de Przonsna! Wie sorgenvoll auch die Mienen der Freifrau sind, in einer Hinsicht kann sie sich freuen. Die Wirtschaft bekommt eine ganz ansehnliche Hilfe an Saatgut, Futtermitteln und Mehl von ihren niederschlesischen Verwandten. Die Wagen kommen auf Landwegen und sind schon gemeldet.

Das wäre alles so weit ganz gut und anregend, wenn nicht der Kummer um Luise und das Kind meine inneren Kräfte aufzehrte. Das Wind- und Sonnensegel, das ich an jenem Samstag setzte, habe ich schnell wieder einziehen müssen. Sie ist entsetzlich bleich und dünn geworden, dagegen ihre blauen Augen ganz groß und dunkel. Wenn sie nicht in den Schoß niedergeschlagen sind, blicken sie mit unendlicher Trauer in eine geheimnisvolle Ferne. Gegen Abend befällt sie immer eine sonderbare Angst. Sie streckt die Arme nach der Sonne aus, als dürfe sie nicht sinken. Wenn die Gegenstände nach und nach dunkler werden, wenn sich die Schatten der Kirche über den freundlichen Pfarrgarten senken, kommt ihr die Furcht an wie Kindern, die nicht in der Finsternis schlafen wollen. Manchmal wähnt sie blind zu sein. Der Alp des Wahnsinns sitzt zu ihren Füßen.

Sie hascht nach ihm und wehrt ihm zugleich mit wildbewegten Händen. Es ist ein erschütterndes Spiel. Dann sind wieder ihre Glieder erstarrt und leblos. Die Hände liegen auf dem Leibe, aber sie spürt nicht das Leben in ihm. In einen solchen Zustand hinein suchte ich sie mit dem Klange der Musik zu rühren, nur um das Gedächtnis gesunder Zeiten in ihr zu erwecken. Anstimmend präludivere ich und singe: „Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu dir“. Sie sollte denken des Frührots unserer Liebe, wie sie, mit ihrem Busen sanft und leicht an meine Schulter gelegt, mir die Töne von den Lippen las. Jetzt sitzt sie mit dem Rücken gegen mich am Fenster und schaut unverwandt der sinkenden Sonne nach. Mir fällt das erschreckte Zittern ihrer Schulterlinie auf. Ich stürze zu ihr. Ein ungeheurer Ekel ist über ihr liebes Gesicht gebreitet, so unerklärlich und widersprechend den Empfindungen von einst, daß ich es nicht fassen kann und über ihre krampfhaft verschlungenen Hände weinen muß. „Louison, Liebste, was kann ich denn noch tun, daß du erwachst und bist, wie du warst?“ Langsam glätten sich ihre Züge. „Nicht mehr spielen, Aegidi,“ stammelt sie, „niemals wieder. Du marterst mich. Mir ist so eng, so eng, Ich stoße schon mit den Händen an den Himmel. Er senkt sich über mich; bald wird er mich erreichen. Ich werde zermalmt sein mit dir; ich habe dich zu mir gelockt und durft es nicht, Aegidi, denn du bist gesund und stark und ich . . . und ich.“ Gott sei Dank, daß sie wenigstens spricht, wenn es auch das Herz zerreißt, und ich fahre fort, sie am Sprechen zu erhalten. Man weiß doch, wie man fechten kann. Vermessener Jurist, du, muß ich bald wieder zu mir sprechen,

daß du immer noch glaubst durch das Mittel der Sprache, durch Logik, Beweis und Gegenbeweis die Krankheit bekämpfen zu können. Jetzt, da ich weiter rede, drängt es sie gerade, so leer, so kalt, so sterbend sie sich innerlich fühlt, Blut in sich zu erwecken. Sie zieht sich mit aller Kraft am Fensterbrett empor, greift mit gespreizten Fingern nach der Sonne, wie um sie krallend an sich zu ziehen; sie keucht unter emporgetriebenen, wie im Wellenstrudel dahertobenden Empfindungen. Erinnerungen blühenden Lebens kommen ihr auf. In irren Konturen taumeln die Gestalten ihrer Liebe um sie, der Vater besonders. Sie kniet, ein kleines, flachsblondes Mädcl, an der Schleiertruhe und der Vater windet die zarten Lächer, eins nach dem andern, um ihre Stirn. Wie sie kokett das Haupt herumschwenkt, als hätte sie den Ansturm der Männchen auf ihren Liebesleib nur immer noch zu verstärken! Wie ihre Lippen sich öffnen, als lüde sie zu Lust und Koserei! Sie wirft Kugelhände, als tragiere sie mit närrischen Flittern auf einer Faschingsbühne. Aber immer tut sie, als sei sie mit Schleiergewändern angetan, die sie fliegen lassen und wieder ordnen müsse, damit der Eindruck der Schönheit erhalten bleibe, macht zärtliche Knize und mädchenhafte Menuettschritte und ist unermüdllich in ihrer spielerischen Geschäftigkeit. Ich bin wehrlos. Ich müßte Gewalt anwenden, diese plöglliche Blut zu ersticken, und Schwester Maria Monika ist für eine Stunde abwesend. Mitten heraus aus dieser Belebtheit einer plögllichen Erinnerung wirft sich Luise nieder, ringt die Hände und fleht Gott um ein Zeichen an, daß er sie bald erlösen wolle. Da taucht der Mond am Abendhimmel auf und scheint ins

Stüblein. Sie fährt mit dem Kopf gegen das Fenster so schnell, daß ich es nicht hindern kann. Das Fenster zerspringt. Wind tost herein. Schreiend erhebt sich ihre Stimme. Aus Himmelslied wird Triumphgesang der Hölle. Sie schwört sich dem Leibhaftigen zu, sie lästert mit schrecklichen Worten. Der Himmel ist ein dummes, blaues Auge, der Mond ein einfältiger Semmeljunge. Gräßliches Lachen springt aus ihrer Brust, und mit einem Aufschrei sinkt sie zu Boden.

Ich raffe sie auf. Entsetzlich, wie leicht sie trotz der Bürde ihres Leibes geworden ist. Keine Rettung, keine Rettung! Ein bleiähnlicher Schlaf liegt auf ihr. Die Lippen sind fest geschlossen. Und ich sitze neben ihrem Lager mit auf die Knie gestütztem Kopfe und sinne, sinne, sinne, wie denn ein Ende dieses Jammers werden soll. Juni, seliger Lenz- und Rosenmonat, muß es werden, ehe das Kind kommt. Ach, bis dahin . . . bis dahin!

Unten singt Jungfer Lina mit lauter Stimme ein neckisches, flirriges Liedchen. Sie weiß wohl nicht, was hier vorging.

* * *

Das war den einen Tag, und den andern, als ich eben mit des Landrats Wagen abgefahren bin und Schwester Maria Monika nur einen Augenblick zum Morgengebete in die Pfarrkirche hinuntergegangen war, ist Luise, das Gesicht mit Asche bestrichen, in die Februarfalte hinausgelaufen und ist schon bis über den Kirchweg gelangt, als ihre Entfernung bemerkt und sie wieder eingeholt wurde. Sonderbar, daß nur Jungfer Lina nichts von dem Ausbruch bemerkt

hat, denn die Küchentür, an der Luise vorbei mußte, hat, wie die Schwester sagt, zu der Zeit offen gestanden.

Soll ich noch eine zweite Schwester kommen lassen? Aber wie sollen das Pfarrhaus und meine dürftige Kasse solche Lasten tragen? In dieser Zeit, in dieser Not wieder noch ein Effer mehr? Und wenn sich nun Luise ein Leides tut? Wird es nicht besser sein, sie in eine Anstalt zu bringen?

„Kasimir, lieber Kasimir, hilf mir zum Rechten!“

„Einmal muß doch Frühling werden,“ sagt er einfach und bestimmt. „Wir werden eine zweite Schwester nehmen und gut is, jeje!“

Ihm ist alles „wir“. Ich glaube, er schließt den lieben Gott gleich mit in unsere Gemeinschaft ein. Seine Liebe und Opferbereitschaft ist einfach grenzenlos.

So zieht auch noch Schwester Maria Perpetua auf. Sie bringt ein freudiges Gesicht mit. Wie lange sie es nur behalten wird?

* * *

Es scheint Zeiten zu geben, wo Laten und Tatsachen aus allen Winkeln der Welt zusammengekehrt werden, damit nur ein recht großer Haufen davon zustande kommt; Zeiten, wo die Gewitter niemals vom Horizont verschwinden und Schläge in den Höhen alltag lauern. Man weiß nur nicht, wo sie gerade niederfaulen werden.

Heut ist es Frankreich. Wir kennen die Kraft seines Feuerherdes. Die Flinten sind auf beiden Seiten zugleich losgegangen, und so schwach war das Königtum, daß Louis Philipp auf den Rat eines Elenden, eines gerichtlich gebrandmarkten Betrügers, sich entschloß, die Krone

niederzulegen und vor einem Haufen Meuterer die Flucht zu ergreifen. Sobald er nur in den Tuilerien blieb und das treue Schwert in seiner Hand, den Marschall Bugeaud, nicht selbst zerbrach, hätte er seine Gegner in Staub zu verwandeln die Macht gehabt. Das ist jener mittelmäßige Geist der Regierenden, der niemals etwas anderes hervorbringen wird als Laten ohne Tugend und Größe. Wehe den schlechten, den fliehenden und verräterischen Königen!

Ich liege mit der Stirn an der kühlenden Fensterscheibe meiner Gerichtsstube in Prznosna. Nur jetzt keine Nutz- anwendungen, keine Folgerungen, wie es bei uns . . . Nein, nicht über die Lippen soll das kommen. In der untersten geheimsten Seele, die unter so vielen Beängstigungen zittert, soll nur eines klar sein: Du, Aegidius Wichura, bleibst der Diener am Recht, wie es auch kommen mag. Die letzte Treue, die einzig haltbare, gebührt seiner Idee. Alles andere ist Hülle, Gewand, Vorzeichen. Du kannst nie zerbrechen, wenn dir das bleibt und du danach lebst. Kein Umsturz wird daran etwas ändern.

Und wie jetzt auch der hündische Gänsekiel meines Herrn Roman Mazurek über das Graupapier zittert und kreischt, wie auch seine unzuverlässigen Augen zum Schloß hinüber- flirren, als wenn dorthinein die Kanonenkugeln des Bürgerkrieges alsbald Bresche legen würden, heut ist Bagatelltag und das allein Wichtige, daß der Robot- gärtner Basilius Filor beim besten Willen seiner Frau Schwiegermutter Anastasia Wiczorek den Auszug in Mehl und Kartoffeln, geschweige denn in Butter, Eiern und Mohn, nicht geben kann. „Notstand, Notstand, liebe Frau!

Übersetzen Sie, Mazurek, lesen Sie der Frau das Gesetz polnisch vor; danken Sie Gott, daß Sie eine brauchbare Übersetzung unseres guten Landrechts in der Hand haben. Nur etwas volkstümlicher gefälligt!“

Ich lege der Alten selber das Gesetzbuch ihrer Sprache vor und tippe mit der Hand auf die Stelle. Ja, wenn sie nur lesen könnte! Nur ein dunkles Verständnis, daß es ihre Sprache ist, dämmert ihr auf.

„Ja, der mächtige Pruski Król in Berlin,“ seufzt sie mit dünnen Lippen und wird ruhiger.

Es bleibt gar nichts übrig, als mit den Leuten in solchen Fällen die Ernährungsfrage im einzelnen zu besprechen, Ratschläge und Hilfen zu geben. Manchmal gebe ich auch einen Zettel mit, der beim Landrat Geltung in Brot hat.

Solche Sachen indessen, wie daß der gelbe Hahn des Josef Malik in den Garten des Anton Jesussek eingebrochen ist und dessen schwarzen Hahn zerpfückt hat, vertage ich erbarmungslos auf drei Monate. Inzwischen werden dem Schwarzen die Federn wieder gewachsen sein. Seid doch froh, Kinder, daß ihr noch Hähne habt, die raufen können.

Jetzt bringt der Hausoffizier den „Kreuzburger Telegraph“. Der gilt hier als das beste Depeschenblatt. Roman Mazurek giert danach wie nach seiner Seelen Seligkeit. Ihn durstet nach den Reden des Bürgers Lagrange, Volks- tribunen zu Paris, der auf einen Stuhl steigt und mörde- rische Reden an sein Volk hält. Ich glaube, mein guter Roman ist wandelbar wie eine Dorfschöne. Noch stehen zwei Sachen auf dem Rufzettel. Da bleibt der „Telegraph“, was er ist, ein Stück Papier.

* * *

Niemals noch habe ich nach dem Frühling ausgeschaut wie dieses Jahr. Ich will ihn grüßen, wie ich ihn nie gegrüßt. Und wenn er erst da ist, will ich ihn umwerben und umstricken, daß er mir helfe. Die Stare müssen doch kommen; Weilchen und Schmirgel müssen doch wieder blühen. O, dieser frohbunte Gegensatz, wenn ich ihn im Schoße meiner Liebsten wüßte! Dann muß sie doch lachend mit bewegten Händen in der Pracht wühlen. Die hellgrünen Sprossen der Fichten und Kiefern werden ihr stärkende Grüße senden. O Luise, der Frühling ist meine letzte Hoffnung.

Kasimir denkt es auch. Er, der so viel bessere Verbindungen mit dem Himmel hat, muß es doch wissen. Er braucht ihn ja auch für sich, wenn er es auch nicht wothaben will. Der gute alte Mann ist vom Sturm der Zeit recht mitgenommen. Eigentlich wollte er schon lange zum Fürstbischof Melchior von Diepenbrock nach Breslau fahren, um ihm die Not des Landes zu schildern. Er findet, daß seine Amtsbrüder zu wenig tun und daß der Bischof längst nicht gut genug weiß, wie es hier steht. Wenn er aber daran denkt, daß er auch nur drei Tage von seinen Pfarrschäflein weggehen soll, läuft ihm ein Grauen den Rücken hinunter. Er kommt nicht weg, und ich ließ ihn auch nicht fort, denn er ist mürbe.

Ein milder Tauwind löste gestern das letzte Eis von den Gewässern um uns. Ich stehe heute bei meiner Rückkehr eine Weile am Dorfteich von Gieraltowitz, an dem ich auf meiner Tagesfahrt nach Przonsna immer vorbeikomme. An den Rändern, bilde ich mir ein, sei ein grüner Schimmer. Freilich, Gänse und Enten tummeln sich dort nicht. Das liegt aber nicht an der Wasserflut, sondern daran, daß

diese Tiergeschlechter, wie fast alles eßbare Lebendige, so ziemlich ausgestorben sind. Ruhe, nur Ruhe! Alles kommt wieder, und noch in diesem Sommer werden uns die gelben Entlein erfreuen; Luise und mich.

Die dicke Wolkenwand im Westen gefällt mir nicht. Bleib mir gewogen, wilder Jäger, und recht ferne. Ich wünsche mir einen plötzlichen Übergang ins Schöne. Mit Pauken und Trompeten soll er einziehen und unwiderruflich bei uns bleiben.

Hui, fängt es schon an zu blasen. Das ist die Antwort auf so töricht-vorgreifliche Wünsche. Die Bäume biegen sich, ächzen und stöhnen. Um Pfarrhaus und Kirche pfeift es in hohen Tönen. Es ist ja immer erst Anfang März. Wie soll es da in diesem Ostland anders schauen? Baum und Strauch müssen erst im Sturm gebogen sein, damit die Frühlingsäfte um so schneller schwellen, treiben und drängen.

Ich trete in den Hausflur und begegne Jungfer Lina. Sie macht ein fröhliches Gesicht. Ihr Mund spitzt sich, als wollte sie pfeifen. Wenn's nicht Lina wäre, ich wollt's für ein gutes Zeichen nehmen.

„Es kommt ein Sturm, Lina,“ sag ich.

„Ja, es kommt ein fester Sturm,“ antwortet sie und lacht mir ins Gesicht. Ich sehe durch den Türspalt Kasimirs müde Gestalt im Lehnstuhl sitzen und nehme mir vor, ihm heute ein Stündchen zu widmen. Ich weiß, wie er das gemächliche Gespräch liebt, dieses Sprechendürfen, während der andere geduldig wartet und nicht holterdipolter dazwischenfährt, ehe der Saß zu Ende ist.

Oben finde ich Luise wieder in einem Erregungszustand.

Beide Schwestern sind um sie bemüht. Man versucht es mit Kompressen und lauem Baldriantee. Auf unendliches Zureden nimmt sie einige kleine Schlucke und duldet die Kompressen. Im Scheine der Lampe sieht man erst recht ihre hohlen Wangen, den Schattenwurf der Wimpern, den fahlen Glanz der Augen. Dazu eine tief eingegrabene Denkfalte auf der Stirn, die mir neu ist.

Armes, armes Weib! Ich fasse ihre beiden Hände und versuche meinen ruhigen Pulsschlag auf sie hinüberzugleiten. Aber immer, wenn sich der Sturm gegen das Fenster wirft, zuckt sie auf. Sie ist ein Teil des Sturmes. Jetzt scheint der wilde Gesell einen Augenblick zu verschmausen. Luifens Hände gleiten zur Seite. Ich winke Schwester Maria Monika, die auch schon so hinfällig ausschaut, mit den Augen, und wir gehen, Maria Perpetua zurücklassend, auf leisen Sohlen hinaus und hinunter, um in Kasimirs Stube zu gehen.

Nun sitzen wir drei im Dunkeln zusammen. Das Gespräch will nicht in Gang kommen. Man hört das lange Perpendikel der Hausuhr ticken. Immer beim fünften Pendelschwung knackt es ein wenig. Woran das nur liegen mag? Jetzt hebt es an zum Schlag, und zugleich holt auch die Kirchturmuhr aus. Man kann es deutlich durch die Wände hören. Schläge auf beiden Seiten. Man zählt mit, obwohl man ganz genau weiß, daß es neun sein werden.

Kasimirs Kopf sinkt nach vorn. Er ist zu müde, sich zu unterhalten. Wir alle sind müde. Mehr noch als hungrig. Die Freude am Essen ist sowieso dahin. Heut ist wieder ein neues Grab aufgemacht worden. Und war noch voriges Jahr ein rüstiges Weib, das dort hineinkommt.

„Jeje,“ murmeln die Lippen des Pfarrherrn im Halbschlummer. Der Sturm setzt wieder ein. Man hört es kaum. Die Schwester hat sich in die Ecke des Kanapees gemuschelt. Ihre betenden Hände gleiten langsam auseinander. Ein dürres Zweiglein fliegt gegen das Fenster. Einen ganz kleinen Augenblick schrecke ich auf. Da war noch ein Geräusch daneben. Schlich da nicht draußen etwas über den Flur? Nein, nicht doch! Die Mägde schlafen. Ich werde mich nun auch aufraffen müssen, schlafen zu gehen. Ich werde auch Kasimir zureden, daß er zu Bett geht. Wir brauchen's alle so notwendig. Maria Perpetua hat heute die Nachtwache. Sie ist jung und stark. Wenn ich nur aufstehen könnte . . . Wie lange sitzen wir eigentlich schon? . . .

* * *

Ein gellender Aufschrei fährt durchs Haus. Eine Tür fällt krachend ins Schloß. Jäh poltert's die Treppe herunter. Sekundenstarre! Drei aufgeschreckte Augenpaare umfassen die Tür.

Perpetua schreit herein: „Frau Luise ist fort.“ Ich springe mit einem Satz in die Höhe und ergreife Maria Perpetua rauh an der Hand: „Wie ist das möglich? Sie waren doch . . .“ Ach was, nur jetzt keine Schuld festgestellt, dummer Richter! Auf, auf, sie kann dir ja doch nicht sagen, wohin Luise gelaufen ist. Alle müssen suchen. Ich donnere an die Mägdekammer. Ich rufe, wie Kasimir ruft: „Lina, Brigitta, Jadwiga!“ Dann sind wir unserer sechs, zu suchen in der finsternen Nacht.

Kasimir bleibt hier. Ich weise an, wo ein jeder hingehet und wie er rufen soll. Nun stürmen wir in die Nacht hinein. Ich gehe auf den Kirchhof. Den hab ich mir blindlings ausgesucht. Das offene Grab hat mir im verträumten Sinn gelegen. Jetzt sind meine Nerven mit Stricken gebunden. Der Atem stockt, pfeift schnell hervor, stockt wieder. Himmel . . . Herrgott! . . . Das mir? . . . Nach all den Qualen?

So ganz dunkel ist es nun doch nicht. Hinter jagenden Wolken steht der Mond, und durch die Wolkenlücken drängt hin und wieder sein Schein durch. Darum täuscht er auch. Ein dornumhüllter Stein drei Schritte vor mir, und ich denke, das ist sie, da sitzt sie. Ich hasche mit den Händen nach der Gestalt. Sie ist es nicht. Jetzt narrt mich ein anderes Gebild. Da nicht und dort nicht. Das offene Grab gähnt mich an. Ich kann in seinen Grund nicht sehen. Ich lege mich auf den Leib, um mit haschenden Armen die Tiefe zu erforschen. Es reicht nicht. Langsam und vorsichtig gleite ich hinunter. Nein, da ist nichts als schmierige, lehmige, wurzeldurchsetzte Erde. Die Wurzelstrünkchen stechen mich ins Gesicht. Einen Augenblick faßt mich in der engen Grube ein Schwindel an.

Und während ich so stehe . . . aus der Ferne ein Schrei . . . noch einer . . . noch einer . . . Der verabredete Ruf. Woher? Und was für ein Schrei? Wohl wie verabredet und doch nicht so. Das klingt wie Jauchzen, wie Erlösung . . . Ich wuchte heraus, stehe und höre wieder den Ruf, lege die Hände an den Mund und schreie antwortend zurück.

Immer der Stimme nach durch den Sturm, der sich mir wütend entgegenwirft. Das Herz klopft wahnsinnig.

Hilft nichts, nur laufen, laufen! Da ist schon das Dorfende auf Przonsna zu. Dort liegt auch der Dorfteich. Vor ein paar Stunden noch träumte ich dort von der sommerlichen Freude, der Freude zu zweien . . . dreien.

Eine Gestalt steht am Ufer. Ihre Arme schwenken durch die Luft. Die Rufe klingen jetzt anders und leiser. Schon bin ich da. Es ist Lina.

„Sehen Sie da, Herr Richter, da . . . da . . .“

Sie zeigt auf einen Fleck im Wasser, der ausschaut, als blähe sich dort ein Stück Kleiderstoff. Jetzt huscht der Mond unter Wolken. Es ist nichts zu sehen. Ich lege die Hand aufs Herz, damit es sich beruhige. Der Mond kommt wieder . . . Jawohl, dort bläht sich ein Stück Stoff. Man sieht es im Gligern der Wellen davor und dahinter.

Also hinein in den Leich. Es gibt kein Säumen. Lina merkt es und hält mich am Rock.

„Laß mich, Weib,“ schrei ich, . . . „ich muß“ . . .

Ja, ich hab sie gefunden, hab sie auf die Arme genommen und bin, langsam watend, durch den morastigen Grund bis ans Ufer gekommen. Lina und Schwester Perpetua, die indessen angekommen war, helfen mir die letzten Schritte.

Luisens Körper liegt am Ufer. Der Sturm tobt über uns weg. Nur jetzt nicht schwach werden. Es muß alles versucht werden. Wir sind ja unser sechs. Die Schwestern sind heilerfahren. Sie müssen wissen, was man tut.

Schwester Maria Monika kniet neben Luise. Sie öffnet ihr die Kleider und horcht. Kein Laut. Vielleicht ist auch im Sturm nicht zu hören, daß da ein Menschenherz nur noch leise tickt. Die Schwestern arbeiten an der Entseelten, und nach ihren Weisungen helfen wir alle mit, lösen uns ab,

denken nicht an Sturm und Rasse. Weiß schimmert, wenn das Mondlicht durchbricht, Luizens Brust auf. Immer wieder horcht Maria Monika, und endlich steht sie auf, legt die Hand auf meinen frostzitternden, nassen Arm. „Alles vergebens, Herr Richter, sie ist bei Gott.“
Aus! . . . Aus!

* * *

Nun ist Liebe und Hoffnung von mir gegangen. Ich habe zwei liebe Menschen in einem begraben. Der Sturm hat eine Doppelfrucht vom Baume des Lebens geschüttelt. Sie hing wohl zu lose in dürren Ästen. Wer sich nur vernünftiger Überlegung hätte hingeben wollen, hätte es sehen müssen, daß es so kommen werde, und wäre das Kind, mein Kind, geboren worden, es gäbe keine Stunde in meinem Leben, da ich nicht hätte befürchten müssen, es sei ihm derselbe Wahn ins Leben mitgegeben. Vielleicht daß dann eine neue unbekannte Not bis in mein Richteramt hineingelangt, meine Vorstellungen vom Recht getrübt und meine Urteilskraft zu Schaden vieler gebunden hätte. Es kam, wie es kam, aus den Urgründen des Lebens und trug den Hohn gegen alle meine und anderer Sorge in sich. Soll ich nun darum den Glauben verlieren? Soll ich, ein voller Krug noch, an dem einen Sprunge leer laufen? Das werde ich nicht tun. Der Himmel hatte Gelegenheit, auch mich zu vernichten, meinen Körper, wie stark er auch immer noch war, mit den Waffen dieser Sturmnacht zu vernichten. Das Leid meiner liebenden Seele, durch so viel Monate hindurch gelitten, den einen Tag durch frohe Erwartung fast aufgehoben, den andern durch schreckliches

Erleben um so tiefer gegründet, hätte auch mich in die Nacht des Wahnes führen können. Es ist nicht geschehen. Ich habe zwei Tage fiebernd gelegen. Jetzt, da wir uns rüsten, Luizens Leib in die Erde zu senken, erstickt eine trotzige Kraft das Fieber in mir. Der Mann darf nicht an Liebe und Hoffnung sterben, muß denken und handeln, solange noch Gedanken und Wille in ihm sind, und muß des Cherubims¹ seines Schicksals achten, der flügelschlagend über ihm steht.

Ich weiß nicht, warum das so ist, aber es ist so. Bin ich darum treulos, liebe Luise? Du warst meiner Jugend Gesicht und Erscheinung. Die Blicke der Liebe, die du mir gabst, waren mir göttliche Blicke und sind es noch heut. Und ob die Gedanken jetzt weiß sind wie Kornblumen, die lange im Wasserglas standen, sind es nicht dennoch Blumen? Bin ich treulos, da ich mich damit fürs Leben schmücke; treulos, da ich sehe, wie Schicksal in Freiheit übergeht und die tiefen Wurzeln der Kreatur bloßlegt? Ich sehe keinen Punkt, der nicht eine verbindende Faser zum Vergangenen in sich trüge. Der stählerne Leib des Rechtes in meiner Hand wird sich mit den weißen Blüten jener abgeschlossenen Zeit umkränzen und mich, ich fühle es, zum guten Sachwalter machen. Ich werde das Recht lieben, wie ich es nie geliebt, nur dieses, und mit ihm noch mehr diejenigen, die es aus meiner Hand empfangen. Ich ließ der Väter Erbe, die Mühle, ließ Acker, Pflug und Sense, die auf mich warteten, um seinetwillen. Was will der Müllerjunge noch mehr, als daß sich die Mühlenflügel des Rechts in seiner Hand gut drehen und achtbares Korn schaffen.

* * *

Wir haben Luise in das Grab der rüstigen Frau gelegt, in dem ich stand, als wir sie suchten, und haben dieser ein anderes bereitet. Es war mein Wunsch, dem der Pfarrherr gerne willfahrte. So bin ich selber in ihrem Grabe gewesen und weiß nun doppelt, woher mir ihre Gestalt einmal entgegenseilen wird.

Das ganze Dorf hat, soweit die Leute nicht durch Krankenbetten und Not gebunden waren, das Geleit gegeben und hat für die junge Frau rote und weiße Papierrosen in einfache Fichtenkränze geflochten. Kasimir hat auf meinen Wunsch eine doppelte Grabrede gehalten, eine deutsche und eine polnische. Die Leute sollten sehen, wie mich ihre Anteilnahme rührt. Daß die Freiherrin und George, beide mit traurig-fremd erschrockenen Augen, und manch einer aus der Herrschaft, dem ich Recht gesprochen, gekommen sind, war mir das Gegebene, und daß der Freiherr nicht gekommen ist, hab ich ihm immerlich gedankt.

* * *

Jetzt ist Frühling, da er mir nicht mehr willkommen ist. Jene Sturmnacht scheint ihn gebracht zu haben. War Luises Leib die Brücke, über die er schreiten mußte? Man möchte es glauben. Einen Tag nach der Beerdigung war es warm genug, im Pfarrgarten zu sitzen. Es pfeift, singt und spottdroffelt um mich, man kann nicht ergründen, woher die Töne kommen; denn schaut man in die Höhe, ist es unten und läuft der Blick über die Erde, so ist es oben. Triumph ist über der Erde. Das dort unten, zwei, drei Klaster tief, geht die Oberwelt nichts mehr an. Sie legt

Jahr um Jahr eine neue Schicht Staub darüber. Granit wird, was nicht lebendigen Odem hatte, vielleicht auch Schiefer, aus dem die Schultafeln ferner Geschlechter gebrochen werden. Tausend Zeitalter und eine Schicht Mergel . . . gut, gut!

Meine drei kleinen Freunde von Weihnachten her, Walek, Kupplik und Petrusch, quetschen sich die Nasen am Gartenzaun breit, denn es ist Sommersonntag, drei Wochen vor Ostern. Ein Wort und sie sprängen mit ihren kleinen Wasserstiefeln im Hui über den Zaun und wären jeder Hanstwurfsterei hold und bereit. Jungfer Lina öffnet das Küchenfenster nach dem Garten zu und fragt den einsam Wandelnden, ob sie nicht Tisch und Stuhl herausbringen solle, um die Vesper draußen zu richten. Der Herr Pfarrer werde gewiß einverstanden sein.

Sie steht am Fensterflügel und drückt sich mit der rechten vollen Brust daran. Ich kann es verstehen, daß die Menschen an diesem ersten Frühlingstage aus purer Lust am Dasein sich an etwas anlehnen müssen. Der dürfte es doch aber nicht schwer fallen, denk ich, Lebendiges mit Lebendigem zu berühren, wo alles Kraft und Gesundheit an ihr ist. Wird ja wohl schon einen haben, dort oben im Leobschützischen, wo die schönen Sudetenberge ins Land schauen.

„Danke, Lina, wir werden das heut noch nicht machen . . . später, später.“

Sie bleibt dennoch stehen in ihrer zuwartenden Stellung, die mich zwingt, noch einen Augenblick zu verweilen. Haben denn die kleinen rotblonden Braundreiecke über ihren Augen sich jemals so hoch gestellt wie heut? Am Ende findet auch sie des Staunens kein Ende, daß unmittelbar

nach dem Ausgang dieses häuslichen Ungemachs, an dem ja alle beteiligt, ein so betörend schöner Frühlingstag kommen konnte. Ich muß sie nochmals anschauen und einige freundliche Worte sprechen. Jeder im Hause hat sie verdient. Sie wird plötzlich glührot und wendet sich mit einem kurzen Ruck ab.

Dummes Frauenzimmer!

* * *

Sonderbar, nun ist es schon den fünften Tag, daß, so wie ich auf meinem Amtsgange das letzte Strohdach von Gieraltowiß hinter mir habe, eine Lerche sich vom Feldrain erhebt und flatternd über mir schwingt, bis ich in den Wald eintrete; denselben fünften Tag, daß gegen Westen wie direkt über Przonsna eine Wolkenwand steht, die nicht heraufkommen zu können scheint, denselben fünften Tag, daß ich in meiner Manteltasche einen herrlichen Winterapfel vorfinde und nicht feststellen kann, wie er da hineinkommt. Niemand will es gewesen sein, obzwar ich vor peinlichem Verhör nicht zurückschreckte.

Noch sonderbarer, daß Trauergedanken andere sind als Sorgegedanken. Können jene warten, hören sie die Berufung auf den Zwang des Amtes liebreich an und gedulden sich, bis sie wieder dran sind, fegten diese mit schwarzen Schwingen durch jedes Zeitbröckelchen des Tages und der Nacht über blumigste Wiesen wie über graue Aktenblätter und mitten in die kältesten Judize hinein.

Alle wollen mir über die Trauer hinweghelfen, Kasimir jedenfalls neben seinem Freundesherzen mit herrlichem

dreibuttigen vinum hungaricum, den er schnell, und ich glaube, sogar auf Pump, heranschaffen ließ. Er trinkt wieder mit. Da ist ihm dieser Tage mitten im Gespräch eine Träne ins Weinglas gefallen. Ada Lovisa bittet mich hie und da, zu einem Musikstündchen zu ihr zu kommen. Sie sucht sich die Stunden sorgfältig aus. George sprengt mir fast täglich auf seiner „Fledermaus“ bis zum Waldrand hinter Gieraltowiß entgegen und erzählt mir lustige Jungengeschichten, soviel nur in die Wegezeit bis Przonsna hineingehen. Einmal ist er doch mit einer Frage vom Tode aus der Rolle gefallen. Er weiß mit ihm nichts anzufangen, versteht ihn einfach nicht und ich kann über dies Thema nicht mit ihm sprechen. Es geht nun einmal nicht. Später einmal! Das Wetter kommt nun vom Westen herauf, aber das figürliche ist stärker als das natürliche, hat die Hilfsdämonen und Nebenteufel selber mobil gemacht, hat Funken-Büschel- und Kugelblitze, Kälteschauer und Hagelschläge zusammengenommen und unserem Kontinent, dem alten, einmal richtig gezeigt, daß er durch nichts als ein bißchen Erde zusammengehalten wird. Eine Nachricht jagt die andere: Der Sturz des großen Metternich, die Revolution in Wien, der Straßenkampf in Berlin, der König in den Händen seiner Kamarilla, der König in der Haft des Volkes, der König ein Draufgänger und Henker, der König ein Feigling und Schwächling, der König geflohen und abgedankt. Was ist wahr? Was ist falsch? Diese Verriernachrichten sind schlimmer als die Wahrheit, die gewiß nichts von alledem ist. Und wenn der Weg der Geschichte blutig und steinig wird, möchte er wenigstens zu „Deutschland“ führen.

In diesen Tagen heißer Erwartung trage ich als ein zukunftsfrohes Amulett das schwarzrotgoldne Burschenband unter der Weste und abends bin ich sogar im roten Raczestürmer zu Kasimir heruntergegangen. Wir haben wieder vinum hungaricum getrunken, diesmal aus einem Bestande, den ich bei mir entdeckte. Schließlich habe ich ihm den Stürmer aufgesetzt und nach der zweiten Flasche haben wir einmal ganz schüchtern zu lachen angefangen, haben uns erschrocken ins Gesicht gesehen und gleich darauf ist es wahrlich wieder geschehen. Es war aber doch nur um des großen deutschen Vaterlandes willen.

„Wenn wir das bekommen, Panje Richtera,“ sagte er dabei, „gelt, dann wird das hier auch anders.“

„Freilich, freilich, Panje Pfarrer, und wenn ich Papst wäre, machte ich dich zum Bischof vom Lande Oberschlesien und gäbe dir als Extradotation zwei ungarische Weinberge nach eigener Wahl.“

Er sah mich komisch verzweifelt an: „Du willst das Unglück des Landes, jeje!“

* * *

Heute ist mir hundeelend zumute. Nicht wegen des reichlich genossenen Weins, sondern weil ich mich schon wieder allzu tief in dieses Leben einließ, das mich eben noch mit Rutenstrich und mir ein eisernes Halsband umlegte. Alles Hoffen ist verfrüht und verfehlt. Mag in Berlin geschehen, was da will, mag es Ursach und Ziel haben, welche auch immer, das Land hier wird seine eigene Not in das Gewand der Berliner Revolution kleiden und im großen vollenden, was

im kleinen schon vor Berlin begann. Man muß es begreifen. Haben nicht schon die Steine angefangen zu schreien? Not, Tod, Pestilenz. Alles war da, ist da und wird nicht so schnell von uns gehen. So sitze der Richter wachsam auf seinem Stuhle und wahre mit Hand und Kopf das Patrimonium. Nur in der Hand des Starcken gibt es in solcher Zeit noch Recht. Schwebt der Staat in den Lüften, sind wir die Hüter seiner Idee, ohne daß es auf gesetzte Normen ankäme . . .

Am 23. März erscheint der erste zensurfreie „Rosenberg-Kreuzburger Telegraph“. Er fängt sehr zahm an: „Unser erstes zensurfrees Wort sei ein Gebet voll heißer Segenswünsche für das teure Vaterland. Gott segne Preußen und Deutschland! Möge es immer von weisen und gerechten Herrschern regiert werden.“ Also nichts von Republik, von neuen Rechten und geringeren Pflichten; aber in der nächsten Nummer heißt es schon, daß die erlangte politische Freiheit in ihrer Folge notwendig die Befreiung von Lasten mit sich führe, die auf den Rustikalbesitzungen zugunsten der Dominien haften.

So, da haben wir's. Das ist die Revolution in unserm Land, denn diese einsichtsarme Regierung der letzten Jahre hat das Zwölfeläuten richtig überhört, hat die Regulierungen und Ablösungen bis auf zehn im ganzen Lande versanden lassen, unerachtet die Not schon groß genug war. Die Dominialbesitzer haben selbstverständlich nichts gegen so unerhörte Morositäten getan. Wer sollte es auch von ihnen erwarten? Und die Patrimonialrichter sind die allergeeigneststen Instrumente, diese Dinge vorwärts zu treiben. Darum eben müssen sie verschwinden.

Jetzt werden die Expressungen beginnen, und dabei kann

auch im besten Falle nichts herauskommen, denn die Leute wissen gar nicht, wie sehr sie sich selber in die Finger schneiden, wenn sie mit den Rechten die Pflichten der Grundherren nur so holterdipolter über den Haufen werfen und nicht bedenken, wie schnell im Ordnungslande Preußen die Staatsmacht restabliert sein wird, wie leicht aber alsdann die Entscheidung zu ihren Ungunsten ausfällt. Dann heißt es nachzahlen. Oha!

Hilft nichts, im Nachbarreise haben die Bauern am 24. schon den alten Lützowjäger Dorotheus v. Gladys mit der Wagenrunge erschlagen, haben den herkulischen Sylvius Dehnel, beides große Besitzer, in seinem Gutshause daselbe Schicksal bereiten wollen und sind erst gewichen, als er mit seiner Flinte drei Kerle die Treppe hinuntergeschossen hatte. Mehrere Schlösser brennen. In Birawa beim Herrn v. Nathusy hat's auch schon angefangen, und wenn nicht dank der Lehre von Przonsna dort die Löscheinrichtungen besser imstande gewesen wären, wäre es nicht gelungen, den mehr heimlich angelegten Brand zu ersticken. Mit Herrn Klemm habe ich überhaupt keine Verbindung. Er wagt sich nicht aus dem Bau. Wird schon wissen warum. Nach Westen herüber ist in erster Linie Herr Abraham v. Wirbiski anzumerken. Dem schienen sie persönlich ans Leder zu wollen. Wo er seine Nase zeigte, wurde geschossen. Es piff immer gerade noch so dran vorbei. Da hat er sich als Gendarm verkleidet und ist durchgebrochen. Dahin, wo die bessern Menschen wohnen. Seine goldene Bibidose, die er in der Haft vergessen, ist den plündernden Aufrührern in die Hände gefallen. Sie haben ein Fest in seinem Keller veranstaltet und neben den guten Bouteillen die Bibidose

fleißig kreisen lassen. Das hat ein Gelächter gegeben, daß die oberschlesischen Wälder davon widerhallten.

Kein Abend ohne Röte am Himmel, und wenn unser Kreis nicht die Festungsgarnison und den wachsamem und sehr verständigen Landrat v. Natorp hätte, wär's schon längst auch bei uns losgegangen, denn wie ausgemergelt auch die Leute sind, der große Frühlingsdrang solchen Umsturzes bringt auch die Schwächsten wieder auf die Beine. Statt an die versiegelten Schnapsvorräte in ihren Dorfkneipen werden sie sich an die Weine der Herren halten.

Ich sitze wachsam zu Przonsna, hab mir ein Lager in der Gerichtsstube gerichtet und halte Roman Mazurek an der Knebelkette. Der Kerl mit seiner Achselträgeri darf mir nicht herumcharmukzen.

* * *

Es wäre die höchste Zeit, sich mal mit dem Gerichtsherrn auszusprechen, gibt doch wahrlich genug zu bereden. Mehrere Male nehme ich Anlauf. Er läßt sich nicht sprechen. Ich sehe ihn vom Hofe reiten oder fahren. Also da ist er, feig ist er nicht und stellt den Bauern seine Person vor Augen. Vielleicht denkt er: Gieraltowiz ist Gantas Reich und darum sicher; Przonsna hat ausgetobt seit dem Schüttbodenbrande und der militärischen Aktion von der Festung her; Lefartow und die übrigen kleinen Klitschen bringen bloß ein paar Schafsköpfe zusammen, die kaum auf allen Vieren kriechen können. Die hält man mit der Kugelflinte im Zaume.

Der hohe Herr irrt sich. Ich habe viel Gesichter in diesen Tagen gesehen. Die Grimasse, die das Gesicht des Volkes

in solchen Zeiten verzerrt, ist da, und daß sie noch den Anschein einer gewissen Aufgeschlossenheit zeigen, bewahrt weder den Grund- und Gerichtsherrn, noch den Gerichtshalter davor, im schönsten Verein mit einander am Hofstor zu hängen. Auch die gewisse Beliebtheit, deren ich mich zu erfreuen glaube, und mein Trauerfall werden mich nicht schützen. Nach dem Gesetze des Umsturzes ist Schuld oder Nichtschuld von höchst untergeordneter Bedeutung. Sei's drum; ist das Leben ein Kunstwerk, so scheint mir jetzt stilles Lauschen mit bedächtigem Sinn der Haltung des wahren Künstlers am besten zu entsprechen. Die Kraft dazu entnehme ich meinem eigenen jüngsten Schicksal. Und wenn der Freiherr partout anders will, so glaube ich nicht verpflichtet zu sein, ihm nachzulaufen.

Gestern noch hatte ich den Plan, in alten Akten Anhalt für das Vorleben des Freiherrn und seine lebenden Familienbeziehungen zu finden. Heute, wo ich es ausführen könnte, laß ich es sein. Es ist unwürdig.

* * *

Ich stehe vor *Uda Lovisa*, schnellstens zu ihr gerufen. Sie sitzt in sehr weiten, bauschigen Gewändern und spricht, ohne mich anzusehen, tonlos zum Fenster hinaus: „Der Freiherr ist fort.“

„Wohin?“

„Lesen Sie.“

Sie nestelt aus dem *Pompadour* einen Brief. Ihre Hand zittert stark, als sie ihn mir überreicht. Ich zögere.

„Nehmen Sie,“ sagt sie, „es ist nichts mehr zu verbergen.“

„*Uda Lovisa*! Du kennst jene Stunde, in der ich Dir mein polnisches Herz offenbaren mußte. Sie war bitter, aber notwendig. Du willst nicht sehen, das der Adel bei den Preußen untergehen muß, und hältst dennoch zu ihnen. Magst Du es und Dein Sohn dazu. Es ist mir nicht gelungen, ihn, so jung er ist, zu mir zu ziehen. Ich würde es auch bei dem ferneren Kinde nicht können, das Du unter dem Herzen trägst. Wer die letzte und größte Schuld trägt, weißt Du, aber nicht, daß der Schuldige wochenlang in der Gefahr des Todes geschwebt hat. Vielleicht muß ich ihm dankbar sein, daß er mich zu dem Entschlusse kommen ließ, der der einzig würdige für den Fortbestand meines Geschlechtes ist. Ich habe nicht umsonst seine Geschichte gefragt.

Jetzt gehe ich, denn das Vaterland ruft. Mein Vaterland Polen. Europa ist in Flammen. Die Stunde Polens ist gekommen, die einzige, die große. Sie soll nicht umsonst gekommen sein. Für dieses verruchte, verpreußte Oberschlesien wird sie nie kommen. Ich habe genug gelitten, daß ich vor zwei Jahren in Posen und Krakau nicht mit dabei sein durfte. Die Vettern in Posen rufen mich; sie sagen, es sei zum letzten Male. Ich gehe zu ihnen. Ich werde ein Gut haben, das ich nicht mit Deutschen zu teilen brauche, und ich werde sein adeliger Herr sein. Gott sei Dank, daß ein Ende dieser Heuchelei ist. Ich löse unsere Ehe nicht; noch nicht. Du sollst mir willkommen sein, wenn Du stark genug bist, alles hinter Dich zu werfen und mit unsern Kindern Polen zu werden. Was nötig ist, mag schriftlich vereinbart werden. Dank Dir, *Uda Lovisa*, für die guten, kleinen Zeiten, die Du mit

gabst. Von den besseren, großen Zeiten, die nun kommen, willst Du nichts wissen. Gut! Ich will Dir weder Vorwürfe noch Schwierigkeiten machen; selbst nicht dem, den Du mit aller Sicherheit als Deinen vortrefflichen Berater wählen wirst. Aber auch um ein gutes Andenken werde ich nicht betteln. Dies sind die letzten deutschen Worte, die ich schreibe.

Damyan v. Wilnowski.“

Ich muß mich setzen. Ein plötzlicher Schweiß bricht bei mir aus. In Setzen fliegen die Scheuklappen von meinen Augen. Das also war es? Darum der plötzliche Bruch in Ada Lovisas Leben, ihre Veränderung, ihre Angst und ihr Unglück. Wie unter meinen Augen geschah es. Ich war blind der geheimen Kräfte des Landes, des schleichenden Werbens von drüben her, der geisterhaften Hände, die im Grenzlande verwirrend in die Herzen greifen. Hier ist Ada Lovisa das Opfer, und was wäre, wenn der Freiherr seine Drohung gegen mich wahr gemacht hätte? Wer hülfe ihr und ihren Kindern in dieser schreckensvollen Zeit?

Eins ist noch ungeklärt. Warum nahm er mich vor drei-viertel Jahren in die Herrschaft herein, da es nur seines Wimperzuckens bedurft hätte, daß ich ohne Vertrag nach Hause fuhr? Warum war er mit meiner Abdankung nicht zufrieden, als ich sie ihm bot? Warum nahm er die Gelegenheit in Cosel nicht wahr, mich durch einen öffentlichen Schimpf zum Rücktritt zu zwingen?

Rätsel über Rätsel!

George quirlt herein. Er hat gehört, daß ich bei der Mutter bin. Schon sitzt er mit einem Buche zu meinen Füßen und

streichelt erwartungsvoll meine Hand. Onkel Aegidius macht diesmal ein Gesicht, das er noch nicht an ihm gesehen hat. Ich sehe dem Jungen in seine klaren, freudigen Augen, und mich wandelt eine geheime Angst an. Natürlich weiß er nichts. Er könnte es auch, so wie ich ihn kenne, niemals fassen. Sein sittlicher Angelpunkt ist, man kann es jetzt schon sehen, ein ungeheuer reizbares Ehrgefühl. Darüber, was unter mehreren die höhere Pflicht ist, ist er sich, scheint mir, klarer, als seinem Alter angemessen ist.

Ich bitte die Freifrau wenigstens für eine Stunde um Urlaub. Ich muß hinaus, um meine Gedanken zu ordnen, ich muß . . .

Als George mit mir gehen will, hält ihn Ada Lovisa zurück. Sie flüstert ihm etwas ins Ohr. Wie ich an der Tür bin, höre ich seinen Jubelruf: „Onkel Aegidius bleibt nun ganz bei uns . . . o Mutter, Mutter!“

* * *

Eine Stunde sollte es sein, doch wohin langte sie? Meine Seele ist so aufgewühlt, wie sie noch in keinem Teile dieses stürmischen Jahres gewesen ist. Was ich um Luise litt, scheint mir nun klein. Klare Wege ging das Verhängnis. Ich versuchte aufzuhalten, mich an Hoffnungen zu klammern, sah dennoch — jetzt gestehe ich es mir — in einer untersten Stelle meiner Seele halb ein, daß es wohl vergeblich sein würde und daß, was geschehen werde, so gar nicht einem unerforschlichen Ratschluß gleiche, vielmehr einfach und gut sein würde. Wie hätte ich mich sonst in das Unabänderliche in so kleiner Zeit fügen, mit einem gewissen ruhigen

Schmerz an Luifens Grabhügel weilen, ja sogar denken können, daß, wem das Leben mißrät, gut tut, nur immer zuzusehen, daß ihm das Sterben um so mehr und zu rechter Zeit gerate. Hier wäre die Fortführung dieses jämmerlichen Lebens nur eines übermenschlichen Elends Bild gewesen und hätte am Ende gar die Liebe zu der Gewesenen, die heute noch in mir ist, erstickt.

Aber nun . . . nun finde ich mich plötzlich in einen neuen Ablauf lebendig wirkender Ursachen verstrickt. Allein, daß ich war, wie ich war, handelte, wie ich handelte, ohne an anderes zu denken als an das Nächste, dem es galt, bewegte die Welt weit über dieses Maß hinaus.

Was ist das? Wer bin ich?

Ich bin also mehr als die Vorstellung, die in mir herrscht, und dieses Mehr kenne ich nicht. Ich werfe Schatten weit in die Welt der Wirklichkeiten hinein. Ich habe sie noch niemals mit Bewußtsein gesehen. Nur in diesem seltenen Augenblicke sollte ich sie an einem kleinen Ende erfühlen. Ob aber das Richterfühlte nicht hundertmal größer ist? Dann muß ich mein ganzes Leben anders betrachten. Dann wirkte ich auch in das Leben Luifens weit über das Gewollte, Gesagte, Getane. Wo fang ich an, wo höre ich auf zu denken?

Da ist mein Richterleben selber. Ich handelte Tag um Tag, Jahr um Jahr; ich bin bestellt dazu, tief ins Leben der andern einzugreifen. Ich brachte einen Mörder zum Geständnis, entschied täglich eine andere Rechtsfache, die ich für klar hielt, während sie es in Wahrheit vielleicht gar nicht war, mehrere oft an einem Tage, trennte Ehen, sprach Geld und Gut, Rain und Weg zu und ab, dachte

dabei mehr an Rechtsregeln, Gerichtsmeinungen und Gesetzesparagraphen als an die lebendigen Menschen, die ich traf, und war doch ganz gewiß ahnungslos der Bewegungen, die ich durch meine Sprüche in der Umwelt schuf.

Es gibt keine Überlegung, keine Einsicht, kein Denken, so tief es auch sein mag, nachträglich die heutige Erkenntnis rückwärts zu richten, keine Möglichkeit, meine künftigen Handlungen auf solche Weitsicht einzustellen.

Grauenhaft ist das und über alle Maßen.

Mir fallen die großen chinesischen Kaiser ein, deren Ruhm darin bestanden haben soll, daß sie nicht regierten, also auch nicht Recht sprachen oder sprechen ließen. Glückliche Kaiser! Warum schaffen unsere Breiten kein Volk, das sich selbst bestimmt, nur aus der allgemeinen Ehrfurcht vor dem, was über ihm steht?

Nein, nein, die Gedanken ordnen sich nicht. Es wird nur das, was ich tat, mit spöttischen Fragezeichen angemalt, alle Willenskraft guillotiniert. So geht das nicht weiter. Ich muß laufen, laufen, laufen, daß es mit dem strömenden Schweiß von mir geht. Es darf nur immer das Nächste, das Greifbare, das Fühlbare geben . . .

Warum mir nur das Gehen so schwer fällt?

Der Frühlingshimmel hat sich undüstert. Noch ist die Luft wie von schwellenden Düften der Erde erfüllt. Da fährt es eisig von Nordwest herein wie eine Strauchräuberfaust, die plötzlich an die Gurgel faßt. Wolken fallen herunter. Schnee, Schnee! Noch einmal Schnee in diesem Lenz! Kaum im Amt, nimmt sich der junge Herr schon Urlaub und entfleucht nach dem Süden. Was ist das für

ein Benehmen? Es schneit eben. Es denkt an nichts als eben dieses Schneien. Da sieht man . . . Und so was heißt in der Welt dann Laune, Scherz oder dergleichen. Ist diese Benennung nicht der bessere Scherz über unsere gänzliche Ahnungslosigkeit?

Der Schnee klebt unter den Füßen, verdoppelt die Breite der Stiefelsohlen, macht Kugeln unter die Absätze. Ich schleudere die Klumpen weg. Neue bilden sich im Nu. Auf den Bäumen häuft sich getürmtes Weiß zu dicken Wattedäuschen. Sie stecken sich in die feinsten schwarzen Netze der Zweige und Zweiglein. Man kann kaum drei Schritte sehen vor dem dicken Flockengeriesel, das in immer größeren Lasten vom Himmel fällt. Das ist der Märzschnee, der den Saaten so weh tut.

Mir tut er wohl. Er macht mich sogar heiter. Ich weiß nicht, wie mir ist. Ich bin nun schon weit von Przonsna. Wo überhaupt? Kiefern da und Kiefern dort. Und wo ist mein Versprechen, der Freiherrin zur Seite zu stehen?

Tut nichts. Sie verliert nichts. Neue Kräfte werden sich aus meinen Müdigkeiten sammeln. Der Himmel selber bemüht sich, mir neue Hindernisse in den Weg zu werfen, reißt mich von neuem in Ursach und Wirkung ein. Warum wohl, als daß ich mich durchkämpfen muß, als daß ich durch Kampflust das Grauen des Denkens überwinde.

Ich bin ein Mann und noch so jung, noch lange nicht vierzig, nicht ausgelebt und ausgemergelt, noch fähig und bereit als Stab und Stütze für manchen und manche. Ist das nicht köstlich? Falle nur, Schnee, und türme dich zu Wällen, meinetwegen auch zu Barrikaden. Hilft nichts, ich komme doch drüber weg . . . Wär ich in Berlin, vielleicht

stünd ich auch oben auf der Barrikade, um nichts anderes, als weil es so wundervoll jung und verrückt ist. Das lustig Unüberlegte ist überhaupt eigentlich in meinem Leben noch so gänzlich ungetan. Es ist ein Graus, Müllerjunge, mit dir und deinen wohlberittenen Plänen, mit deinen geseszdurchtränkten Verfügungen und deinen Schattenwürfen in die Unendlichkeit. Wo sind denn endlich deine rauschhaften Stunden? Nicht einmal als Student hast du sie gehabt, hast immerzu an den armen Alten denken müssen, der sich in seiner Meißelmühle um dich abschindete. Lasse doch einmal von selber kommen, was da kommen will, und das Tor wird gewiß aufspringen, nach dessen Schlüssel du vergebens suchtest.

Geh diese herrliche Sturmnacht vorbei, so ist morgen dies Paradies wieder ein wässriges, schlammiges Jammertal. So wird es wieder sein, so ist es immer. Wenn ich wenigstens den guten Freund hätte, meine Bedrängnisse in sein Herz zu schütten.

* * *

Wie oft bin ich hundemüde im Gieraltowitzer Pfarrhause, reif der Bettstatt und des todähnlichen Schlafes, angekommen. Heute wie ähnlich und wie anders! Die Stand- und Laufbeine unter mir wanken. Das Schneewaten durch den abendlichen Wald, so viel unendliche Wegelängen haben sie zittern gemacht. Sobald ich an einen Stuhl oder ein Kanapee komme, falle ich sicher um. Aber oben herum, in Brust und Schultern, in den Wangen und unter dem Schädeldach . . . eine Lust, ein Leben, ein Glühen und Sprühen! Jeje, wirfst du dich wundern, feurer Kasimir,

daß dein Freund des verwelkten Gartens seiner Liebe so vergessen konnte! Ich forme jetzt schon im letzten Anmarsch die Sätze für ihn, drehe, feile und ziselire sie. Freundchen, dir sollen die Augen übergehen von meinen neuen Erkenntnissen.

Ach nein, Kasimir Ganta wird sich nicht wundern; er, der einzige in diesem Lande, der zweier Völker Menschlichstes begreift und unter seinen weiten Mantel nimmt. Nur neugierig bin ich, ob sein Mantel noch um die Jammergestalt dieses Freiherrn herumreicht . . .

Das Pfarrhaus ist finster bis auf ein Fünkeln, das in der Küche glimmt. Wie das?

Sehr einfach, ich war nun fast eine Woche in Przonosna, schneie jetzt plötzlich mit dem Märzschnee herein und kann nicht erwarten, daß die Welt, da ich fort war, stille gestanden hat.

Das glimmende Fünkeln in der Küche ist Lina, die *virgo oeconomica*.

Ein Aufschrei, als ich eintrete.

„Ja, fürchten Sie sich vor mir, Lina?“

Sie weicht bis an das Fenster zurück und hält die Hände vor sich.

„Seh ich denn so schrecklich aus, Lina? Wo ist der Herr Pfarrer?“

Ihre Hände gleiten fahrig auf und ab. Es ist mehr ein heiseres Flüstern, als sie antwortet: „Er ist zur Amtsbrüderversammlung nach Bojanow zum Erzpriester . . . kommt übermorgen . . . erst übermorgen.“

„Und Brigitta, Jadwiga?“

„Beurlaubt.“

Ich lache fröhlich auf. „Also wären wir zwei allein im Haus, Lina. Das war noch nie.“

Sie schlägt auf einmal die Hände vors Gesicht. Nein, über die Weiber! Wie soll ich das Heutige mit dem Gleißenden, Prunkenden von so manchem Mal in Verbindung bringen? Sie hat auf einmal Angst vor dem Manne. Aber, Kindchen, wir sind im Pfarrhause, im Pfarrhause.

Ich werde förmlich und sage: „Bitte, machen Sie mir oben ein kleines Feuer, brauen Sie mir einen Grog und bringen Sie mir etwas Eßbares. Ich gehe unterdessen in das Zimmer des Herrn Pfarrers.“

Kein Antwort.

„Nicht wahr, Lina, das werden Sie doch tun,“ sage ich noch einmal freundlich.

„Ja,“ lispelt sie, und dabei zittert ihre ganze Gestalt. Ich werfe schnell die nassen Oberkleider und Stiefeln ab und dann sitze ich wartend in Kasimirs Kanapee. Ich fürchte, ich werde gleich einschlafen. Es ist kalt und ungemütlich hier, wenn Kasimir nicht da ist. Der erträumte Freundschaftsabend mit ihm ist nun doch dahin.

Aber was ist denn das? Welche Blutströme peitschen durch meine Gelenke? Das ist, als wäre ich selber ein Feuerofen. Mein Herz schlägt, daß sich der Rost bläht. Ich sehe im Schein der trüben Lampe, wie es an dieser Stelle hüpfet, höre mit allen Fibern das Rumoren im Hause, das Schaffen in der Küche, den Gang nach oben, nach unten, wieder nach oben, das leise Klirren des Geschirrs. Ihr feuchendes Atmen glaube ich durch die Tür zu hören. Sie geht in ihre Stube, bleibt ein ziemliches Weilschen, bewegt

Wasser in einer Schüssel, kehrt wieder in einem eigen-
hastigen Gange zur Küche und endlich schleicht es, ich hör's,
in ganz kleinen Schritten über den Hausflur bis zur
Pfarrstübentür, . . . Holt noch einmal Atem . . .
klopft an.

„Ja, Lina, ist es so weit?“

Sie öffnet nicht, steht, wie ich schnell genug an der Tür bin,
demütig und mit niedergeschlagenen Augen davor. Sie will,
dieweil ich hinausgehe, ins Pfarrzimmer hinein, um die
Lampe zu löschen. Sie streift an mir vorbei. Ihre Röcke
schlagen leicht an mich an. Ich sehe sie sorgfältig gekleidet,
nicht mit dem gewulsteten polnischen Bauschrock und dem
Kopftuch, sondern deutsch mit offenem Scheitel und hellem
Kleid.

Ich gehe hinaus, wo Luifens Reich war. Die geöffnete
Tür geht mir vor Staunen nicht aus der Hand. Welche
Hände haben diesen Tisch bestellt? Da steht das beste
Porzellan. Leckere Sachen sind bereitet, die ich nimmermehr
in Kasimirs und meinen armseligen Vorräten zu vermuten
hatte. Schinken sogar, der längst ausgegangen schien, ein
Tellerchen mit Äpfeln. Ha, diese Äpfel, ich kenne sie. Ein
Grogkännchen dampft mir lieblich entgegen. Bräunlicher
Rum steht in blinkender Kristallflasche bereit. Daneben
ein Gonschorek der besten Sorte. Das feinste Tischzeug des
Hauses ist ausgebreitet und unter allen Herrlichkeiten des
Auges und der Zunge ein dicker Strauß Schneeglöckchen
in einem zärtlichen Väschen. Die Schneekönigin selber
muß ihre Aufwartung gemacht haben. Alles für mich!
Die Klinke der offenen Tür ist noch in meiner Hand. Ich
lasse sie nicht.

„Lina!“ fährt es durchs Haus.

Wo war der Wille, der diesen Ruf gebar?

Ich schließe die Tür und warte. Wird sie kommen?

Ja, sie wird kommen, sie muß kommen. Jetzt muß es sein.
Sie steigt langsam die Treppe empor. Es ist, als müsse sie
sich am Geländer festhalten, um sich emporzuziehen.

Und dann ist sie bei mir im Zimmer. Wie stark und schön
sie ist; wie anmutig sich ihre goldblonden Haare in der
Mitte teilen und an den Seiten bauschen! Wie verklärt
mir auf einmal alles an ihr vorkommt, beseelt durch das
sichtbare Gefühl, das sie durchströmt, durch die unendliche
Naturkraft der Liebe, die in ihr ist. Das Absonderliche,
Schwankende ihres Gebarens in der langen Leidenszeit
Luifens . . . jetzt ist es klar.

„Lina, Lina,“ löst es sich mir aus trockenem Gaumen. Ich
will sprechen, ich will danken, noch im letzten Augenblick
behutsam beiseiteschieben, was gefährlich auf mich
zukommt.

Nahm ich sie an der Hand? Zog ich sie?

Mit einem trunkenen Schrei liegt sie an meinem Halse.
Ich schlinge beide Arme um sie . . . Kein Hauch nun, kein
Laut! . . . Du bist mir nah. Wer so liebt, muß wieder-
geliebt werden: ein einziges, ein ewiges Geseß.

Lina . . . Lina . . . o Lina! Das danke ich dir . . . Wie
danke ich dir!

Jetzt kein Besinnen und Denken, kein Zurückschieben und
Aufhalten. Ich habe vielzuviel gedacht in meinem Leben.
Es gibt nur Gegenwart, Süße, Nähe, neue Weibesliebe,
neues Leben, Kraft und Überwindung aller Müdigkeiten.
Die ungeheure Spannung löst sich bei ihr in Tränen. Sie

versiegen, und ihr Gesicht lacht, wie ich es nie lachen sah, mit blühenden Zähnen und jubelnden Augen.

Sie sitzt an meinem Tische und wir essen und trinken zusammen. Daß Essen auch ein Liebespiel sein kann, daß Trinken auch eine Liebesfreude sein kann, daß der Wein im Glase so gut zu den Flammen ihres Haares, zu den Feuern ihrer Augen stimmt, daß keine Gedanken von einst das Jetzt zerstoßen; daß da Uner schöpflichkeiten aufquellen, die ich niemals unter dem Himmel vermutete! . . .

Wie oft hab ich in langer, quälender Nacht der Sonne entgegengelehzt, daß sie emportauche. In dieser Nacht habe ich sie nicht erwünscht und nicht erbeten.

Virgo oeconomica! . . . Nein, ökonomisch war sie nicht . . .

* * *

Die geheime Angst, das Licht des Tages werde auch der Räuber meines neuen Glückes sein, erweist sich als unbegründet. Hell und weiß wird das Stüblein schon in der Frühe. Kein Laut dringt herein. Ich verschiebe das Rouleaur. Der Himmel entsendet wie gestern bei der Heimkehr noch immer seine kleinen, weißen Federchen und Sternchen. Ein solides, ein langsames, ein beruhigendes Geschäft. Die weißen Sammetpolster auf Dächern und Staketen sind mindestens noch eine Handbreit dicker geworden. Auf dem Fensterbord vor mir liegt es wie eine große, schnurrende Katze. Die Dorfstraße ist völlig eingebettet und keine Wagen- oder Schlittenspur ist sichtbar. Wir sitzen, fern der lebendigen Welt, im verzauberten Schloß. Eine neue unverdiente Gnade ist mir dieser Tag geschenkt. Przonasna unerreichbar, jede Pflicht unerreichbar, alles

Widere, Gegenfäßliche, Unerwünschte, die ganze Revolution selbst, Berlin und der König eingeschneit, versenkt unter unsäglichen weißen Lasten und fern, so fern.

Als eine Rose im Winter blüht Lina auf. Ich erkenne die Stürme, die in diesem wilden Herzen tobten, solange Luise lebte und in dem meinen herrschte; die Schlechtigkeit ihrer Wünsche, derer sie sich zieh, als ihre Liebe noch so hoffnungslos war, daß kein Weiser des Morgenlandes ihr hätte Erfüllung anzeigen mögen; die Qualen ihres starken, stolzen, schönen Leibes, da sie sich täglich des Vergleiches mit jenem siechen, schwindenden Frauenleib vermaß, der meiner Wünsche süßesten, von Lina wohl erkannten, nicht erfüllen konnte. Wenn Wünsche etwas vermögen, so sind sie es, die mich zu dieser Stunde ins Pfarrhaus gezogen haben. Man sollte erschrecken vor ihrer Kraft, wenn man sieht, wie diese Stunden vorbereitet waren, als wenn nichts den Glauben dieses Mädchens hätte erschüttern können, ich würde mich ihr zuneigen, sobald ich zur bestimmten Stunde ihre Schwelle überschreite.

Ich muß sie immer wieder anschauen und mich verwundern. Ein einziges Mal an diesem ganz in sich ruhenden Tage treten über meine Lippen die Worte: „Was nun, Lina?“ Ihr Haupt wendet sich sofort nach der anderen Seite. Sie antwortet nicht. Ich drehe ihren Kopf mit meinen Händen zu mir. Sie schließt ihre Augen fest, daß ich sie nicht erkennen soll. Eine kleine Eigensinnsfalte erscheint auf ihrer Stirn, eine andere am Kinn: „Nicht, nicht,“ murmeln ihre Lippen. Und ich lasse ab von ihr, erschreckt, es möchte diesem Tage nur ein Körnchen Erdenschwere beigemischt sein. Ungeheure Ruhe ist um unser Haus. Niemand kommt.

Keiner von uns beiden geht einen Schritt hinaus. Die Märzsonne scheint jetzt, aber sie kann dieser Schneeberge nicht Herr werden. Abermals kommt die Nacht mit neuen Women.

* * *

Am dritten Tage aber steht zu guter Stunde der Schlitten der Greifrau mit dampfenden Pferden vor dem Hause. Sie hat den richtigen Schluß gezogen, daß ich, von diesem unverhofften Schneewetter überrascht, im Pfarrhaus eingeschneit sei und darum nicht zu ihr zurückkommen könne.

Nicht den Schlitten allein schickt sie. George springt frisch und rosig heraus. Der Junge glüht vor Leben. Er hat es vor Unrast bei dem mahlenden Kampfe der Rosse gegen die Schneemassen kaum aushalten können. Nun schwenkt er die Glieder vor jugendlichem Übermut und vor Freude, daß er mich hineinholen darf.

Ich rede mir ein, daß der Schlitten um der ermüdeten schweißigen Pferde willen mindestens zwei Stunden auf die Rückfahrt warten müsse. Aber es ist nicht darum. Die Minuten, die ich mit Lina sprechen kann, sind gezählt. Ich muß den Jungen beschäftigen, daß es nur möglich wird. Mit George gelingt es zwar, nicht aber mit Lina. Sie ist nicht zu fassen. Sie richtet die Sachen, die ich mitnehmen soll, als gälte es eine Südlandreise und ich käme erst in Jahr und Tag zurück, ruft selber George heran, daß er ihr bei dem und jenem helfe, was mir gänzlich überflüssig erscheint, will ihn durchaus bewirten und ruht nicht, bis er die Taschen voll Äpfel gesteckt hat, als wenn er deren

nicht genug in Przonsna hätte. Schließlich bereitet sie sogar dem Kutscher ein warmes Frühstück. Kurzum, sie ist für mich nicht zu haben. Soll ich als buhlerischer Knabe am Schürzenband hangen?

Mit seitwärts gewandtem Kopfe steht sie am Schlitten und reicht mir eine eiskalte Hand. Als die Pferde anziehen, fällt die Haustür schon ins Schloß. Die Säule greifen aus. An der Ecke, wo die Dorfstraße umbiegt, wende ich mich schnell noch einmal herum. Da steht sie wieder vor dem Pfarrhaus — sie muß noch einmal herausgetreten sein — und schaut dem einschwenkenden Schlitten nach. Ich winke; sie winkt nicht zurück, dreht sich rasch um und verschwindet.

Was ist das?

Hätte ich den Schlitten ohne mich zurückschicken, das Liebesgeschäft allem anderen vorziehen, mich jetzt schon zu ihr vor der Welt — als wenn George diese Welt wäre! — bekennen sollen?

Ach was, denke ich mir, man kann nicht in sechsunddreißig Stunden auch noch aller Regungen eines Menschen inne geworden sein. Sie ist nun einmal ein Mensch für sich, ein sehr bestimmter und gewiß seltsamer Mensch, der erst in Zeiten aufgeschlossen werden kann, die glücklich vor mir liegen. Es wird sich lohnen, ja es muß sich lohnen. Darum Sorge dich nicht, Aegidius, sage ich mir, und habe Geduld. Schwere Wasser müssen noch den Oderstrom herunterrinnen. Einfach wird dein Schicksal nicht sein. Warum auch? . . .

Inzwischen tollt George im Schlitten herum. Er rafft, aus dem Schlitten herausangelnd, Schnee auf, macht Schneeballen und wirft nach irgend was, schüttelt die Zweige,

unter denen wir durchfahren, daß die Schneelasten auf uns herunterpurzeln und spricht zwischendurch Schillerverse.

Der Übermut packt mich nun auch.

„Ein Schneemann, George, wie wär's?“

„Jawohl, Onkel Aegidius,“ schreit er jauchzend auf.

Wir springen aus dem Schlitten und arbeiten im Schweiß unseres Angesichts.

„Wer soll der Schneemann sein, George?“

„Der Kladderadatsch, Onkel.“

„Wer ist das?“

„Das weißt du nicht? Ach, da hast du die Zeit verschlafen oder auf dem Monde gewohnt.“

„Ja, das hab ich, lache du nur über mich.“

„Also hör zu, das ist das neueste Blatt von Berlin. Das Titelbild zeigt ein lachendes Gesicht mit einem breiten Maul. Das mußt du dir ansehen, wenn wir zu Hause sind. Uffig, sag ich dir.“

Da haben wir den Kladderadatsch aus dem Kopfe in Schnee gebildet, haben ihm ein breit lachendes Maul gemacht und ihn als Wächter an den Weg gestellt.

* * *

Das war schön. Glück und Freude auch im ersten Nachklang dieser hochflutenden Tage. Als ich dann aber in stundenlanger Aussprache mit Uda Lovisa den ganzen Ernst der Sachlage vor mir ausgebreitet sehe und fühle, wie ich ihr im Augenblick alles, aber auch rein alles sein muß; dazu des Ansturms der Revolution immer noch gewärtig und meines Amtes nur um so mehr bedacht, damit nicht die letzte Säule des Staates wegbreche, da hebt erst langsam,

dann mit immer wachsender Stärke mein Gewissen an, dazwischen zu sprechen. Donnerschläge tönen gegen das Tor, hinter dem die Gluten dieser neuen Empfindung wüten. Und plötzlich weiß ich nicht einmal sicher, ob ich, was in mir ist, Liebe nennen darf.

Ich sollte nicht so viel auf Uda Lovisas feines Spiel der Hände sehen.

Nein, das ist es nicht. Kasimirs wuchtiger Braukopf steht vor mir, sein geistliches Gewand und seine priesterliche Würde, dies von seinem reinen Herzen ausgefüllte Haus, das ich zum Altartempel einer wilden Lust machte.

Mensch, Aegidius, was hast du getan? Willst anderer Leute Fehlsamkeit richten und tatest dies. Tatest es, kaum, daß sich der Hügel über der geschlossen hatte, die du noch vor Tagen deine Liebste nanntest.

So schwach bin ich, daß ich die Freiherrin bitte, mir in mein Zimmer Wein zu spenden, damit ich die Erinnyen von der Schwelle scheuche.

Nun stehe ich erst recht auf einem Schaukelbrett in der Luft, und ist keiner, der es mit unter den Füßen wegzieht, damit ich auf festen Boden komme.

* * *

Man muß sich fortgesetzt wundern über diesen Schnee in der Frühlingslandschaft. Den einen Tag hat ihm die Sonne böse zugefegt, daß er sich zu Lode zu schmelzen scheint. Flugs kommt in der Nacht ein frostiges Wetter von Nordost oder Nordwest, verkrustet den Rest und legt eine neue Schicht darüber. Manchmal ist's nur ein Reif oder ein

Graupelwurf. Der Rest aber ist hartnäckig und starr-leibig.

Als Mittel gegen die Revolution ist das eine gute Sache. Wer sie wünscht und ersehnt, wird seiner Sehnsucht bald leid. Ist schon der gewöhnliche Handel und Wandel nicht im Gange, der Umsturz handelt erst recht nicht. Er braucht Zusammenrottung und offene Wege über Land, trockene Füße zu heißen Köpfen. Da fehlt's. An den nassen Füßen stirbt die Oberhiße.

Dazu die Angst vor dem Oderstrom in der Schneeschmelze. Der ist eben kein Herrscher, dem man den Thron verleiden, den man zwingen kann, demütig mit dem Hut in der Hand und einer aufgezwungenen Schärpe um den Leib vor seinem Volke zu knabuckeln wie unser König in Berlin. Der Strom befiehlt und das Land duckt sich unter seinen Streichen.

Die Leute kommen nun freilich auch nicht zu den Gerichtstagen. Die Prozesse ruhen. Dafür gehen auf einmal die Testamente und die Kaufkontrakte um so besser. Der Herr Richter kann schneewaten; der fluchende Gerichtschreiber dahinter erst recht. Es hilft alles nichts. Gewartet wird und nicht gefahren. Manch alter Bauer fühlt die Art am Stamme seines Lebens; manch junger macht Revolution auf eigene Faust im väterlichen Hause und geil nach dem Besitz. Die Strohdienen über unseren Häuptern wackeln oft über der bäuerlichen Fehde, denn der Bauer ist hier wie überall. Er knirscht, daß er die Scholle nicht mit in den Sarg nehmen kann, und haßt den Erben, der sie ihm schon vorher aus der Hand nimmt.

Sind sie in solchen Zeiten unter sich keine Lämmlein, so erst recht nicht gegen die Herrschaft. Ihr wird die Schuld

als Korn von hundert Jahren vorgemahlen. Der Ansturm liegt allein auf mir, und wenn mir nicht Schnee und Oderstrom, Hunger und Geldbestellung zu Hilf und Diensten wären, der Doktor Michael Commed fände bald an mir Arbeit genug. Wer weiß noch, ob er's überhaupt täte, denn er trägt ganz offen eine rotweiße Rosette im Knopfloch, und aus seiner Biersprachigkeit ist er in die Zweisprachigkeit zurückgefallen, worin aber das Polnische den entschiedenen Vorrang vor dem Französischen hat. Außerdem habe ich den gemesenen Leibarzt von des seligen Grafen v. Poniatowskys Erzellenz im Verdacht, daß er die von uns ängstlich als Geheimnis gehütete Wahrheit über den Verbleib des Freiherrn gemächlich unter dem Volke verbreitet, damit die arme Ada Lovisa nur noch schwerer bedrängt wird. Roman Mazurek weiß sicher Bescheid. Ich fühl's an seiner Unterwürfigkeit, die diesmal nicht erkünstelt ist, denn er weiß jetzt nicht recht, wohin er treten soll. Wenn er nur dem Freiherrn nachlief und seine bessere Hälfte, die auch nichts taugt, gleich mitnähme. Mir wär's recht. Ich würde mir schon zu helfen wissen.

Inzwischen muß ich täglich Ada Lovisas Stärke bewundern. Zerbrach sie fast vor Sorge und Kummer, ehe das Unwetter losging, jetzt hält sie wacker stand, auch wenn's schlimm kommt, und die Hofeleute halten zu ihr, solange nicht allzuviel Treue von ihnen verlangt wird. Die Sorgen der Wirtschaft trägt sie ganz allein. Das Saatgut kommt auch mit Unterstützung der niederschlesischen Verwandten nur langsam zusammen. Sie schreibt Brief um Brief und muß schon einen Teil der Ernte verpfänden, noch ehe die Halme aufgesprossen. Den Vorwerksverwalter, Herrn Josef

Gonsior, holt sie herein. Sie läßt ihn zum Oberinspektor avancieren. Sie läßt auch andere erprobte Leute vorankommen, damit Interesse in die Wirtschaft kommt und die Bestellung gleich losgehen kann, sobald die Erde frei ist zum Empfang des Samenkorns.

Vom Freiherrn ist heut ein Zettel gekommen, natürlich in polnischer Sprache. Einen Brief kann man den Wisch nicht nennen. Uda Lovisa übersetzt ihn mir ohne Scheu. Es rasselt in den wenigen Zeilen vor Vaterlandsgetön mit Janitscharenmusik. Da fehlt weder „der verruchte Mutter-schoß, der der Unterdrückung ein Opfer gebat“, noch „der Rabe der Verleumdung auf dem polnischen Kreuze“, noch die „Nation, die ein ganzes Jahrhundert hindurch mit Galle und Essig getränkt am Kreuze schmachten mußte“. Aber der „Held M“ werde die Widersacher mit glühendem Schwerte zu Paaren treiben und das Banner der Schlachtigen an allen heiligen Orten aufpflanzen. „Wissen Sie, wer der „Held M“ ist? fragt mich die Freifrau.

„Wenn es nicht Mieroslawski ist, der Verschwörer von 1846, den der König jetzt leider wieder freigelassen hat, so weiß ich es nicht.“

„Er ist es,“ sagt die Freifrau. „Und zum Schluß steht da noch eine Frage,“ fährt sie fort.

„Welche?“

„Nach seiner Stute Stanislowa.“

Armes Weib! Und dennoch, mich faßt aus diesem Gestammel heraus irgendwie der Eindruck: Eines Tages, wenn die Sache mißglückt, kommt der Mann wieder, sattelt seine Stanislowa, reitet um die Felder, als wenn er

sie nie verlassen hätte, und legt sich in sein altes Bett. Was wird dann aus Uda Lovisa?

* * *

Wie schön wären schließlich diese bis obenhin gefüllten Tage, wenn sie nicht durch Nächte getrennt würden. Ich bete mir vor, daß ich zu mehr als Halbschlaf keine Berechtigung habe, da ich der einzige bin, der kommandieren könnte, wenn die Aufrührer doch noch anrückten. Aber das ist es nicht. Es ist das böse Gewissen; es ist die Sehnsucht und die Lust an der glühenden Erinnerung. Lina will mir ihren starken Leib reichen, gaukelt der Halbschlummer, aber Kasimir steht neben unserm Lager und läßt es nicht geschehen. Sein gemütliches „jeje“ ist zu Peitschenhieben über unsere Leiber gewandelt, und wenn ich bittend mit den Händen nach ihm hasche, weicht er vor dem Unreinen scheu zurück.

Dennoch, es gibt jetzt keine Rückkehr ins Pfarrhaus. Ich muß unbedingt hier bleiben. Einst pries ich die Treue, da sie einfach war; jetzt, da ich sie staffeln und gliedern soll, fluche ich ihr.

* * *

Die braune Ackerkrume dringt wieder durch. Herr Lenz ist auf der Rückkehr von seinem polnischen Urlaub. Am Abend hat es angefangen zu regnen, dann zu stürmen. Der Sturm kam von Südwest und roch föhnic. Die flirrenden Mondwolken haben es sehr eilig weiterzukommen. Leichte Musik ist in der Luft. Die Schmelzwasser schwazen mitteln hinein.

Krokos und Gänseblümchen marschieren im Gleichschritt an. Hört die Meisen: Zittirütt! Zittirütt!

Der Verwalter — pardon, der Herr Oberinspektor — Josef Gonsior läuft noch am Abend mit der Laterne über den Hof, um den Leuten den Dienst anzusagen. Es darf keine Stunde versäumt werden. Morgen . . . morgen . . .

Ach, wenn's doch schon morgen wäre; ach, wenn ich doch diese mörderischen Nachfstunden erwürgen könnte! Warum habe ich nicht jene beiden Liebesnächte benützt, ihr zu sagen, daß ich alle, aber auch alle Folgerungen unserer Verbindung bei Kopf und Kragen nehme und . . . Dann hätte ich gute Ruh jetzt auf dieser Insel im Weltenmeer. Morgen . . . morgen! . . .

* * *

Die Revolution flaut ab; hier wie dort. Die Zeiten sind eben nicht festgelegt wie Testamente. Es wird nur noch mit Zungen gefochten, Vorgefachte der großen Redeschlachten, die noch bevorstehen. Zum 2. April ist der neue Vereinigte Landtag einberufen. Er wird das Wahlgesetz für die Nationalversammlung genehmigen. Die wird nun ganz etwas Neues sein. Ende Mai wird dann die Nationalversammlung in Berlin zusammentreten. Wir werden jeden Tag konstitutioneller. An manchen Orten kämpft man wohl noch, besonders im Lande der preussischen Schlachtigen, die sich durch Zugereiste, Emigranten und Frondeure wie unser Freiherr verstärkten. Der Ausgang ist mir indessen, wenigstens von der Ferne gesehen, keinen Augenblick zweifelhaft. Die große Stunde Polens hat sich schon zu oft als ein Murrellspielchen erwiesen.

Meine Skepsis bezieht sich nicht bloß auf die Herren Polen. Meine politische Schwarmseele ist mir über der bürgerlichen wohl etwas abhanden gekommen. Ich hatte eben noch zu sehr mit der früher vernachlässigten Brausezeit zu kämpfen. Da hat sich denn manches verschoben bei mir. Nehmt's mir nicht übel, liebe Bundesbrüder vom schwarz-rot-goldenen Bande, daß ich so spreche, aber mir kommen diese Herren von der Republik doch etwas träumerisch vor. Sie haben, scheint's mir, geglaubt, daß sie den Walfisch mit der Angel fangen könnten. Aber so schwach, wie sie meinen, ist das Königtum nicht, selbst wenn sein derzeitiger Vertreter auch nur ein Träumer ist. Träumer gegen Träumer, aber dazwischen das besinnliche, vernünftige, in den meisten Dingen beharrliche Volk. So lange es so beschaffen ist, entscheidet es immer und entscheidet gut. Republik, sagt es, kenne ich nicht, und was ich bei anderen sehe, gefällt mir nicht. Dankt Gott, sagt es, daß ihr noch um sie werben könnt, denn habt ihr sie, so werdet ihr keinen Tag in Ruhe sein, ob ihr sie behalten dürft, und ob ihr nicht selber lieber eine schlechte Einherrschaft einer schlechteren Vielherrschaft vorzieht. Ihr seid ja zu viele, sagt es, die erst am Revolutionstage als Republikaner geboren werden und sich, kaum daß die Sonne in den Abend gegangen ist, von recht bekamten Hörnern gestoßen fühlen werden.

Und hier im Land ist zwar der Schnee gewichen; die andern Landbeherrscher sind aber noch alle hübsch beisammen. Dazu haben sich alte Gewalten gefellt. Die Aufrührer im Nachbarreise werden schon abgeurteilt. Die Garnisonen sind verstärkt. Bürgerwehr und Freikorps bilden sich in den kleinen Städten. Das Waffenhandwerk der Ordnung

macht den Kleinbürgern einen fabelhaften Spaß, besonders wenn Musik und Straßenparade dabei sind. Wer wird denn auch gleich schießen? Die Kreisvermittlungsbehörde zur Beförderung der Auseinandersetzungen arbeitet resolut. Freut mich, daß sie mich hineingewählt haben. Alle Gemeindeversammlungen meiner Herrschaft haben sich in diesem Antrage geeinigt. Freut mich auch darum, weil ich nicht genug Arbeit haben kann. Der mächtige Kröl in Berlin ist wieder auf dem Posten, sagen die Bauern. Sie verstehen es gut, daß einer auch mal schlapp wird, denn sie kennen die Wirkungen ihrer Sonntagräusche und messen an ihnen die Zustände anderer.

Dieser Tage ist der neue Bauernabgeordnete für Oberschlesien, Herr Christian Minkus, auf der Herrschaft gewesen. Er kam mit doppeltüberknüpftem Leinenbündel in der einen und dem Knotenstock in der andern Hand, hatte ein dickes rotpunktiertes Tuch um den Hals, eine nagelneue Schirmmütze auf dem Kopfe und gewichste Stiefeln an den Füßen. Wie haben die Bauern gestaunt! Jeder gab ihm seine Plagen mit. Die schriftlichen Gesuche steckte Herr Minkus alle in das Leinenbündel. Da er schon eine Woche lang auf der Tour durch seinen Wahlbezirk war, hätte er eigentlich an Stelle des Bündels einen Getreidesack verwenden müssen. Nana, Herr Minkus, Sie werden doch nicht etwa . . .

Ich hab mich zwei Stunden mit ihm unterhalten, und wie er ging, machte er einen unerhörten Krachfuß, denn er hatte sich eines andern versehen, als daß ich seiner Meinung von schnellster Beseitigung der Patrimonialrechte zustimmte. Ich fragte ihn, wie das mit dem Reden vor den großen

Herren in Berlin gehen würde. Er strich sich die graue Strähne von der eckigen Bauernstirn und sagte verschmüht lächelnd, das würde ich alles schön gedruckt im „Telegraph“ zu lesen bekommen. Dabei sprach er aber gerade polnisch. Nana, Herr Minkus, Herr Minkus!

* * *

Der Sonntag kommt. Nun gibt es aber gewiß und wahrhaftig keine Entschuldigung mehr, von Gieraltowitz fern zu bleiben. Die ganze Zerrissenheit meiner Seele, übertäubt und übersprüht durch das Wildgeström dieser Umsturztage, liegt wieder offen. Der herrliche Lenztag stellt sich als ein schrecklicher Kontrast dagegen. Überall krähen die Hähne. Rauchsäulen erheben sich aus den Strohdächern. Grüne Krönchen steigen aus den Zweigenden, und wenn ich zehnmal hintereinander diese weichen Lüfte elende Schmeichler nenne, hilft nichts, sie doch wonnevoll über dieses unruhige Herz streichen zu fühlen. Dem Gärtner habe ich einen Blumentopf abgeschwaßt, damit ich das Grab Luisens schmücken kann. Für die andere, die neue — weiß Gott, wie schwer mir der Name von den Lippen geht! — weiß ich ein Mutterringlein in einem meiner Behältnisse in Gieraltowitz. Das will ich ihr schenken, wenn . . . Himmel, da stehen schon wieder die andern drei Bewohner des Pfarrhauses dazwischen und sehen mir eigen lächelnd zu. Oder soll ich diese Neue einfach an der Hand nehmen und als ein überglücklicher Wittver-Bräutigam vor meinen Freund und Pfarrherrn hinführen, seinen Segen zu erbitten? Unmöglich, unmöglich! Was soll denn nun werden? Ich

komme mir vor wie der Dachs, der nur an die Sonne gelockt wird, um erschlagen zu werden.

Die Kontraste voll zu machen, geleitet mich der unzertrennliche George bis weit über Przonsna hinaus, ist ernster als sonst, kämpft mit Neßen, die über sein jugendliches Haupt geworfen zu sein scheinen, und fragt mich, wo sein Vater bleibe. Die Mutter sage ihm nichts, weine oft, wenn's andere nicht sehen könnten, und die Leute im Hause schauten ihn oft an, wie er nicht angeschaut sein wolle. Ein Herrisches bricht in ihm aus. Im nächsten Augenblicke aber zerfließt er in Tränen. Er bittet unwiderstehlich, mit dem Kopf an meiner Schulter, ich solle ihm doch die Wahrheit sagen; er verstehe es gewiß und werde alles tun, was ich von ihm wolle.

Da hab ich's ihm gesagt. Ich weiß, wer mein George ist. Er wird sich des Vertrauens wert zeigen. Ich frage die Farben so sacht und sanft auf, als ich den Pinsel regieren kann. Sein Gesicht wird Stein. Er reißt sich plötzlich von mir los und rast ins Dorf zurück. Armer Kerl!

* * *

Der hat doch wenigstens noch ein reines Gewissen, aber ich . . . ich. Meine Schritte werden langsamer. Ich kann es nicht hindern. Taggedanken sind andere als Nachtgedanken, springen nicht über Mondbarrieren und rauschende Bronnen, sind traumlos und grausam und haben die Stacheln der Selbstzerfleischung erst recht in sich, wenn sie nicht vom Amt mit seiner Forderung im Zaun gehalten werden.

Das mindeste ist, ich muß bekennen. Hab ich einmal das priesterliche Haus meines Freundes zur Herberge meiner

Lüste gemacht, so kann ich ihm nicht zumuten, daß es so bleibe, wenn wir zusammen unter seinem Dache sind. Hab ich die Unzahl seiner Wohltaten so vergolten, so habe ich die Wohnstätte an seinem Herzen verwickelt und muß demütig warten, ob er mir über alle priesterliche Milde und Verzeihung hinaus seine Freundschaft irgendwie bewahren kann. Das Ende meines weltlichen Richteramtes ist da; ich muß mich dem geistlichen unterstellen und kann mich nicht beklagen. Ich hab es so gewollt. . . .

An der Fünfbauhöhe halte ich an, schaue über die im Lenzwinde schaukelnden Wälder. Heimat, sage ich in meinem tiefsten Herzen, dich kann auch die schuldige Brust nicht verleugnen. Schicksal und Schuld verketteten mit der Scholle. Das ist nun schon wahr, und dieser Zeiten Gebraus soll mir nicht Anlaß geben, wie leicht ich es auch jetzt könnte, davon zu rennen und anderwärts meinen Wigwam zu suchen.

Das Dorf kommt auf mich zu. Der Wald liegt hinter mir. Weiden zwinkern mit gelben Augen neben dem Wege. Blau ist in der Luft und das Licht ist so süß, weiß und unschuldig wie Kinder, die mit ihren blauen Augen die schöne Welt umarmen. Sommenglast umspinnt Kasimirs blau-graue Holzkirche. Ich weiß genau, wie die Sonne ihr Inneres erfüllt und seine Augen, wenn er von der Kanzel herunter seine einfache Lebensweisheit in die Bauernherzen hineingibt, leuchtend macht. Nun ist er wohl schon heruntergestiegen und wartet mit Behagen seines Frühstücks. Besucher kommen am Sonntagvormittag immer. Nun wird er wohl daran denken, ob Aegidius endlich sich seiner Einsamkeit erinnert.

Und als ich dann in die Pfarrstube eintrete, sitzt er wirklich bei seinem Kornkaffee, will sich begrüßend erheben, hat aber den Anhub aus der tiefen Lage seines Kanapees anscheinend nicht gut genug genommen, sinkt zurück und sitzt nun, von dem Kaffeeschöppllein betrennt, hilflos vor mir.

Ist es möglich, daß das Zwischenerlebte in den beiden Augenpaaren unsichtbar bleibt? Ich kann es von mir nicht recht glauben, denn aus meinen Augen scheinen mir verzehrende Feuer zu schlagen, und um seine guten Augen sind ein paar Beistriche, die mir zu denken geben. Was so eine Schuld im Herzen nicht alles sieht!

„Setz dich, Aegidius! Freut mich, daß du gekommen bist. Jeje!“

Witternde Sinne hören kältere Töne. Wir waren so lange auseinander. Ich wische mir den Frühlingssehweiß von der Stirn.

„Ist eine tolle Zeit,“ sage ich.

Ein Augenblick zu mir herüber. „So so? Jeje! Hier auch.“

„Wieso?“

„Lina ist fort.“

Bliß, Donnererschlag! Eine jache Blutwelle steigt mir ins Gesicht. Ich stecke die ruhenden Hände schnell unter den Tisch, damit er sie nicht zittern sehe.

„Fort?“

„Fort, jeje, am Tage nach meiner Rückkehr von der Amtsbrüderversammlung, ohne Gruß und Dank, mit drei Worten, die ich nicht verstanden habe, fünf Jahre war sie hier.“

„Wie soll man das verstehen?“ stammle ich. „Jetzt, wo es wieder leicht und einfach hier im Haus geworden ist?“

„Jeje,“ sagt er bloß, stippt sein karges Brot in den Kaffee und sieht mich, über der Tasse abbeißend, von unten herauf an.

„Wie meinst du?“

„Ich sagte nur: jeje! Aber wenn du willst wissen, sag ich: in den unverständlichen Handlungen der Frauen steckt immer ein Mann.“

„Kennst du ihn?“ frage ich lauernd.

„Jeje!“

Der Hals wird mir trocken.

„Das heißt?“

„Aegidius.“

War es Frage, war es Unrede oder Anschuldigung? Ganz gleich. Ich springe auf, sehe seine ernstesten Augen, und schon schreit es aus mir heraus:

„Ja, du Alleswischer, ich bin der schuldige Mann, der Verbrecher an deinem Hause, an ihrer, an deiner und an meiner Ehre, an Luise's Andenken . . . so, da hast du es. Und wenn du annimmst, ich habe deine Abwesenheit benützt, um dir das anzutun, so muß ich es mir gefallen lassen, du . . . du. Kannst ruhig mit dem Finger nach der Tür zeigen, ich gehe schon . . .“

Ich rase in der Stube herum, bin ganz aufgewühlt und werfe bündelweise die Qualen meiner Seele herunter. Schon sehe ich ihn nicht mehr, bin ganz in meiner Schuld befangen und bitterster Anklagen gegen mich voll.

Jadwiga kommt und räumt ab. Ich muß aufhören, stehe am Fenster und schaue in den Frühlingsgarten hinaus. Die Tragödie des Paradieses! Wie sich doch die ältesten Märchen immer wiederholen, fährt es mir durch den Kopf.

Mann und Frau im Garten Eden, der Apfelbaum, die Schlange Eva, der dumme, haltlose Mann, der Sündenfall, Gottvater, die Erkenntnis, die Vertreibung, das Elend. Eine magische Quadratur. Mein Gott, die Jahrtausende sind keine Zeit vor deinem Angesicht, die Schuld aus dem Leben des Menschen zu nehmen.

Und was sagt denn nun Kasimir? Noch sah ich nicht das Flammenschwert in seiner Hand. Er wird es inzwischen entzündet haben. Ich drehe mich um und schaue in sein grenzenlos erstauntes Gesicht. So groß habe ich seine unwillkürlichen Augen noch nicht gesehen.

„Möcht einmal eine Pfarre in Deutschland haben, jeje!“ sagt er leise.

„Warum?“

„Steckt kein Dach zur Jagdzeit die Schnauze so weit heraus aus dem Bau wie ihr und wie du.“

„Kasimir!“

„Ist schon so . . . muß wissen, hab' hunderttausend Beichten gehört, jeje! Sie stecken immer noch Blümchen an den zerschliffenen Rock. Du nicht, Aegidius.“

Nun bin ich am Erstaunen.

„Kasimir, was soll das heißen?“

„Warum vernichtest du dich, als gäb es an deinem Mantel keinen lichten Faden.“

„Ich finde keinen.“

„Aber ich. Hast von Sehnsucht gelebt jeden Tag. Ohne eine Sehnsucht könnt ihr Leute von drüben nicht leben. Da ihr eine ins Grab legt, steht andere auf und geht vor euch her. Hast soviel Sehnsucht wie Haare auf dem Kopfe.“

„Sehnsucht, sagst du, aber was hat das hiermit zu tun?“

„Alles hat zu tun, Aegidius. Hast du etwa das Weib geliebt, du, he?“

„Ich . . . muß doch wohl . . .“

„Also nicht geliebt. Klar! Also Rausch und Lust. Da sag ich von mir aus: nein, Aegidius, denn ich kenne dich. Nur so viel hast du gehabt, als nötig ist zu dem andern, eben der Sehnsucht.“

„Welcher?“

„Nach dem Kinde, Mann Gottes. Das muß ich dir sagen?“

Ich setze mich in seinen Ohrenstuhl und versinke. Nach einer Weile sage ich: „Du nimmst es leicht, Kasimir, weil du mein Freund bist.“

„O nein, Aegidius, wie sollt ich, jeje? Hab's in spiritualibus den Sündern nie leicht gemacht. Müßt aber blind sein, wenn ich das nicht sähe. Du bist der große Kinderfreund. Sie folgen dir wie dem Rattenfänger in eurer westlichen Stadt da. Immer siehst du dein eigenes unter ihnen. Der Himmel gab es dir nicht. Da kommt das Frauenzimmer, die Bäurin, die Gesunde, die Starke. Sah schon lange ihre Augen nach dir brennen. Jeje, da kommt das so . . . , kommt das so . . . jeje!“

„Wenn ich dir aber sage . . .“

„Sage mir nichts, Aegidius. Der Richter sollte mehr von sich wissen . . .“

Ein Jubel will in mir aufsteigen. So wäre das gewesen? Ein Kind, ein eigenes, starkes, ein fröhliches Kind. Ha . . . ja! Welch ein unermessliches Glück. „Ich will gehen und zusehen, Kasimir, daß ich sie bald zu meiner Frau mache.“ Er wird stumm; er will nicht in meinen Jubel einstimmen.

Ich bettele mit Blicken, dann mit Worten. Er nimmt das Gesicht in die Hände. Es ist, als ob er betet, und ich verstumme.

„Du, was du mußt, Megidius,“ sagt er endlich und setzt ganz leise hinzu: „Aber meine Buße ist das nicht.“

„Und welche ist es?“

„Mein Haus hast du verloren.“

Das Gesicht des geistlichen Herrn steht hart vor mir.

„Und deine Freundschaft?“

„Nein, Megidius, die nicht.“

Ist mir nun leichter geworden, da ich noch vor Tisch das Pfarrhaus verlasse und nach Przonsna zurückwandre? Es ist so ganz anders gekommen, als ich dachte. Ich stieg einen schrecklichen Kamin voll Schroffen und Kanten empor, griff an kalte Schlangenleiber und ekles Gewürm, errang das Licht der Sonne . . . dann fiel ich zurück. Unglücklicher!

Die Wohnung im Pfarrhause wird aufgegeben. Die Möbel werden zusammengestellt. Das Nötigste schickt mir Kasimir nach Przonsna hinüber. Dort muß ich bleiben und zusehen, wie ich das mit meiner Richterpflicht vereinen kann, bis mein Amt zu Ende geht.

Und die Freundschaft? Wie soll sie bestehen, wenn sie nicht Heim und nicht Haus hat?

Megidius, lege die Feder nieder, du schreibst dir nicht dein Glück zusammen. Du hast nun keine Wasser mehr auf dein Mühlwerk zu leiten, und dein Richteramt wird dich erst recht mit den Schmerzen deines Unvermögens erfüllen.

* * *

4.

Das Lied fällt

Es ist mir, als hätte der Wind hinter mir die eben geschlossene Thür wieder aufgedrückt, um mich freundlichst einzuladen, in die Halle der Bekenntnisse noch einmal einzutreten. Und ist doch fast ein Jahr, daß ich vorsatzgetreu den Gänsekiel niederlegte. Er modert in wüstem Kehricht. Aber, mein Gott, das hilft ja nicht. Die Gänse sind seitdem trotz aller Not noch nicht zum Aussterben gekommen. Wer weiß, für welches Kapitol sie sich noch zu erhalten haben? Es gibt neue Gänsekiel, perlgrau, weiß besäumt und quietschend vor Vergnügen. Sie sind diesen neumodischen stählernen Dingern in meinen Augen freundlichst überlegen. Man kann sie sich im östlichsten Dorfe selber zurechtschneiden, darf derweil schon der künftigen schriftlichen Laten gedenken und, hinters Ohr gesteckt, an dessen Lappchen die Vatermörder erhaben wehen, sind sie flatternde Gedankenfähnen von Bedeutung und Größe.

Ich weiß nicht einmal recht, wie ich dazu komme, dieses Nornengarn von neuem auf die Haspel zu legen. Vielleicht ist es nur die dauernd feiertägliche Stille um mich; das eine kleine Fenster meiner Wohnung in der lieblichen Stadt Leobschütz, von dem aus man auf die Sudetenberge im Süden schaut, auf den dicken blaugrauen Altvater, die elegante grüne Bischofskoppe und auf die goldenen Felderbreiten, die sich über gewelltes Land dehnen, bis das Gebirge aus ihnen herausquillt.

Aber wenn ich bekennen müßte, daß aus dem doch einigermaßen tatfrohen Richtersmann von einst ein sentimentalere,

zwischen bläßlicher Rückschau und resignierter Vorschau schwankender Halbgeis geworden ist, so soll es um jeden Tropfen Tinte schade sein, der hier verschrieben wird; ja ich wünschte, daß meines literarischen Sonderfreundes Georg Christoph Lichtenbergs „Makulaturbleiche“ bald erfunden würde, daß auch noch alle bisher beschriebenen Blätter besserer Benutzung zugänglich gemacht würden.

Ich hoffe, die Waislein, die ich betreue, die Vormünder, Gegenvormünder und Pfleger, die mir zur Seite stehen, die unehelichen Mütter und Väter, die ich bedränge, werden es anders wissen. Über mein neues, schönes Mühlenwerk rauschen die Wasser in mächtigen Bogen. An den kahlen Wänden meiner Gerichtsstube hängt außer dem Bilde des Königs mit den träumerischen Kinderaugen — übrigens ein König, der mir's eben darum gerade angetan hat — kein ander Bild, und doch ist sie voll von Bildern. Meine Aktenwülste sind grau und unscheinbar. Die farbigen Schwänzlein an ihnen machen sie nicht freudiger. Dennoch, meine Welt kann nicht bunter, nicht eigenwilliger und selbständiger sein. Ich sehe so viel Menschenaugen hoffend, vertrauend, trotzig und zagend, manchmal auch bössartig, neidisch und habgierig, dann wieder selbstlos, anbieterisch und verzichtend auf mich gerichtet und sehe sie sich oft genug wandeln in der Zeit vom Kommen bis zum Gehen.

Draußen die Leute sehen den Gerichtsrat alltäglich zur selben Stunde zum und vom Forum gehen, und mancher denkt wohl, welch langweiliger Kerl, daß er sich kein anderes Geschäft aussucht als just dieses. Sieht eigentlich noch ganz jung und wohlgehalten in seinem blonden Kauschebarte aus, in dem die Finken nisten könnten, ist ein

kräftiger Mensch, der eine vielgliedrige Familie ernähren könnte, hat stramme Arme und Beine und einen dicken Kopf; er könnte wohl gerne Berge versetzen, die Oder in ihr Bett zwingen, das Land verbessern oder sonst etwas Volles und Saftiges tun, am besten, daß er mit diesem Unsinn der Bauernlasten mal endgültig aufräumte. Man hätte Vertrauen zu ihm. Er ist ein Kerl, der was kann. Aber er mag nicht. Er bleibt in seiner kleinen, kahlen Gerichtsstube, plagt sich und anderer Leute Kinder um Sparpfennig, Verlassenschaft und sonstigen Kleinkram und rührt die Betteltrommel für seine paar Waislein.

Was wissen sie? Mein Dienst ist mein Dienst, und wer mich auf diesen Platz gestellt hat, muß wissen, warum er es tat. Ich für mein Teil bin froh, daß man mir gestattet, was ich gefehlt, nun auch selber, wenn auch in einen weiteren und größeren Stuckrahmen gespannt, gerade an dieser Stelle durch gute Amtsführung abgelenkt zu können. Die neue Kielfeder quietscht: Wie soll man solche großspurige, übel nach Selbstlob riechende Redensarten verstehen, wenn du nicht sagst, wie es gekommen ist.

Du hast recht, verehrter Gänserich, ich fange gehorsamst an, wo ich aufgehört habe.

* * *

Die ersten Wochen in Przonsna nutzte ich jede freie Zeit, den Verbleib Linas zu erforschen. Ich war entschlossen, sie zu meinem Weibe zu machen. Folgerung ziehen ist Juristenlosung. Sie sollte nicht an mir wankend werden, und wie seltsam ihr Beschluß schien, klanglos aus meinem Leben zu verschwinden, daß er eine Absage an mich sein

sollte, den sie zu lieben so augenscheinliche Beweise gegeben hatte, kam mir nicht in den Sinn. Und selbst wenn auch in ihrem Spiel die Sehnsucht nach dem Kinde mit untergelaufen sein sollte, vielleicht sogar nach einem ganz bestimmten Kinde, besser gesagt nach dem Kinde von einem bestimmten Manne, so war es doch unausdenkbar, daß sie den nicht auch zu dem bekennnistreuen Vater dieses Kindes sollte machen wollen. Also schrieb ich, schrieb und schrieb an alle nur erdenklichen Leute, bekam Antworten eine über die andere und konnte doch auf diesem Wege nicht eine Spur ihres Verbleibs entdecken.

Ich mußte Kasimir, soviel ich darüber nachdachte, immer mehr recht geben: Liebe von der Art, die ich kannte, jene wundervoll schwingende Kraft, jenes Duftumfangensein von einer anderen Seele war es in mir nicht gewesen. Den Sinnenrausch hatte er wohl zu gering eingeschätzt, aber darum war seine Grundmeinung, wenn ich mein Leben durchforschte und besonders meiner letzten grausamen Enttäuschung gedachte, dennoch nicht falsch. Von Lina gerecht zu sprechen: ich mußte ihr doch mehr gewesen sein, als sie umgekehrt von mir annahm, wenn sie imstande war, alle Folgen allein auf ihr sündiges Haupt zu nehmen, indem sie die ehrenvolle Unterkunft im Pfarrhaus vorzeitig aufgab und dahinsloh, um in unbekannter Ferne abzuwarten, ob das Schicksal ihr eine Frucht in den Schoß gelegt.

Heißer begehrte mein Wille auf. Wie wollte ich mich zu dem Kinde bekennen! Es sollte ihm an nichts gebrechen. Alles, aber auch wirklich alles sollte ihm geopfert sein, und wenn ich als Bauer enden sollte, als der ich auf-

gesprungen. Ich hatte auf niemand Rücksicht zu nehmen als allenfalls meine hohe Behörde. Nun, und wenn sie diese Bäuerin als Richterin ablehnte, so hatte ich ja den vortrefflichen Einwand, daß man dann auch den Müllerjungen nicht hätte zum königlichen Richter machen dürfen. Hülfe das alles nichts, sollte mir auch die Advokatschaft und minderes genehm sein. Ich sah also nur den geraden Weg vor mir, der mich zu dem im voraus geliebten Kinde führte.

Wir würden gewiß nicht zueinander passen, Lina und ich, das war mir sehr klar. Kreuzwege von mehr als zwölf Stationen taten sich vor mir auf. Ich glaubte stark genug zu sein, sie geduldig abzuknien; nur daß man mich jetzt erst einmal des eigenen Kindes froh werden lasse. Alles umsonst.

* * *

Mit brennenden Augen las ich in den Verhandlungen der Paulskirche zu Frankfurt a. M., war jeden Tag mehr gefangen von den Ideen um das deutsche Kaisertum, das greifbar unseren ehrfürchtigen Sinnen entgegenkam, und jeder Tag schien verloren, da man nicht den Honigseim der großen Hoffnung aus den Tagesberichten schlürfen durfte. Von mehr als zwiespältigen Gedanken bewegt, bemächtigte ich mich gerade in diesen Tagen des Wanderstreckens, um, da die Briesschreiberei so ergebnislos ausgelaufen war, persönlich Linas Spur zu finden und nicht als ein armer Müdling das Ziel vor dem Rennen aufzugeben.

Allenthalben waren die Leute eifrig auf den Feldern beschäftigt. Saftiges Grünfutter mußte geschnitten, Frucht und Feld gepflegt werden. Hoffnungsfreude war sprossend und treibend überall im Lande sichtbar. Eigentlich war meine Lage der des Landmannes vergleichbar, der sehen will, ob seine Saat gut aufgegangen ist, der da schreitet und mit wachen Sinnen prüft, was ihm der versorgte Erdenstoß darbieten werde. Nur daß mein Feld nicht ein bestimmtes festliegendes Geviert Ackerkrume war, sondern ein wandelndes Menschenkind, das aus einem eigenwilligen Grunde unzugänglich und verloren schien. Wer hatte im Pfarrhause nach dem Vaternamen Lina gefragt? Kasimir hatte ihn aber doch noch irgendwo aus seinem Gedächtnis zusammengekratzt. „Lehnert“ hieß der Name. Als ich aber in die deutschen Dörfer im Lößgebiet des Südens kam, wohin die Gesuchte nach ihrer Mundart gehörte, gab es Lehnerts in jedem Dorfe, versippt und verschwägert den ganzen Landstrich entlang. Auch Lina in Verbindung damit war kein Erkennungszeichen, denn einmal war es keine Seltenheit, daß im Dienst ein anderer geläufiger Vorname angenommen wurde, und dann war auch Lina Lehnert häufig genug vertreten, nur nicht meine Lina, und endlich die Schilderung ihrer rotblonden Robustheit ließ sich erst recht nicht zu einem für die Bauern ausreichenden Signalement gestalten.

Also wandern, wandern, wandern. Ich tat's, soviel die Beine hergaben. Bald spürte ich Unheil. Verwunderte Blicke gingen über mich. Wie kann einer, der so aussieht, einem Bauernmädchel nachlaufen? Da muß was dahinterstecken? Gutes gewiß nicht. Dazu sind die Zeiten zu schlecht

und die Menschen erst recht. Es war die alte Bauernmeinung: jeder Fremde ist ein Schubiaß. Ich sah, daß ich dem Mädchen durch diese landstreichende Ausfragerei Schaden stiften konnte, womöglich noch das Gieraltowitzer Pfarrhaus ins Gerede brachte und das Ansehen meines Richteramtes gefährdete.

Also kehrt marsch! Der Weiber Wesen ist unergründlich verborgen wie der Weg der Fische im Wasser, sagt Buddha Gotama. Damit mußte ich mich vorerst bescheiden. Solange ich hingewandert war, solange wanderte ich zurück, kam allmählich ins Zögern, um die Ruhe zu genießen, die langsam von meiner Seele Platz griff. Schade nur, daß ich die Berge in den Rücken bekommen hatte. Indessen, das Leben ist dazu da, sich bescheiden zu lernen, und schließlich, wo ist es nicht schön im Frühling? So recht in dem Bewußtsein, daß schwere Stürme, Not und Tod, Schuld und Fehle für eine Weile hinter mir lagen, ging ich fürbaß. Beruhigter schon hielt ich mit dem Geiste Luizens, der in der Ewigkeit nun gewiß wieder lichte Klarheit gewonnen haben würde, Zwiesprache, machte sogar einen weiten Bogen nach dem gebietenden Strome des Landes zu, um die Stelle noch einmal zu besuchen, wo ich einst, vieler Hoffnungen voll, mit Luise gefessen und Sonntagsfeier gehalten hatte.

Im Angesicht des Stromes schien mir wieder ein Teil meiner Schuld abzugleiten. Ich mußte danken, daß meine wasserdurchrauschte Jugend mir noch jetzt das Angesicht der fließenden Welle lieb und heilkräftig machte. Aber als ich dann eine Stunde gegangen, hätte ich noch einmal umkehren wollen, denn ich kam an die Wegescheide, an der

es hieß: nach Gieraltowiß oder nach Przonsna. Da quoll es noch einmal mächtig in mir auf. Du bist ausgestoßen und darfst nicht wiederkehren, wenn du nicht dem Flammenschwerte verfallen willst.

Verfluchte Weichlichkeit, schalt ich dann. Nimm's und trag's und klöhne nicht. Dein Joch ist sanft und deine Last ist leicht. Man muß es sich nur einbilden, dann stimmt es auch. So gedacht, schmiß ich meinen verbrauchten Birkenstock ins Dickicht, schnitzte mir einen neuen und schnitt mich dabei derb in den Finger. Ich leckte das Blut ab, aber es stand nicht. Da befahl ich meinem Blute, daß es stehe. Ich befahl ernstlich, wie ich meinem Gerichtschreiber zu befehlen gelernt hatte. Und es stand.

Das wollte ich nur wissen. Dann sollte mich dieser Blutschaden nicht gereuen. Andermal laß ich das Blut wieder hübsch laufen, denn man muß einen Überlaufpolder für gewisse Überschüsse haben. Das hat mich schon mein Alter gelehrt. Ich hab bloß nicht alle Nutzwendungen gezogen. Man muß allmählich lernen, seinen Säften, den roten wie den weißen, zu rechter Zeit zu gebieten. Und daß ich um dieses wie um anderer Schäden willen nicht mehr Richter sein könnte, weil ich selber dem Richter verfiel, sollte mich jetzt nicht mehr kümmern. Im Gegenteil, der, der die Macht des Richterspruches an seiner Seele gespürt, der Gewissensangst, Bußdrang und Sühne gelitten und auch nur ein wenig das Glück der Entsühnung gefeiert, wollte mir von nun an als der bessere Richter erscheinen.

Im übrigen les délices de Przonsna!

* * *

Dorthin war inzwischen die erschreckende Kunde vom Tode des Freiherrn gekommen. Noch lautete sie dunkel und verworren und war nicht ohne weiteres mit der polnischen Aufstandsbewegung im ehemaligen Großherzogtum Posen in Verbindung zu bringen. Es war auch keine schriftliche Nachricht da, sondern nur ein Gerücht, anscheinend auf jenen üblen Linus Przybilla zurückzuführen, der dem Freiherrn, seinem polnischen Bruder, einen kostspieligen Streich gespielt hätte, wenn ich ihm nicht die Suppe versalzen hätte. Von ihm hieß es wiederum recht deutlich, daß er in Zusammenhang mit den polnischen Rebellen in Posen geheime Aufträge für die galizischen Polen hätte. Hatten dort auch die Schlachtizzen gewiß keine Lust, ihren arg verunglückten Putsch von 1846 zu wiederholen, so hätte das Kalbsfell gleich einen anderen Ton gegeben, wenn sich die Dinge in Posen zugunsten der Polen gewandt hätten. Ungehindert durch die preussischen, ach so polenfreundlichen Behörden, sollte er, wie es hieß, in dieser Zeit mehrmals von einem Lager ins andere gereist sein und hätte also wohl das Wissen haben können, das ich brauchte . . .

Uda Lovisa stand blaß und hager vor mir. Sie hatte einen Leidesblick, der mich tief erschütterte. Von denen, die in meinem Umkreis die schwere Zeit des letzten Jahres mit durchgemacht, war sie wohl allen, mich eingeschlossen, an innerem und äußerem Erleben überlegen. Nur daß ihre tapfere Seele immer oder fast immer unter dem Siegel ihrer starken, adelsmäßig ererbten Beherrschtheit stand. Ich sah jetzt erst recht deutlich, wie ungeheuer einsam diese Frau in ihrer Scham um den Mann geworden war. Warm

quoll mir das Begehren auf, daß ich ihr sein möchte, was Kasimir mir geworden war, und ich fragte mich im Gefühl meiner Unzulänglichkeit ernstlich, ob es nicht besser wäre, daß ich meinen guten Kasimir in Person heranholt, auf daß er sich dieser armen, gequälten Seele annehme. Dann verwarf ich solche Gedanken schnell wieder als töricht und überheblich, indem Männerbeistand dieser hochgemuten Frau niemals würde genügen können. Wohl ist sie von der Art jener deutschen Frauen, sagte ich mir, die in die Liebe wie in ein Kloster eintreten, um nie wieder herauszukommen; hat vielleicht nach Wert oder Unwert des Mannes nie gefragt, weil sie ganz unbewußt meinte, der müsse wertvoll sein, dem sich ihre Liebe zuwende. Darum war sie so sicher, so frei und so stolz, als ich in ihr Haus eintrat. Nun ist die arme Seele irre an sich geworden und wird um so mehr gepeinigt, als sie den Kindern, dem lebenden wie dem ungeborenen, den Liebesanteil des Vaters erhalten möchte.

War es vermessen: ich wünschte, daß der Freiherr tot und in Ehren gestorben sei. Es mußte was geschehen.

Uda Lovisa mußte wissen, wie es wirklich war. Ich fuhr nach Cosel, um jenen Linus Przybilla zu suchen. Es war zwar wenig Aussicht, daß ich ihn traf, aber es mußte versucht sein. In der That, zwischen zwei seiner heimtückischen und hochverrätherischen Fahrten saß der Lügenschreiber, wie ich ihn für mich gekauft hatte, in großgeblühtem Schlafrock auf seinem schmierigen Kanapee und rauchte aus einer türkischen Wasserpfeife. Seine Miene nahm, als ich eintrat, eine unerträgliche Hoffart an. Der Richter kommt unamtlich zu mir, hieß diese Miene, also will er

was von mir, und wenn er was will, so ist es das mindeste, daß es Geld kostet.

Erst sprach er polnisch. Ich fuhr ihm um so kräftiger deutsch dazwischen. Er wollte aufbegehren, mich wohl gar des Zimmers verweisen. Ich machte mich auf eine häßliche Szene gefaßt. Da sah ich auf der Straße den Leutnant v. Alten, jenen Offizier, der vor ein paar Wochen auf Schloß Przonsna war, vorbeikommen. Ans Fenster springen, ihn anrufen und vom Fenster aus mit ihm reden war eins. Er merkte sofort, daß ich eine bestimmte Absicht verfolgte, insbesondere da ich gleich mit einem gewissen Augenblinzeln in Flüstertöne überging.

Die Wirkung war wunderbar. Herr Linus Przybilla sprang von seinem Divan auf und redete, das Pfeifenrohr aus dem Munde lassend, von nun an ein prachtvolles und ergebendes Deutsch. Nach einigen Umwegen über einige dunkle Punkte seines hiesigen Gebarens steuerte ich auf mein Ziel los. Seine Zunge löste sich bereitwillig.

Ja, der Freiherr wäre gefallen; ob im Kampfe mit den preußischen Soldaten oder auf andere Weise, wüßte er nicht. Jedenfalls sei er mit polnischen Ehren begraben worden. Der Ort sei ihm nicht bekannt; er heiße Krischischewo oder so ähnlich. Und so ergriffen war Herr Linus Przybilla von seinen schmerzlichen Mitteilungen, daß er aus der Ecke seines Kanapees, in die er wieder zurückgefallen war, ein fragwürdiges Taschentuch hervorholte und sich lebhaft schnäuzte. „Polnischer Bruder,“ heulte er auf.

Trotz seiner Ergriffenheit war der Gute für den klingenden Lohn empfänglich, den er bekommen sollte, wenn er urkund-

liche Nachrichten über den Tod des Freiherrn herabrächte.

Nach zehn Tagen hatte ich die Urkunden in der Hand, von denen ich die eine, den Tod mit amtlichen Worten bezeugend, der Freiherrin aushändigte, während ich die andere, in der Meinung, mein Gewissen nicht zu belasten, bei mir behielt. Uda Lovisa sollte nicht wissen, daß ihr Gatte nach einem Gelage mit seinen lieben Vettern — ach was, das gehört auch nicht in diese Blätter. Längst ist das nun in meinem Kachelofen in Asche gesunken und soll niemanden mehr beunruhigen. Dafür glaubt Uda Lovisa, daß er, einem Unglücksfall zum Opfer fallend, keine Gelegenheit gefunden hätte, seine Flinte auf brave preußische Soldatenherzen zu richten. Besser kam's der tapfere Lagenka in seinen Nachrufen nicht verlangen. Uda Lovisa hatte nun, so sehr ihr die Nachricht zusetzte — das sah ich — einen inneren Abschluß erreicht. Das andere mußte der Zeit überlassen bleiben. Mir ward die Aufgabe, die Verlassenschaft des Freiherrn als Justitiar des Hauses zu regeln. Daraus ergab sich von selbst der Wunsch der Freiherrin, daß ich als Vormund Georges berufen würde.

* * *

Was konnte mir lieber sein? Ich erfuhr nun wieder an mir, daß man nicht so bloß das Lebensbäumchen zu schütteln brauche, damit die goldenen Früchte in den Schoß fallen, daß man vielmehr geduldig auf den guten Wind warten und sich noch geschickt anstellen müsse, damit ein zeitgesegneter Windwurf diese oder jene in die offenen Hände spiele.

Und wahrlich, George war nicht bloß diese oder jene, sondern in Wahrheit eine große und durch und durch goldene Frucht. Unsere Zuneigung wurde von Tag zu Tag inniger. Dennoch mußte ich ihm den tiefen Schmerz der Trennung bereiten. Dieses Kind war durch den Abgang und Tod des Vaters aufs tiefste erschüttert. Abend für Abend bohrte er sich mit Fragen in mich hinein, forschte in meinen Augen, ob ich ihm nichts verhehle, und machte mir das Lügen unendlich viel schwerer als Uda Lovisa. Ja, hätte er noch den toten Vater sehen und mit zu Grabe geleiten dürfen, er hätte sich wohl in wenigen Tagen beruhigen lassen. Aber diese unbefriedigten Vorstellungen, dieses einfache Unsichtbarwerden ohne jede Aussicht, mit dem Licht der eigenen Augen die Wahrheit der Nachrichten nachprüfen zu können, bewirkte es, daß er mehrere Male mitten im Essen oder Lesen aufschluchzend in sich zusammenschob.

Hatte er doch den Vater geliebt?

Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nie das Verhältnis beider erforscht hatte. Was vom Freiherrn zu sehen war, schattierte sich zwischen einer plötzlichen, fodernden Bärlichkeit bis zu abstoßender, unbegründeter Zurückweisung in allen Farben seiner maßlosen Natur. Und jetzt, wenn ich alles zusammenfasse, was ich an beiden bemerkt, könnte ich nur sagen, daß das Stolzseinkönnen auf den Vater als den gebietenden Herrn einer großen Grundherrschaft zu den Notwendigkeiten von Georges Leben zu gehören schien. Adelsstolz war gewiß von Geburt aus in dem Knaben. Ich nahm mir als sein Vormund in dieser Richtung sehr viel vor, nur nicht, daß ich ihn mit Stumpf und Stiel

auszurufen hätte, denn das würde mir gleichbedeutend mit dem törichtesten Begimmen erschienen sein, daß ein Volk die ihm durch Natur und Geschichte gegebene Führerschaft um einiger immerhin begründeter Bemängelungen abtut und beiseite schiebt, ohne fähig zu sein, eine bessere an die Stelle zu setzen.

Alles in allem, der Junge mußte in andere Luft, und so fuhren wir denn mit Schmerzen im Herzen eines schönen Tages nach Breslau, damit er dort mit Gleichaltrigen aus allen Schichten des Volkes das Gymnasium besuche.

Die Landstrecke bis dahin, die er noch nie durchmessen, bot ihm nichts. Er mummelte sich in sein Leid wie in einen schwarzen Mantel, hing an meinen Augen wie an dem letzten, das ihm als Heimat verblieben, und war still. Nicht einmal das Neue und mich immer noch Überwältigende einer Eisenbahnfahrt, das unsägliche Klappern und Kreischen der Räder, das Vorbeisfliegen der Bäume und Häuser, das Hoch- und Tieflaufen der Telegraphendrähte, der schnelle Wechsel der Fernsichten beschäftigten ihn. Auch der Revolution und ihrer Folgen, die er an der Brandruine auf dem väterlichen Hofe täglich vor Augen gehabt, gedachte er nicht, und ich hatte vergeblich gewähnt, er werde das ganze Land voll der Stätten der Vermüstung zu finden glauben.

In der Tat, das Land lag so ruhig und friedlich da wie je. Auch nicht die Spur eines Umsturzes war von der Eisenbahn aus zu erblicken. Der barsche Ton der Eisenbahnbeamten, die sich als Schenker königlicher Gnaden vorfanden, hatte nicht im geringsten nachgelassen. Man konnte

glauben, in einer fahrenden Kaserne zu sein. Also über mein starkes Preußen konnte ich beruhigt sein.

Und dann auf einmal Breslau, hei!

Wir traten aus dem Bahnhof auf den begrünten Vorplatz. Wohin man schaute, Menschen und Menschen. Soviel hatte ich, solange ich hier gewesen, noch nicht an dieser Stelle gesehen. Was war das? Was hatten die Leute alle zu tun? Was rannten sie denn durcheinander, als wäre ein Löwe aus dem Zirkus ausgebrochen?

Diese Welt hatte ihr Antlitz verändert. Die Mienen der Menschen waren zu gespannt, als daß man sie mit Geschäftseifer erklären konnte. Es war der 17. April und ein häßliches Schlackewetter. Die Oderstadt zeigte sich nicht im schönsten Gewande.

Jetzt erwachte George aus seiner Dumpfheit. „Sieh doch, Onkel Aegidius, dort machen die Leute am hellerlichten Tage die Läden zu.“

Ich hatte es besorgten Herzens längst gesehen. Wir setzten uns in eine elende Klapperdroschke, damit wir so schnell wie möglich nach der „Goldenen Gans“ kämen, wo wir absteigen wollten. Es dauerte nicht lange, so fing sich das Gefährt in einer Stauung von Menschen. Ein Kerl mit einem furchtbaren roten Shawl um den Hals und behaarter offener Brust hatte sich auf einen Prellstein geschwungen und schrie in die Straße hinein. Männer, Weiber, Kinder stürzten in Massen hinzu, ihn anzuhören. Unsere Droschke war schon ziemlich eingekleilt, konnte nicht vor und nicht zurück.

Der Kerl schrie, auf beiden Seiten von ähnlichen Gestalten gestützt: „Kommt her zu mir, ihr Leute, kommt, wenn

ihr keine Judasse seid, ich will euch mal eine Geschichte erzählen. Nein, ich will euch lieber keine Geschichte erzählen, ich will ein bisschen mit euch spazieren gehen und eure Augen aufknöpfen, denn ihr seid immer noch blind und seht nicht, wie sie euch das Fell über die Ohren ziehen, ihr Dummköpfe. Wozu habt ihr Zähne im Maule, wenn ihr sie nicht zeigt? Ein Fest wollen wir uns machen, ihr Leute; ein Freudenfest soll das werden, und ihr werdet sehen lernen. Kommt, wir gehen zur ‚Schmerzhaften Mutter‘. Da könnt ihr das elende, dumme Volk hinter Gittern sehen. Ha, so dumm ist es, daß es sich hineinsetzen läßt, statt daß es seine Peiniger hineinsetzt. Kinder, wollt ihr euch das gefallen lassen? Ihr könnt nicht Droschke fahren wie der aufgeessene Kerl da und sein feines Puppensöhnchen. Das Blut, das sie im Leibe haben, haben sie uns ausgesaugt. So sehen sie aus, die Blutsauger, und so sind sie alle, und die nicht so sind, kommen zur ‚Schmerzhaften Mutter‘. Wollt ihr das leiden?“

„Nein, nein!“ schrie der Haufe. Fäuste schwangen sich gegen uns. Ein Kerl wollte in die Droschke springen. Da riß ich von hinten dem alten Kutscher, der hilflos auf dem Bock saß, die Peitsche aus der Hand und hieb auf das Pferd. Das machte einen Satz und sprang an. Der Haufe wich. Der Weg war frei.

Das war unsere Ankunft. Wir hatten in die sonnenlosen Augen des Volkes geschaut. Die Revolution war also noch nicht beendet. Wir stiegen aus. Ich nahm den bebenden Knaben unter den Arm und wir gingen schnell zu Fuß. Die Läden waren nun fast überall geschlossen. In den noch offenen standen wüste Menschen, die aus Korrigenden-

anstalten entsprungen zu sein schienen, und holten Waren heraus, die sie gewiß nicht gekauft hatten. Bürgerkompagnien und Soldatenpicketts rückten schon durch die Straßen. Leute flohen manchmal entsetzt über die Straße weg. In der Ferne fielen Schüsse. Ein Stein flog über uns weg in ein Schaufenster. Ich mußte sehen, meinen Schützling schnell unterzubringen. Wir schellten lange an der „Goldenen Gans“, ehe man uns öffnete.

Ich sah, daß ich heute mein Geschäft nicht mehr würde erledigen können. Mein Wächterdienst an dem lieben Knaben war schwer genug. Ungeheure Wallung war in ihn hineingekommen. Er riß bis zum Zerplatzen an der Kette meiner Vormundspflichten.

„Warum sagen die Leute, daß wir Blutsauger sind, Onkel Aegidius?“

„Weil sie nicht unterscheiden können, George.“

„Wir müssen doch aber so aussehen, sonst könnten sie es doch nicht sagen.“

„Nein, George, es ist ihr Wahn.“

„Aber denkst du denn, daß sie glücklich sind?“

„Das weiß ich nicht, George, aber wissen denn die Leute, ob wir glücklich sind. Bist du es denn?“

„Nein, nein, nein!“ Und schon stürzten ihm die Tränen aus den Augen.

Solcher Reden gab es viele. Zwischendurch qualte er sich mit den Vorstellungen von den Kämpfen da draußen, glaubte es die Treppe emporstürmen zu hören, suchte nach Waffen, mit denen er sich und mich verteidigen könnte; lief, wenn Schüsse fielen oder wenn unten auf der Junkernstraße ein wilder Haufe mit Gejohl und Gebrüll vorbeizog,

ans Fenster und ließ sich nicht beruhigen. Es war ein trübseeliges Nachmittags, eine fast schlaflose Nacht, zehnmal schlimmer als die damals nach dem Brande in Przonsna, wo es um mehr als heute ging. Indessen ich mich immerfort mit dem Gedanken herumschlug, ob ich den Jungen in dieser aufrührerischen Zeit und mit solchen unruhigen Gedanken im Kopfe überhaupt hier lassen dürfte, schlief er endlich in meinen Armen ein.

* * *

Der Tag, an dem wir uns reißig aufgetan, war aschfahl ausgegangen, aber ihm folgte, wie es der April schon immer an sich gehabt, ein fecker, warmer Lenztag. Wir sicherten die Straße entlang und um die Ecke. Alles ruhig. Die Gesichter schienen an Zerrung verloren zu haben. Läden taten sich schüchtern wieder auf. Ohne Geschäftemachen schreitet das Unglück noch viel schneller. Die Bäcker- und Schusterjungen piffen schon wieder das ewige Lied von „Feinsliebchen unter dem Rebendach“. Die Droschkenpferde wühlten beschaulich in ihrem dürren Haserfack und die übernächtigten Kutscher blinzelten schläfrig vergnügt vom Bock herunter, als wüßten sie, daß sie von Flintenschüssen nicht mehr gestört werden würden.

Ich hatte das Matthiasgymnasium für George ausgesucht. Den Direktor, der mein älterer Bundesbruder, sogar Leibgroßvater oder noch höherer Ahn war, kannte ich recht gut. Bebrillt und zaundürr war er geworden. Die Biermengen, die er einst so bildschön vertilgen konnte, waren abgeflossen, nur das fidele Zwinferlicht des Ur-

schlesiens in den Augen und seine merkwürdige Uhnase waren ihm geblieben. Wir sprachen allein zusammen, denn ich wollte den schwierigen Fall erst einmal vertraulich mit ihm besprechen. Er nannte mich wieder mit meinem Kneipnamen „Aegis“, den ich erhalten, weil ich als Schild und Schild der jüngsten Füchse gegolten und mir darum manche Anfechtung zugezogen hatte. Wie lange hatte ich den Namen nicht gehört und wie warm wurde mit ums Herz! Erkenntnisse sprühten mir neben den Erinnerungen auf. Ich sah in diesem Spiegelbild, daß ich mich im Grunde wenig geändert hatte und daß die Beziehung zwischen Aegidius und Aegis schon zeitig von meinen Leuten erkannt worden war. Es hätte seines vergnügten Hinweises darauf nicht bedurft.

Im übrigen teilte er meine Bedenken wegen meines Schüßlings nicht. „Selbstverständlich beste Pension für den jungen Herrn, mein guter Aegis; aber daran ist hier kein Mangel. Wir sprechen darüber noch, wenn ich deinen George gesehen habe.“

Das war in fünf Minuten beredet. Da waren wir aber auch schon bei den Ereignissen des Tages. „Die Revolution, der gestrige Rückfall, nu ja, ja, daß ich nicht lache! Wenn eine Revolution nicht der Aufstand des Geistes oder des Herzens ist, ist sie nur Rüpelbelustigung, Widerspiel der Konnivenzen, Pusterich um die Ecke, dem man entrinnt, wenn man unter die Loreinfahrt tritt. Für eine echte Revolution ist viel zu wenig Blut geflossen. Wir sind nicht für so heroische Lustbarkeiten. Oder denkst du, daß man bei uns einmal die Guillotine zur einzigen Staatsmaschine und den Henker zum Premierminister machen könnte?“

„Ist auch gar nicht nötig.“

„Richtig, Aegis. Du machst deiner Leibfamilie Ehre. Wir waren alle echte Schwarzrotgoldene, aber darum noch lange keine Königsmörder. Warum auch? Die wirklichen gravamina sind bei Lichte besehen gering. Der Staat ist gesund, wenn auch der König krank ist. Tritt er ab — und das wird wohl mal kommen — wird ein gesunder auf den Thron steigen. Wir kennen ihn, nicht?“

Ich nickte. Seine Brillengläser glänzten auf. Er machte mit dem Finger einen Halbkreis um seine gerundete Nase und fuhr fort:

„Es ist zu schade, daß wir nicht die Fähigkeit haben, einem Könige den Kopf abzunehmen und dafür einen anderen König auf den Thron zu setzen. Es ist aber wieder auch gut, denn wir würden uns wahrscheinlich damit nicht begnügen, sondern statt eines schlechten Königs viele auf den Thron setzen.“

„Das heißt?“

„Republik.“

„Und wie denken deine Schüler, lieber Bruder?“

„Je nun, wenn man sie auf den Kopf stellt, fällt bei jedem was Schwarzrotgoldenes heraus. Das ist schon mal sicher so wie bei uns. Aber wir haben hier keine Bange davor, denn dieses Farbenspiel ist der einzige echte und ernste Hintergrund der sogenannten Revolution. Die Primaner wissen, daß es in diesen Tagen um „Deutschland“ geht. Eine Zeitlang werden die jungen Köpfe noch heiß sein. Dann werden sie sich wie wir Alten der Einsicht beugen, daß das einige Deutschland im Räte der Götter noch nicht beschlossen ist. Glaubst du denn, lieber Aegis,

daß die Jungen Schaden vom Erlebnis dieser Zeit haben werden?“

„Kann man eine Jugend berechnen, frage ich dagegen, lieber Bruder?“

„Man kann, Aegis, oder nenne mir eine Jugend, die sich, im ganzen genommen, nicht immer wieder auf das Vernünftige besonnen hätte, wenn sie auch noch so sehr gefobt und geschrien hat. Wollen wir nicht einmal an die eigene sündige Brust schlagen? So viele von den unseren werden jetzt in der Paulskirche sitzen, und man wird ihre weise Mäßigung bewundern ohne die Berechtigung zu fragen, wie sie vor zwanzig Jahren dachten. Siehst du, so wird auch der Schwall von gestern und heute zu stetiger Flamme verglühen, und dann wird auf anderen Wegen kommen, was wir alle wollen.“

„Du bist sehr optimistisch, Bruder.“

„Wie soll ich anders sein, da ich mit der Jugend lebe?“

„Bravo, lieber Bruder. Ich werde also George hier lassen.“

„Da sage ich ‚bravo‘, und wenn du mehr von dem Thema hören willst, geh in die ‚Bucht‘ und setz dich mit unseren Raczekbrüdern unters Volk. Heute abend komm ich selber hin. Das Gas ist gesperrt. Da gibt es einen Lichtelschoppen, mein lieber Aegis, von dem du noch lange zehren wirst, wenn du wieder in deiner Polackei sitzt. Also auf Wiedersehen, sag ich . . .“

Dann kam George herein und es war alles gut. Sein Pensionsvater, ein behäbiger Gymnasiallehrer, der vor Jovialität stroßte, wurde herbeigeholt. Man fand Gefallen aneinander. Die Aufnahmeprüfung fiel leidlich aus, und

ich sah seit Tagen wieder das erste Lächeln auf meines George Lippen. Wenn auch der Abschied dann nicht ganz ohne Tränen abging, ich wußte, daß sie in der Obhut guter Menschen bald verstiegen würden.

Wieviel leichter stieg ich endlich die Stufen des Bierkellers hinab, in die selige Studentenbucht, die manchen Überschwang und auch den meinen gelegentlich gesehen und gehört, und labte mich im Kreise der Jugend, die nicht tofzukriegen ist. Gaudeamus igitur . . .

* * *

Als ich nach Przonsna zurückkehrte, war inzwischen Kasimir dagewesen, um mich zu besuchen. Auch das liebe Antlitz Alda Lovisas sah ich nun, als sie mir von diesem Besuch berichtete, zum ersten Mal wieder in heiterer Bewegung. Aus verschiedenen drolligen Bemerkungen Kasimirs, die mir übermittelt wurden, war immer wieder hervorgehienen, daß er mich nach Gieraltowiß haben wollte.

Spiegelberg, ich kenne dich, dachte ich, aber wenn du auch nicht an deinem geistlichen Richterspruch festhältst, ich halte daran fest.

Das lustigste war, daß Kasimir hatte erkennen lassen, er fürchte sehr, daß, wenn erst in Schloß Przonsna wieder ein krähendes Kinderstimmlein werde zu hören sein, ich mit keinem Mittel fortgeloockt werden könnte, denn ich sei ein ausgemachter Kindernarr.

„Und das haben Sie geglaubt, Freiherrin?“

„Freilich, Onkel Aegidius,“ antwortete sie im Tonfall Georges, dessen frische Jungensstimme noch in den Räumen lebte.

Ich seufzte innerlich: Ach, Alda Lovisa, wenn du wüßtest, wenn du wüßtest . . .

* * *

Am nächsten Sonntag ging ich hinüber nach Gieraltowiß. Ich mußte notwendig Luissens Grab auffuchen. Das konnte mir übrigens auch niemand verbieten und fiel mit nichten unter das geistliche Verdikt, unter dem ich stand. Im Gegenteil, es gehörte außer dem selbstverständlichen inneren Antrieb von mir aus zur Buße, daß ich mich recht fleißig an dieser Stelle meldete und mit den Manen meiner Seligen Verkehr hielt.

Es war eine schwere Stunde, aber sie erleichterte mich auch sehr. Als ich mich wandte, faßte ich meinen Wanderstocken fester und nahm mir vor, nicht rechts und nicht links zu schauen, damit ich das Pfarrhaus nicht sähe und bald aus dem Dorfe käme. Aber wie ich aus der Kirchhofspforte heraustreten wollte, war sie versperrt. Das Pfarrhaus wollte ich nicht sehen, aber es hatte mich schon lange gesehen. Kasimir stand in der Pfortenöffnung mit ausgebreiteten Armen, und jede seiner dicken Hände berührte einen Pfosten.

„Gefangen, Aegidius!“

„Hoho, mein Freund,“ eiferte ich, „Richtersprüche sind dazu da, daß sie erfüllt werden.“

„Du hast genug gebüßt, jeje!“

„Die Buße war nicht befristet.“

„Kann ebenso lösen wie binden, Knabe, daß du es weißt.“

„Glücklicher Richter!“

„Bibst du dich?“

„Lösest du mich?“

„Ja, Aegidius.“

„Und wenn ich mich selber binde . . .“

Er ließ seine Arme sinken. „Dann kannst du gehen, Zelot. . . jeje! . . . Geh nur, geh!“

Er wandte sich zornig ab.

„Ich komme heute zu dir, Kasimir, wenn du ein Kalb schlachtest.“

Schnell drehte er sich wieder herum.

„Einen Ochsen, wenn's sein muß, jeje!“

So betrat ich wieder das Haus meines Schicksals.

* * *

Wir schütteten ineinander, was dieser Trennungstage Inhalt war. Folgte ich ihm, so hatte er Tag für Tag mit dem Dreschflegel auf einer leeren Tenne herumgeschlagen. Es gehe eben nicht an, daß man eine Zeit bis oben hinauf köstlich fülle, um durch einen Sturm auf einmal alles in die Lüfte verblasen zu lassen, und ich solle nur nicht denken, daß, was Mühe und Plage und verdrießlich zu tragen gewesen, darum weniger köstlich gewesen. Von tausend „Jejes“, zu denen er sich gerne bekannte, hätte keines Saft und Fleisch gehabt wie um die Zeit, da wir um Luise gerungen, um die Not des Volkes und Krankheit gekämpft und für Przonsna gebangt.

„Darum also hast du indessen Luisens Grab zu einem Frühlingsziergärtlein von besonderer Art gemacht, Kasimir?“

Er schlug die Augen nieder und wehrte ab.

„Und hast mich ausgeschlossen, als wenn es nicht mehr meine Sorge sein dürfte.“

„Nein, nein . . . wie kannst du denken, jeje, aber du kannst ja nicht.“

Da war ich am Erzählen, was mir zu tun obgelegen hätte. Mir war es, als wenn er erleichtert aufgeatmet hätte, als ich ihm erklärte, wie ergebnislos meine Erkundungsfahrt nach Lina ausgefallen. Als ich ihm aber sagte, was ich in Przonsna gefunden und unternommen, um Ordnung in die verworrenen Dinge zu bringen, klagte er: „Wie dir doch das Leben unter den Füßen blüht, Aegidius. Glaub immer, du bekommst noch gute Gesellschaft, wenn du in eine Wolfsgrube fällst. Und machst dir eine Laubhütte draus. Derweil bohrt hier der Wurm.“

Er zeigte auf die Herzseite. Ich lachte ihn aus und berichtete, wie bald auch der Stern von Przonsna für mich untergehen werde. Er wußte von nichts.

„Es ist kein Zweifel mehr, guter Kasimir,“ sagte ich, „daß die ganze Herrengerichtsbarkeit fast so bald verschwinden wird wie der Schnee im vorigen Monat. Der König hat es am 22. März offen gesagt. Unabhängigkeit und Unabseßbarkeit der Richter wird kommen, und nur noch königliche Gerichte wird es geben. Und wollte der König seinem Versprechen diesmal nicht nachkommen, jetzt nach der Revolution wird er an seinem Worte festgehalten werden. Dann heißt es nicht mehr Patrimonialrichter, sondern königlicher Richter, gehorsamst zu vermelden, und ich werde, wenn man mich zurücknimmt, in die Stadt wandern. Das wird zwar nicht ganz gut sein, aber doch besser als es war, siehst du. Und also bleibt uns sowieso nur eine kurze Spanne Zeit.“

„Dann gehst du also doch aus dem Lande, jeje,“ sagte Kasimir traurig und bitter.

„Dann gehe ich nicht aus dem Lande, sondern bleibe erst recht.“

„Was willst du tun?“

„Ich hab schon getan,“ erwiderte ich und berichtete über den Ausgang der Unterredung in Ratibor.

Aber Kasimir klagte: „Sie werden dich nach Breslau oder Berlin holen, sie werden dein Knopfloch füllen und dir einen großen Titel um den Hals hängen und du wirst sagen: dobre, dobre.“

„Nein, Kasimir, ich werde ihnen sagen, warum ich hier bleiben muß.“

„Warum also?“

„Du bist ein Bohrwurm.“

„Laß mich bohren, jeje!“

„Um des Guten willen, das ich hier gefunden, um des Bösen willen, das ich begangen, und um des Besseren willen, das mir zu tun noch übrig bleibt.“

„Du gibst mir eine Sonntagspredigt von drei Kapiteln, aber die mußt du dir selber halten.“

„Ich hoffte sie noch von dir zu hören.“

Er stand auf, ging hastig in der Stube herum, warf sich plötzlich auf sein Betpult und betete eine Weile still. Nach einer Weile erhob er sich und war wieder ganz aufgeräumt. Wir aßen und tranken und waren guter Dinge.

Als dann der Abend nahte und ich zurückstrebte, wollte er mich wenigstens bis an den Wald begleiten. Ich merkte aber bald, daß ihn manche Beschwerde des Leibes und der Seele anging. Da war es gut, daß sich mein drei

kleinen Freunde von Weihnachten her, Sefflik, Kupplik und Petrusch, an unsere Fersen hefteten und nur immer ausschauten, ob ich mich nicht ihrer mit irgend einem Spaß erbarmte. Wir vollführten denn auch ein lustiges Gespräch, halb polnisch, halb deutsch. Der Hochwürdige lachte wieder hell auf. Mitten in dem Unsinn gab ich ihm einen Schlag auf die Schulter und schrie ihn an: „Der Letzte!“ Schon lief ich mit langen Beinen auf den Wald zu, die drei kleinen Hengste mit tollen Sprüngen hinter mir her.

Nach der Spielregel mußte nun Kasimir nach Przonsna kommen und mir auch „den Letzten“ geben. Die drei kleinen Burschen aber wären mit bis Przonsna gelaufen, wenn ich sie nicht gebeutelt hätte.

* * *

Also blieb ich in Przonsna. Meinen Ruf als Richter glaubte ich nun fest genug begründet, daß ich nicht zu fürchten brauchte, für einen Parteigänger der Grundherrschaft genommen zu werden. In gewisser Weise hatten sich nun auch bei mir die Kompetenzen des Patrimonial- und Gerichtsherrn mit denen des Gerichtshalters vereinigt, und das war gerade in dieser letzten Zeit gut. Das unbedingte Vertrauen der Freiherrin gestattete mir, schneller zu regulieren als andere Grundherrschaften. Allerdings den unmäßigen Ansprüchen der Bauern stellte ich mich als ein Stier mit gesenkten Hörnern gegenüber. Was sie wohl machen würden, wenn die Grundherrschaft genötigt sei, mit dem weißen Stabe durchs Land zu ziehen?

Sie würden sich die Herrschaft weder im ganzen noch in größeren Anteilen kaufen können, und was dann für ein Herr komme, das wüßte man nicht; wahrscheinlich ein Landfremder oder sonstiger Nichtsnuß. Und als das immer noch nicht zog, ja in den Kneipen die Hufen und Lose schon verteilt wurden, als seien sie erblos den Gemeinden verfallen, und aus einem Morgen, drei Kuhschwänzen und einem Zottelpelz gleich immer das Doppelte wurde, ließ ich den bäuerlichen Abgeordneten von Oberschlesien, Herrn Christian Minkus, der in Berlin schon andere Glocken hatte läuten hören, als Geist des Staates, wie er heute war, erscheinen. Der kam über den Landrat zu uns, brachte einen fürchterlichen Knotenstock mit und hieb damit, nachdem er eben noch den Bauern aus der Flasche Bescheid getan, so auf den Tisch, daß ihnen die Schnapsgläser vor der Nase herumtanzten. Hätte ich alles verstanden, was er sagte, ich wäre schamrot geworden. Ich hab's wohl nachträglich gehört, brauche es dennoch hier nicht aufzuschreiben, genügt schon zu sagen, daß die Sachen nun über den Sommer weg in einen ruhigen Gang kamen. Ich durfte hoffen, vor meinem Weggang mit Prozessen und sonstigen Händeln in der Hauptsache aufzuräumen. Unter sich prozessierten die Leutchen natürlich lustig weiter. Bald mußte ich dem Vater gegen den Sohn und bald dem Sohne gegen den Vater beispringen.

Nun, das ist einmal so, und meine verdammte Richterpflicht gibt auch jene wundervolle tägliche Reibung, jenes Auf und Ab und Verflochtensein mit fremden Interessen, das das ewige Aufquellen der Kümmernisse um das eigene Heil hindert und den Mann selbstlos macht.

Zu der Ruhe in meinem Bereich trug die Aburteilung einiger Brandstifter und Plünderer, die nun doch zu ermitteln gewesen waren, viel bei. Mit Abolition und Begnadigung war's nichts gewesen. Die Staatsmacht war aufgerichtet, wenn auch nicht als der bekannte Bronzefelsen, so doch als ein immerhin verlässlicher Bau. Ich konnte damit nur zufrieden sein. Kommt Zeit, kommt Rat. Der König ist viel zu gut, als daß er sich nicht in kurzem trotz der großen Enttäuschung, die ihm sein Volk bereitere, auf seine landesväterliche Huld besinnen sollte.

Auch die Liebe war nach dem vielen Haß dieser Monde im Land wieder eingezogen. Die Brunnlein schwellen auf davon, und wenn die Burschen die Dorfstraße entlang gingen, schlug die Blut der Mädchen durch die Lehmwände der Bauernhäuser. Gelbe Rücken schwammen richtig wieder auf den Dorfteichen und krauchten mit Gepiep und Getrippel über die Wege. Es blühte und gedieh. Neue Hoffnungsfahnen winkten aus blänker gewordenen Augen.

* * *

„Ein gutes Weib krönt des Mannes Erdenleib“, sagt ein Sprichwort der polnischen Bauern. Das weiß Gott, wie sehr mir ein solches beschert war. Wenn ihr Kraft genug zum Leben gegeben gewesen wäre, wäre ich gewiß ohne jede Anfechtung geblieben. Aber die Freifrau war ebenso gewiß jenes Weib im Bauernspruch. Dennoch ging dieser Esel von Mann hin und schnippte sie von sich wie ein Pappelkästchen von der Jagdliterka.

Er schnippte sie von sich, aber ein Mensch, der zu einem Teile in sich, zum anderen in leibgeborenen Kindern ruht, läßt sich nicht zertreten. Uda Lovisa gewann in Hoffnung und Erwartung jeden Tag an Kraft, legte neben ihren sonstigen Geschäften selber Hand an den neuen Laufftaat, nähte und stückte, lernte daneben die Wochenbriefe ihres George halb auswendig und brannte eifersüchtig darauf, die Briefe Georges an mich kennen zu lernen. Sie ahnte nicht, wie sie mich damit in Bedrängnis brachte, denn es gab eben in unserer Freundschaft auch Geheimnisvolles. Das durfte nicht so bleiben. Ich kam langsam ins Bekennen, mußte nun wieder die Mutter bitten, George gegenüber ihr Wissen zu verschweigen. Das war nicht recht. Es mußte, sobald George in die Ferien kam, ein lichtklares, sonnebeschienenes Dreiblatt gebildet werden.

Rasimir Fanta war häufiger Gast im Schlosse. Er wurde mit der freiherrlichen Fuhre geholt und kam, wenn er gerufen wurde, aber niemals von selber, hing schwer an meinem Arm, wenn ich ihn ins Schloß geleitete, und sah unruhig von einem zum andern. An seinen Wangen bildeten sich trübseelige Säcklein und auch die wulstigen, stacheligen Brauen schienen ins Hängen zu kommen. Nicht daß er schüchtern gewesen wäre, nein, aber es beunruhigte ihn alles. Ich nahm ihn auf mein Zimmer, damit er mit mir den Blick auf den Schloßpark und den grün umbuschten Schloßgraben genieße: er seufzte nur in sich hinein, blieb stockig und einhäusig, taute auch nicht auf, wenn uns die Freifrau einen guten Tropfen aus den Schloßbeständen sandte.

Wie anders, wenn ich zu ihm kam. Da blähte er die schlaffen Wangen wie ein Trompeter, schaute mir mit fröhlich fodernden Augen ins Gesicht, trommelte auch mal mit den dicken Fingern Generalmarsch auf der Tischplatte, als ging's mit den Lüßowern in den fröhlichsten aller Männerkriege. Auf seinen Wunsch stieg unser altes Spinett von oben herunter in die Pfarrstube, und wenn ich ihm vorspielte, was mir einfiel, saß er neben mir und hörte mir lautlos, ich möchte fast sagen, atemlos zu. Niemals aber hätte er mich aufhören lassen, wenn ich nicht das „Gaudeamus“ und den „Fridericus“, mein Bravourstück, gesungen hätte. Merkwürdig, daß er trotz seiner kirchengeschulken Stimme nur immer den einen Vers von den „mulieres tenerae, amabiles, bonae, laboriosae“ mitsang. Ich bekam ihn richtig in Verdacht, daß es sich ihm gar nicht um irgend einen umfassenden Pluralis, sondern um einen bestimmten Singularis handelte, dem in seiner Altmännerbrust ein Gedenken bewahrt war.

Daneben blieb es dabei, daß mir an Luifens Grabhügel nichts zu tun übrig gelassen wurde. Wann ich auch hinkam, Blumen zu bringen oder zu pflanzen, immer fand ich ihn wohlbestellt und so versorgt, daß meine bescheidene Gabe nur einen Mißklang in Reichtum und Schönheit des Grab schmuckes gebracht hätte. Was ging in der alten, treuen Seele um? Ich wagte keine Anspielung und konnte über den Gedanken nicht hinwegkommen, daß ich in seinen Augen die sichtbare Pflege des Andenkens an Luise noch immer verwirkt hatte. So wurde mir manche bittere Stunde.

* * *

Ersatz und immer wieder Ersatz: les délices de Przonsna. George nahm durch seine Briefe, durch die Erwartung seiner Ferienheimkehr, durch die tausend Dinge, die von ihm sprachen, daran teil. Aber die Hauptsache war doch der schöne und liebliche Geist der Schlossherrin.

Eigentlich eine seltsame Lage: junge Witwe, junger Witwer unter einem Dache vereinigt und durch soviel gemeinsame Interessen, hauptsächlich aber in der Liebe zu George verbunden; Uda Lovisa gewiß in vielen Dingen auf mich angewiesen, wissend zugleich, daß mein Aufenthalt hier nur noch kurze Zeit dauern werde, sicher wohl auch, daß die Betternschaft im Lande die adelige Ehre des Hauses durch den solcher Art geendeten Gemahl heruntergezogen und geschmählt ansah und von ihr abrückte: soviel Gründe, soviel Winde, die uns aufeinander zu trieben . . .

Es kam der Jahrestag meiner Ankunft auf Schloß Przonsna, der Vortag des Johannistages. Erst machte mich die geknickte Stocklaterne von Hausoffizier, die seit dem Abgang des Freiherrn etwas mehr in die Vertikale gekommen war, und dann Roman Mazurek, der jetzt vor mir die Nase auf dem Boden schleifte, darauf aufmerksam. Es hätte dessen nicht bedurft. Die Ulmen vor den Fenstern rauschten es mir schon mit dem Morgenrot zu.

Warum sollte ich nicht einmal zur Tagesfeier einen Gang um die prunkenden Felder machen, mich in Betracht der golden reifenden Früchte meines Anteils an dem abgelaufenen Jahre zu erinnern?

Und hätte es dennoch nicht tun sollen, denn es legte sich Stimmungsgrund in meine Seele, Weichsein, Geschmolzen-

heit, Traurigkeit. Wie es immer bei solchem Aufkommen in mir ist, es drängte mich etwas zu konträrem Handeln. Der herrschaftliche Reitknecht ritt mit zwei gesattelten Pferden an mir vorbei. Das ledige war des Freiherrn Stute Stanislowa. Der Knecht wollte nachher wechseln.

„Halt, Antek, ich will mal mitreiten,“ rief ich.

Er sprang dienstbeflissen vom Gaul und hielt mir den Bügel. Da saß ich im Sattel und war Freiherr. Hopp, hopp, hopp, ging es über Stock und Stein. Lebenslust fiel mich an wie ein Adler aus der Höhe. Wir ritten und ritten. Es gefiel mir ungemein im Sattel. Mir kam der Beduinenspruch von dem höchsten Glück auf der Erde auf dem Rücken der Pferde ein; ich erlebte die Seligkeit des Betrachtens der Natur von oben. Als ich dann vor dem Schlosse abstieg, stand Uda Lovisas Holdgesicht im offenen Fenster und nickte mir freundlich zu. Da wurde ich schamrot, denn ich hatte wieder einmal getan, was ich nicht tun wollte und sollte: Ich hatte Herr gespielt, mehr als das, Freiherr, Grundherr.

* * *

Auf der Zweispältigkeit des Morgens baute sich der Tag auf. Er hatte heimliches Feuer entzündet, er trug Düste des blühenden Kornes und Heudüste zugleich in sich. Es brachte mir auf die Stunde genau Georges Glückwunsch zum heutigen Tage und die leicht bebende Hand der Freiherrin, die mir den Brief Georges in die Hand legte.

Nun brauchte nur noch das blaue Turmzimmer zu kommen, der Stußflügel, die Nachtstücke von Chopin und ein Hauch der fruchtschwellenden Abendluft von draußen.

Und alles, alles kam. Ich hatte Chopin gespielt, ich weiß nicht wie oft und wie lange, und immer die Weise von der Trauer in der Liebe. Ich drehte mich auf dem Klaviersessel herum. Die Freiherrin saß nicht weit von mir in einem kleinen, blauen Samtessel. Ihre schönen Hände waren um ihr Taschentuch geschlungen, der Kopf etwas seitlich geneigt. Rotgoldene Scheine tränkten nicht weit von ihr die blaubespannte Wand; sie selbst war nur Umriß in verschwimmenden Linien. Da hatten unversehens die Frauen gewechselt. Luise saß vor mir.

„Ich ließ den Sarg des Grabes Nacht entheben,
Zurück sie tragen in das schönre Leben.“

Uhlands Verse rannen durch die Luft, und als sich mir die Stimme in der Brust löste, war es Luise, mit der ich redete.

„Schon huben sich die bleichen Augenlider,
Ihr Auge schmachtete zu mir empor;
Bald strebten auf die frisch verjüngten Glieder,
Sie schwebte blühend in der Schwestern Chor.
Der Liebe goldne Stunden traten wieder,
Selbst mit des ersten Kusses Lust, hervor,
Bis sich verlor ihr Leben und das meine
In sel'ger Kindheit Duft und Morgenscheine.“

Ich lag mit verschränkten Armen auf der Lehne des Klaviersessels, und Worte an Luisen gingen mir vom Munde, von denen ich nicht gewußt hatte, daß sie in mir waren. Der Abendschein wich. Ich sprach ins Dunkel des Turmgemachs hinein. Und nach dem Liebeslied der letzten

Strophe trat meine Schuld aus mir, und ich bekannte in das Anflitz der im Traum Erstandenen, was ich getan, kaum daß sie mich aus den erkalteten Armen gelassen. Und war doch Uda Lovisa gewesen.

* * *

Das Kind des Treulosen kam im September zur Welt. Uda Lovisa wollte es Irene genannt wissen und so wurde es gekauft. Es hatte Mühe genug gekostet, Kasimir an die Stelle des ganz fremd zum Schloß gestellten Orts-pfarrers von Przonsna zu setzen. Uda Lovisa hatte es mit größter Kraft durchgeföhren. George, der zur Tauffeier gekommen war, zeigte das Bild reinsten Freude und Entzückung über das kleine Wesen, das nur gekommen schien, einen leeren Platz in seinem Herzen auszufüllen. Meine besondere Freude war, daß er den Vorgang mit größter Naivität betrachtete, ja meinte, daß, wenn der Vater gewußt, welch ein Glück bei ihnen einkehren würde, er gewiß nicht davongegangen wäre.

So hatten wir denn ein niedliches Saugkindchen im Hause, das gebündelt und gewickelt wurde, krächte, schrie und strampelte, als wüßte es, daß es in diesem Falle noch ganz etwas anderes bedeutete als sonst ein lieber Menschenproß. Uda Lovisa hatte ihre und ihres Mannes Verwandte, soweit sie in erreichbarer Nähe waren, geladen. Als einziger kam ein Vetter, ein älterer Junggeselle mit einem dunklen Rotzongesicht und vielen Pockennarben, schnarrte sein Verslein von magerem Gewicht herunter und interessierte sich von da an nur noch für Speisen und Getränke, die das Taufessen erwarten ließ. Als der leise schlummernde Tauf-

ling nach der Tafel herumgereicht wurde, damit man das liebe Gesichtlein einen Augenblick für sich betrachten könne, trat er, ehe die Reihe an ihn kam, ab und erschien erst wieder, als der lästige Aktus vorüber war.

Meine Augen umfaßten die zarte Gestalt der Hausfrau, die unbewegt durch solche Nadelstiche, mütterlicher Würde voll, der Taufgesellschaft präsidirte. Wehmütige Gedanken wollten mich erfassen. Ich drängte sie zurück und schwindelte mir vor, daß, wenn die Zeit weiterhin so stürmisch über uns hingehet, sie auch das Leid ganz aus ihrem Leben wegblasen werde. Nach Tisch, als sich die Gäste im Park zerstreut hatten und wir allein im Haute-
lissenzimmer zusammensaßen, fand ich sie zu einem Worte der Freundschaft.

Wir waren seit jenem Traumabend nicht mehr recht zusammengekommen. Scheu der Berührung lag zwischen uns. Man kann das nicht alles ins einzelne auflösen und zergliedern. Ich hatte auch immer Gerichtsgeschäfte und Besuche in Gieraltowiß vor, war viel unterwegs, um mit dem Landrat zu konferieren und den Richter Klemm, bei dem sich gewisse verdächtige Delirien gezeigt hatten, zu vertreten. Schmerzen trug ich dabei immer mit mir herum, aber auch ein bißchen Genugthuung über jenen Traumabend, weil ich gewissermaßen im Dunklen den Weg der Ehre und des Rechtes gefunden, und weil ich doch schon soweit war, daß die Idee von Ehre und Recht mich bis in traumhafte Zustände hinein ergriff und erfüllte. Es konnte also nicht ganz so schlecht um mich bestellt sein. Was im Geschehen fast keine Wirklichkeit zu haben schien, jetzt nachträglich hatte es wuchtige Gestalt bekommen.

Vielleicht war das nur ein Anfang, aber er beglückte mich jetzt in dem Augenblick, wo ich gefestigt Ada Lovisa gegenübertrat. Ich begann, meiner Schmerzen froh zu werden und sie als den notwendigen Weg zu dem Ziele zu betrachten, einmal ein wirklich guter Richter zu werden.

Ada Lovisa stand befangen vor mir, aber ihre Befangenheit wich unter meiner freudigen Miene. Ich zeichnete ihr ein Bild ihrer nächsten Zukunft, wie ich sie sah, und ich trug freundliche Farben auf.

Es klang wie Erschrecken, als sie mich unterbrach:

„Glauben Sie selber daran, lieber Freund?“

„Ja, Freiherrin, daran glaube ich.“

„Und gehen doch von uns?“

„Darunter wird Przonsna nicht zu leiden haben.“

Jetzt füllten sich ihre Augen mit Tränen, und wenn nicht die weise Frau mit dem Läufling hereingekommen wäre, vielleicht wären einige Pfeiler meines Neubaus unter mir weggebrochen.

* * *

Monde flogen dahin. Der Zeitwagen schien doppelt gespannt zu sein und der Lenker mit hochgeschwungener Geißel darauf loszupeitschen. Warum nur? Ich hatte es wahrlich nicht so eilig. Immer deutlicher zeichnete sich das Kommende in Staat, Land und Einzelschicksalen, die liebe Wenigkeit mit eingeschlossen, ab. Der Abschied von dieser Scholle würde mir schwer genug fallen. Vielleicht auch anderen. Was bildet man sich in seiner Herzens-einfalt nicht manchmal ein?

Die Ernte hatte vieles gut gemacht. Die böse Krankheit war an sich selber gestorben. Trenens Trompetenstimmen füllte die Räume des Schlosses. Ich machte dem blau gestrichenen Korbwägelchen täglich mindestens einen Besuch, um festzustellen, wann sie meinen Zeigefinger umfassen würde. George schrieb Briefe, die allmählich einen bewußteren Ton bekamen. Kameradschaft und Freundschaft traten in sein Leben. Er fing an zu vergleichen, herauszuheben, abzulehnen, Menschen und Dinge zu wägen. Es war auch aus der Ferne ein Genuß, das Jünglingwerden mitanzusehen.

Schon nahte draußen wieder der Herbst. Blasse Tage schleppten sich durch die leeren, stummen Felder. Bei jedem Morgengrauen erhob sich träger der Tag, warf einen verdrießlichen Saft über die Schultern und schritt brummend voran. Über die vergilbten Wiesen hoben sich die gehörnten Häupter der Rinder und senkten langsam, mit den Kiefern mahlend, die Augen in den weiten, weiten Raum. Ein flügelahmer Storch, den die Vetter nicht mitgenommen, stelzte zwischen ihnen herum. Ach Gott, ach Gott, wo ist die befreiende Kugel für die armen Übriggelassenen, Zurückbleibenden?

Wenn mich nicht immer wieder meine lebendige Arbeit, der ewige, nie endende Kampf mit dem Unrecht, das ich in Recht zu verkehren habe, aufgeschreckt und wach gehalten hätte, mich hätten die trübseligen Novembertage wo das Rauschen der Wälder als ein beängstigendes Raunen Dorf und Schloß erfüllte, selber trübselig gemacht. Wenn nur bloß Schnee käme, dachte ich oft, ich würde ihn schon nicht für ein Leichentuch ansehen, sondern für

eine lustige, junge Sache mit klingelnden Schlitten und freundlich geröteten Gesichtern.

Als aber dann der erste Schnee fiel, schien er doch ein Leichentuch zu sein und wahrlich eins, das ich bei aller Besorgnis noch nicht gewebt glaubte. Eines Morgens, da ich mit Roman Mazurek emsig arbeitend in der Gerichtsstube saß, kam ein Junge mit einem Zettel hereingeraßt. Auf dem stand: „Votre ami désire de vous voir. Dépêchez vous, monsieur! Dr. Michael Sonneck.“ Erst ärgerte ich mich über den verdammten Kerl von Doktor, dann stußte ich. Furchtbares trat vor meine Augen. Das nicht . . . das nicht, das darf nicht sein . . .

Und schon lief ich auf Bieralkowicz zu. Naß und dunstend lagen die Kleider an meinem Leibe, als ich in die Pfarrsstube eintrat. Kasimir saß in seinem Lehnstuhl, der Kopf war weit vorgeneigt. Seine Hände lagen schlaff auf den Armlehnen. Ein schwarzhaariger Kaplan kniete auf seinem Bettstuhl. Weiß schimmerte die Lonsur im Glanze der Wachskerzen, die beiderseits aufgesteckt waren. Das Mal der letzten Dlung sah ich auf der gebeugten Stirn meines lieben Freundes.

„Kasimir, lieber,“ hauchte ich zu seinen Füßen. Er erhob müde die eine Hand ein wenig, aber der Kopf blieb tief gesenkt. Ich suchte seine Augen und fand sie nicht. Die Brauen waren heruntergesunken und gruben sie ein. Ich rührte den Kaplan sacht an der Schulter, er solle einen Augenblick unterbrechen, um mir draußen Aufklärung zu geben. Unwillig und mit vorwurfsvollen Blicken folgte er mir. Sein Bericht war mager. Er sei erst vor einigen Tagen zur Unterstützung des Pfarrers hierher geschickt

worden. Ob der sie selber erbeten, wußte er nicht. Heute Nacht sei ein Schwächezustand eingetreten. Er habe darauf den Dr. Sonneck rufen lassen. Der habe viel Unverständliches gesprochen, wovon er nur immer die zwei Worte verstanden habe: „Vinum hungaricum“. Schließlich habe der Doktor angeordnet, daß Hochwürden angezogen und in seinen Lehnstuhl gesetzt werde. Dort sitze er seitdem, und er, der Kaplan, versuche es seitdem mit der Hilfe der himmlischen Mächte.

Was soll ich sagen? Ich setzte es durch, daß noch am selben Tage ein grunddeutscher und grundgescheiter Medikus aus Ratibor kam und gleich eine Pflegechwester, wieder Schwester Maria Monika, mitbrachte. Freund Kasimir lag dann bald wohlversorgt in seinem Bett. Brunnkühle Kompressen lagen auf seinem Haupte. Ein Quart Blut hatte er lassen, viel Schröpfköpfe ertragen, Bitteres schlucken müssen.

War es das? War es seine gesunde Natur? War es ein Drittes? Welches?

Es kamen die Frauen des Dorfes und knieten betend im Hausflur.

Auch die Männer kamen und knieten.

Junge Mädchen im Kirchengewande kamen.

Schulkinder mit dem Lehrer lösten sie ab.

Junge Burschen sah man mit den Mützen in der Hand bescheiden in der Hausecke stehen.

Der Hausflur war voll von Menschen. Diese sonst so lärmhaften Menschen waren still und huschend wie die Fledermäuse, berührten die Steinfliesen mit der Stirn und lispelten, ein jeder für sich. Nicht einmal ihr

Weinen machte Geräusch. Still rannen die Tränen über die Wangen.

Auch den schwarzen Kaplan will ich nicht schelten. Er tat, was seines Amtes war, lud alle, die gekommen waren, ein, in die Kirche zu kommen; er würde die Messe lesen.

Das Dorf füllte die Kirche. Wer eine Kerze im Hause hatte, brachte sie mit und brammte sie an. Der Schwaden der Lichter mischte sich mit dem Weihrauch des Priesters. Das ganze kirchenversammelte Dorf war ein Gebet, ein Bitten, ein Kniefall.

Und am dritten Tage war Kasimir Fanta, der gute Pfarrer von Gieraltowitz, wieder bei sich und seine ersten Worte waren: „Ihr ließeet mich nicht . . . nein, ihr ließeet mich nicht.“

Zu Weihnachten zelebrierte er selber wieder das Hochamt. Ich teilte die Weihnachtstage zwischen Gieraltowitz und Przonsna. Vinum hungaricum war streng verboten, aber Kasimir ruhte nicht, bis ich mein Traktament gut preußisch und richtig zugemessen erhalten hatte. Er begnügte sich, wehmütig am Stöpsel zu riechen. „Gaudeamus“ und der „Fridericus“ mußten wieder heran. Nur den Vers von den „mulieres tenerae amabiles“ konnte seine schwer gewordene Zunge nicht mehr mitsingen, und als ich sang: „Nun ade, Lovise, wisch ab Dein Gesicht, eine jede Kugel, die trifft ja nicht“, bekam er einen so starken Schlucken, daß ich wieder recht bedenklich wurde.

* * *

Am 5. Januar des neuen Jahres wurde durch Königliche Verordnung die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben.

Die Verhandlungen, was mit den alten Patrimonialrichtern werden solle, begannen. Auch die Gerichtsschreiber sollten, soweit angängig, übernommen werden. Roman Mazurek schlich als winselnder Köter um mich herum. Ich trat ihn nicht mit Füßen, aber mein Entschluß war gefaßt. Durch mich sollte er nicht in den königlichen Dienst kommen. Ich erhielt Vorladung vor den hohen Chef in Ratibor. Mit weniger bänglichem Herzen als damals stieg ich die Rampe des Oberlandesgerichts hinauf, und besser noch als vordem wurde ich empfangen. Seine weißen, gepflegten, sanften Hände streckte er mir beide entgegen und lud mich freundlich zum Sitzen ein.

„Wenn Sie nicht anderen Sinnes geworden sind, so habe ich Sie nur zu fragen, Herr Patrimonialrichter, welche Stelle Sie wünschen. Ich habe hier eine Liste der Stellen, die im Bezirk besetzt werden. Nehmen Sie und lesen Sie!“

Ich nahm und las. Doch meine Augen trübten sich so, daß es mir war, als ob ich nur zwei Ortsnamen lesen könnte. Durch die Trübung erschienen mir die Wege von einem zum anderen . . . von einem zum anderen. Sie führten immer über Gieraltowiß und Przonsna, nicht anders. Von wo war es näher dorthin? Wohin reichten die Apostelfüße des demnächst königlichen Richters Agidius Wichura am besten? Ich nannte beide Namen und fügte gehorsamst ein, daß das hohe Ministerium meinem Glück ein goldenes Richterkrönlein aufsetzen würde, wenn es mich an einem der beiden Orte zum Pupillenrichter mit einigen sonstigen Knochenbeilagen, die ich gern in Kauf nehmen würde, machte.

Der hohe Chef wiegte sein feines Haupt. „Und höher geht Ihr Ehrgeiz nicht, Herr Patrimonialrichter? Sie scheinen die bevorzugten Stellen dieser Liste übersehen zu haben.“

„Sie sind für mich nicht vorhanden, Herr Chefpräsident.“

„Und wollen nur eine dieser bescheidenen Stellen?“

„Ja wohl.“

„Nun ich denke, Sie werden künftig mit sich reden lassen.“

„Ich glaube kaum, Herr Chefpräsident, ich habe ganz bestimmte, persönliche Gründe, so zu wählen.“

„Das muß ich wohl annehmen. Es bleibt also dabei, und ich denke, die Ernennung wird nicht lange auf sich warten lassen. Also nur noch den Ort, bitte.“

„Leobschütz, Herr Chefpräsident.“

„Gut, ich danke Ihnen.“

Nach drei Wochen war ich zum königlichen Pupillenrichter in Leobschütz bestellt.

* * *

Die weiteren Wochen waren ein ewiges Abschiednehmen, und zwar hübsch gegenseitig und fast so ausgefeilt wie der *contrarius actus* des römischen Rechts. Manche taten, als ginge ich nach Abessinien oder nach Marokko oder gar zu den Kannibalen. Roman Mazurek trug seine Abschiedschmerzen auf der Stange herum. Kein Tag, da ihm nicht eine Träne in die Schnupftabakdose fiel. Ich hatte aber die wahren und die falschen Tränen, die beide hierzuland recht locker sitzen, zu unterscheiden gelernt, und kein Mitleid wandelte mich an. Selbst als er das dürre Reis seiner besseren Hälfte als Tränenweide vor mich hinpflanzte, wurde ich nicht weich. Ja, ich mußte als ge-

treuer Sachwalter der Freiherrin den Rat geben, ihm auch die Rentmeisterei nicht mehr zu belassen. Ich war allgemach hinter neue, recht schwarze Dinge seiner Ausführung gekommen und ahnte schwärzere. Mit solchen Schubiaks sollte sich Uda Lovisa fürderhin nicht quälen müssen.

Die Freifrau aber, je weiter von den schmerzlichen Ereignissen des letzten Jahres getrennt, nahm zu an Befastheit und Ergebenheit in ihr Schicksal. Unsere Unbefangtheit gewannen wir allmählich wieder, besonders wenn das Korbwägelchen Trenens zwischen uns stand. Wie auf Verabredung mieden wir das blaue Turngemach wie das gefährliche Spiel der klingenden Saiten und machten uns weise Pläne, wie sich meine Vormunds- und Beraterpflichten mit meinem neuen Amte würden vereinigen lassen. Zunächst dachte sie daran, mir allwöchentlich am Samstag bis nach Leobschütz die freiherrliche Fuhre zu senden, damit ich den Sonntag in Przonsna verlebe. Ich mußte, abgesehen von den sich auch gelegentlich Sonntags auswirkenden Amtspflichten, den guten Kasimir als Schirm und Schild vor mich halten. Es war auch gewiß nicht anzunehmen, daß die auf äußerste Sparsamkeit einzustellende Wirtschaft öftere Fuhren auf so weite Fahrt würde hergeben können. Schließlich kamen wir auf ein gemischtes System von Verabredung und freiem Entschluß und auf das Vertrauen in die gegenseitige Bereitwilligkeit ab.

Täglich goß nun die Sonne mehr Licht ins Land. Immer näher rückte Freund Lenz, diesmal nicht so zur Untreue geneigt, aufs Ostland zu. Schon blühten Schneeglöckchen und Lungenkraut in den Wäldern an der Oder und die

Perlenschmüre an den Weidengerten bekamen goldigen Schimmer. Alles war im Geleise, Lenz und Land, Finken und Stare und die wilden Herzen der Menschen. Die Bauern schafften und werkelten, daß es eine Lust war, vergossen Sämannschweiß und senkten Hoffnung und Erwartung in den Erdenschoß. Alle wußten nun, daß ich gehe, und wie stumpf darüber auch mancher seiner Wege ging, ich fühlte doch noch lange vor dem eigentlichen Abschiedstag manch schwielige Freundschaftsfaust in der meinen; auch Dank ohne Worte, der mir lieber war als Roman Mazureks und seines Weibes salzige Zähren.

Mein guter Kasimir lag meinem neuen Amtssitz um anderthalb Stunden näher als Przonsna. Vor seinen Ohren drückte ich die Entfernung auf eine Nachmittagspromenade zusammen. Es war nun leider soweit, daß man ihn beschwindeln konnte oder daß er wie die meisten Lebensabiturienten tat, als ließe er sich beschwindeln. Kein Zweifel, daß es bergab mit ihm ging und daß die Zeit kommen würde, wo man ihn gehen lassen mußte, ob man wollte oder nicht.

Da staunte ich: in dieser letzten Zeit gerade ließ er noch ein Dgboft dreibüttigen vinum hungaricum anfahren. Das Faß kam von der Wilhelmsbahn, wuchtete schwer auf dem Frachtwagen und der Expeditionskutscher schimpfte weidlich über die ungefüge Last. Wird wohl mehr gewesen sein, daß er's abliefern mußte, statt seinen gierigen Mund ans Spundloch zu halten.

„Kasimir, Kasimir,“ sagte ich strafend und in einem Tone der Gravität, der mir gar nicht lag, „vinum hungaricum ist dir streng verboten und du lädst dir den Keller voll.“

„Glücklich, wer noch über einem vollen Fasse wandeln kann, jeje!“

„Ja, aber . . .“

Er beehrte auf. „Wer sagt dir, daß ich das Faß austrinken will, du dumme Pupillenrichter, jeje?“

„Wer sonst?“

Da lachte er verschmigt in sich hinein und sprach nur drei Jejes. Die waren vieldeutig und irrten schwankend in der Pfarrstube herum.

* * *

So ging ich denn eines schönen Apriltages in dem stillen Lößstädtchen vor Anker, bezog zwei Stüblein, richtete mich mit dem Hausrat Luizens schlecht und recht ein und nahm ein ungemein alltägliches, kaum als Weib anzusprechendes fahlgraues Wesen als Wirtin und Bedienerin an. Mein neues Lagerwerk begann.

Wie schal und schmal diese Wassersuppe nach der reichen Kost des vergangenen Jahres! Ich brannte gleich den ersten Samstag durch, um im Reichthum der quellenden Wasser zu baden, die ich verlassen. Selbstverständlich fand ich in dem Brunnen meiner Liebe sogleich das struppige Haar eines mißgünstigen Wesens, nämlich das Gefühl: ich bin nicht hier, ich bin nicht dort. Es half also nichts, als sich durch diesen Anfang eines neuen Lebens durchzuleben. Pupillen, man reiche mir Pupillen, nicht Aktenschwänze, sondern lebendige Menschen, Kinder, deren hängende Schultern ich aufrichten konnte, Amtsgenossen, mit denen ich verständig über richterliche Belange diskutieren konnte, mehr als alles dies . . .

Was war denn mehr als alles dies?

Hier war ein eigener Fall: Hier wollte ein Mann sein lediges Kind anerkennen und wußte nicht einmal, ob es geboren war; einer, der Tag und Nacht zu seiner Pflicht gerufen zu werden wünschte, nur daß kein Ruf kam; der sparte und darbtete, damit dem Kinde ein weiches Bett bereitet würde, aber keine Mutter meldete sich.

Was tat ich nicht alles? In den Akten meines Gerichts, die ich ängstlich durchsuchte, war nicht ein Pünktchen zu ermitteln. In meinem Gerichtsbezirk konnte der Fall nicht eingetreten sein. Ich suchte dennoch auf den Wochenmärkten nach der Ungetreuen, ließ mich oft täuschen und doch nicht abhalten, immer wieder zu forschen und zu fragen. War das Kindlein geboren, mußte es nun schon drei Monate alt sein. Entgegen meinen früheren Bedenken machte ich neue Ausflüge in Dörfer, in denen „Lehnerts“ wohnten.

Endlich kam ich auf eine Spur. Es war in der Nähe der kaiserlichen Grenze eines Abends, daß ich mit einem Feldhüter ins Gespräch kam. Nach Gewohnheit holte ich weit aus, aber der kluge Alte hatte bald heraus, daß ich auf der Pürsch war, und es kam mir vor, als wenn er durch geschwätzige Zwischenzählsel und listige Wortsetzungen die Jagd aufhalten wollte.

„Lina Lehnert, na ja, ja . . .“

„Kennen Sie sie?“

„Und ob ich sie kenne.“

„Nur, ob's dieselbe ist, die ich . . .“

„Suche,“ wollen Sie sagen, lieber Herr?“

„Jawohl. Wie alt wird denn Ihre sein?“

„Nu, wie alt wird sie denn sein? Die jüngste nicht und die älteste auch nicht.“

„Das ist nicht sehr genau.“

„Nee, nee, sehr genau ist das nicht, lieber Herr, aber wie sollt man das wissen?“

„Und rotblondes Haar?“

„Nu ja, ja, gäl schon, Herr, gäl is se.“

„Und war lange in Diensten im Polnischen?“

„Nu ja, ja, im Polnischen wird's wohl gewesen sein.“

„Und wo das war, wissen Sie nicht?“

„Nee, das weeiß ich nicht, bloß se hat von dort was mitgebracht . . .“

Meine Nerven spannten sich an. „Was denn?“

„Nu je, was wird wohl ein Mädcl aus'm Dienste mitbringen?“

Jetzt kam's. „Und wo ist sie jetzt?“

„Jetzt, jetzt, Herr? Nu, wo se alle hingehen, wenn's so weit ist.“ Er wies mit dem Daumen über die Grenze ins Kaiserliche.

„Das ist ein weites Land da drüben.“

„Da haben Sie schon recht, lieber Herr.“

Das war die leichte Spur im Sande. Wenn nur kein Wind kam.

* * *

Vierzehn Tage später stand ich vor meinem Kollegen, dem Pupillenrichter am österreichischen Bezirksgericht Jägerndorf. Der sollte helfen. Freundnachbarlich war man sowieso eingestellt und mußte sich oft genug in Pupillensachen aushelfen.

„Marand Josef,“ schrie der Mann von seinem kurulischen Sessel aus lustig auf, „amal wieder a Kollega von der preißischen Seit. Dös wär nit schlecht. So, Gerichtsdienner, packen's d' Akten zusammen, schmeißen's de Leit naus, mir machen an Frühtrunk, der Herr Kollega und i.“

Daran war mir nun nicht gerad gelegen, wenigstens nicht gleich. Ich machte nicht viel Federlesens mit Bedenken und sonstwas und zog fest vom Leder, nur daß ich nicht erkennen lassen wollte, ich selber sei der Interessent.

„No freili, freili, Herr Kollega, um i wir au nôt arg fragen, ob's a Amtsbelang is oder nôt . . . nô, nô, dös loäß i fein bleiben. Mit die Frauenzimmer bist allweil in der Patsch'n, ob'st an Rosenkranz beßt oder am Zeisel aufbuckelst.“

Wie er das sagte, zwinkerte er mich aus dem linken Augewinkel an, daß ich laut auslachen mußte, sprang auf, um in die Kanzlei zu eilen, drehte sich nochmals an der Tür um, um zu fragen: „Wie hoäßt dö Karbatsch'n?“

Ich gab Bescheid und in fünf Minuten stand er, den Akt wie eine Fahne schwenkend, vor mir: „Hat ihm scho, Kollega, hat ihm scho!“

Also da stand es breit und klar, daß die ledige Lina Lehnert am Weihnachtstage 1848 in Margendorf, Osterreich-Schlesien, ein Kind weiblichen Geschlechts geboren habe, das in der heiligen Taufe den Namen Helene erhalten habe.

„Und der Vater?“ kam's von meinen erblassenen Lippen.

„Schloag'n mer um, Kollega, schauen mir's Mandat an . . . und da steht . . . und da steht . . .“

Er machte Paternosterlängen aus seinen Worten.

„Da steht: dös soag i nöf. Schauens her, Kollega, da steht: dös soag i nöf. So a Mensch von einem Weibe! Dös soag i nöf.“

„Weiter, weiter,“ drängte ich.

„No weiter? Also gut, no weiter. Bitt schön, hier Tagesfassung vom 23. Jänner 1849, wieder daselbig: dös soag i nöf. Schauens daher: Unterschrift Lina Lehnert.“

„Weiter, weiter.“

„Nachforschung, wer dös Kamel von Vater sein kömmt. Ja, Kollega, hier wird geforscht, geschaut, vigiliert.“

„Weiter, weiter.“

„Zugereist im Heumond 1848 von Unbekannt in schwangere Zustand' und untergestand'n bei der Witfrau Anna Lorenz, dös kein Wissen hat.“

„Und sonst nichts?“

„Freili, freili, dös Hauptsach für an Pupillenrichter: Vormund, der Bauer Ignaz Dengler in Margendorf, verpflichtet durch Handschlag an Eidesstatt und Unterschriftsleistung. No is g'nug, Kollega?“

„Und die Alimente?“

„O so a Preis, so a Preis von an Richter! Schau mer nach die Aliment. Armeleutsache natürl. Die G'mein muß zahl'n.“

„Herrgott!“

„Daber naan, oaber naan, Kollega, woas soag i da, woas hoagt denn dös? Schau's dös Frauenzimmer an. Geld hoat's wie Heu, braucht koane Aliment, nimmt koane Aliment. Hoat selber an Schober voll auf der Sparkassa. Dös Sparbüchl hoat's selber vorg'legt. Da steht's: achthundert Gulden. Daß du die Plaze kriegst! Und läufst

ins fremde Land herinnen. So, sehr gutt, sehr gutt! Also mag's bleiben, dös Karbatsch'n mit ihrem Bankert. Mir san nöf dargeg'n.“

Das war nun wirklich alles.

Do ut des, hieß es bei den alten Römern. Ich gebe, damit du gibst. Er hatte gegeben. Nun war ich dran, ob mir auch mein Sinn anderswohin stand. Frühtrunk hieß meine Gabe. Mit böhmisch Bier fing's an, ging über einen süßigen Erlauer zu einem eirunden Magdalener, der in keinem Glase stand. Mit der Unterhaltung kam's ähnlich, nämlich vom Amtschimmel über den Altvater zu dem erledigten Fürsten Metternich. Bei dem gemeinsamen Fürsten Lichnowsky, der von Preußen zur Nationalversammlung in die Paulskirche entsendet war, hatten wir uns fest, und die Fäuste krachten auf den Tisch über die Frage, ob er ein Guter oder ein Schlimmer wäre und welches Vaterland auf ihn stolz zu sein hätte.

So legte sich dieser Frühtrunk und dann wieder noch der preußische Amtszwang vor die Ausführung meines unbeirraren Planes. Ich wanderte schweren Kopfes, schwankend erst, verkatert dann, ins Heimstädtchen zurück.

* * *

Mancherlei anderes kam dazwischen, und es dauerte drei Wochen, ehe ich nach Margendorf vorstieß. Ein Zweifel bestand nicht mehr. Dieses rätselhafte Weib war, kaum daß sie empfangen, auf und davon gegangen und war zur Stunde der Geburt im anderen Land untergeschlüpft. Auch wenn ich nur als Richter mit dem Fall betraut gewesen, ich würde darauf gebrannt haben, das Rätsel zu lösen.

Sonntag im ferndeutschen österreichischen Schlesienslande! Nur aus Versehen muß es der alte Fritz damals drüben gelassen haben. Hätte er es doch nicht vergessen! Dasselbe freundlich offene, leichtlebige und harmlose Volk von fränkischem Stamme hauste dort wie hier. Mädchen gingen in geschlossener Reihe, Arm in Arm, die ganze Breite der Kaiserstraße einher. Burschen umschwärmten und umplänkelten sie und wurden mit flinkem Gemäule bedient. Kirschen hingen in den Bäumen, gelb und rot und schwarz, und manche Hand bediente sich, ohne lange nach Eigentum zu fragen. Frischer Gebirgswind sprang jauchzend über die Räume des Altwatergebirges. Aus jedem Wirtshaus klangen Fiedel und Bass, Tuba und Posaune. Zur Freude schien alles gemacht am Herrgottstag. Nur in meinem Herzen sah's aus wie zu Allerseelen. Ich konnte mir nicht denken, Freudigem entgegenzugehen.

Darum ging ich langsam und witterte erst gewissermaßen die Dorfstraße entlang wie auf feindlichem Gelände. Ich wollte um keinen Preis jemanden fragen, schaute rechts und links, tat harmlos, als wäre ich ein Sonntagsspaziergänger, der nur so von ungefähr durchs Dörflein kommt. Nun war ich schon am Ausgang des Dorfes und spürte herum, ob da nicht etwa eine zweite Dorfstraße wäre. Nein, die gab es nicht. Also rückwärts und nun die Augen erst recht aufgemacht!

Auf einmal sah ich, was mir beim ersten Passieren entgangen, auf einer Stange ein Umschlagetuch zum Lüften hängen, das mir bekannt schien. Daneben hingen Kleinkindersachen zum Trocknen. Nun also nicht gesäumt. Hier mußte es sein.

Es war ein ärmliches Holzhäuschen, aber strahlend in Weiße und Blumenschmuck. Stille drin und drum herum. Ich klinkte die Haustür auf, trat in den lehmgestampften Hausflur und klopfte leise an. Keine Antwort! Ich öffnete wie ein Dieb, sah nichts und trat ein.

Jetzt erkannte ich . . . da . . . da in der halbdunklen Ecke einer Mauernische neben dem Fenster saß Lina Lehnert und schlief. Durch das dichte Weinlaub vor dem Fenster stahl sich ein winziger Sonnenstrahl auf ihre linke Wange und zeigte mir, daß sie ein Weib in vollster Blüte geworden war. Das Kind lag zu ihren Füßen in einem Wiegenkorb und schlief auch. Sie mußte es eben getränkt haben und war gleich ihm müde geworden. Noch stand ihre Brust, ruhig und gesund atmend, offen. Kraft und Schönheit war in allen Gliedern versammelt.

Mein Herz blühte auf. Hierher, in diese ärmliche Klause war die Arme in ihren irrenden Vorstellungen geflohen, das Kind der Sünde zu gebären und zu pflegen, lebte in stolzer Armut und machte es nicht wie die Bauerndirnen, daß sie den Genieser ihrer Liebe hart in seine Pflicht zwang und den Wohlhabenden und Höherstehenden erst recht nahm. Wer weiß, wieviel Reue und selbstauferlegte Buße auch in ihr war? Und war es so, so war ihre Buße hundertmal härter als die meine in all der Zeit.

Mein Kind, mein Kind! Ich stand still wie ein Pfahl, die süßen Züge in Ruhe zu betrachten. Ein weißblondes Haarsträhnchen schaute aus dem Häubchen heraus. Die kleinen Häuste lagen geschlossen in Höhe des Köpfchens. Die zarte Haut der Wangen war sanft gerötet. Das

Mäulchen stand halb offen. Ein heller Tropfen schimmerte auf der Unterlippe. Mein liebes, kleines Mädchen!

Nun weiß Aegidius Wichura, wofür er lebt und arbeitet, und ist es auch nicht so, wie es sein sollte und sich für einen beispielhaften Richter geziemte, er will dennoch frohlocken und fröhlich sein.

So dachte ich mit aller Festigkeit und wechselte in diesem Gefühl von ungefähr das Standbein. Der Stubensand knirschte auf. Lina Lehnert öffnete einen Spalt der Augen. Ein Fremdes drängte sich in ihr Blickfeld. Sie sprang auf beide Beine zugleich. Ein lauter Schrei durchfuhr das Haus. Sie bedeckte mit beiden Händen das flammende Gesicht.

Ich trat auf sie zu. „Lina,“ sagte ich vorwurfsvoll, „warum erschrickst du vor mir?“

Sie zitterte wie Espenlaub. Abwehrend streckten sich ihre Hände mir entgegen. Ihre Augen zeigten ein solches Entsetzen, daß ich aufs tiefste erschrak.

„Gehen Sie, gehen Sie,“ ächzte sie.

„Nein Lina,“ tröste ich, „ich werde nicht gehen, ich habe ein Recht, dort zu sein, wo mein Kind ist. Du kannst mich nicht wegschicken.“

Sie fiel auf ihren Sitz zurück und schluchzte vor sich hin. Ich legte meine Hand beruhigend auf ihre Schulter. Sie schüttelte sich und raffte ihre Kleider an der Brust zusammen. Ich blieb fest vor ihr stehen.

„Lina, sag mir doch das eine, das Kind da in der Wiege ist doch mein Kind, nicht wahr?“

Sie entwand sich mir, und von der Mauernische wegspringend stand sie auf einmal mitten in der Stube. Eine lodernde Blut war über sie gekommen.

„Nein, nein, nein,“ gellte sie auf. „Niemand hat ein Recht an dem Kinde, als ich allein . . . ich allein und nun gehen Sie.“

Wut kam über mich. Ich sprang auf sie zu, faßte hart ihr Handgelenk.

„So hast du damals noch einen anderen gehabt?“

Sie sah mich mit einem unergründlichen Blick an. „Niemanden hab ich gehabt, nicht dich und keinen anderen. Ich hab mein Kind für mich. Basta! Was willst du noch? Laß los, laß doch los!“

Ich ließ nicht los, ich zerrte sie vor das Kreuz, das in der Ecke hing: „Hier, vor dem da sollst du mir es in der Wahrheit sagen, wenn du ein christ-katholisches Weib bist, und lügst du mich an, so bist du eine Besessene und sollst verflucht sein bis über den Sarg hinaus, du . . .“

Nun hatte ich so laut und zornig geschrien, daß draußen einer, der auf der Straße ging, anhielt und auf das Haus zukam. Gleichzeitig erwachte das Kind und fing an zu weinen. Die Szene stand einen Augenblick.

Mit einem gewaltigen Ruck entzog sich Lina, hatte blitzschnell den Wiegenkorb mit dem Kinde erfaßt und war aus der Stube gelaufen. Die Tür krachte zu. Ein rostiger Schlüssel quietschte im Schloß.

Der Mann von draußen trat in die Stube. Ein drohendes Bauerngesicht stand vor mir. Ich schob ihn beiseite und rannte wie ein Verbrecher, der einer bösen Tat überrascht ist, hinaus. Ich lief und lief, als sei der Teufel mir auf den Fersen, bis ich über der Grenze war.

* * *

Das Gefühl tiefsten Erschrockenseins wollte stundenlang nicht von mir weichen. Ich sprach unausgesetzt zu mir: Wie kannst du fast vier Jahrzehnte durch dieses Leben gehen und menschlicher Mächte so unfundig sein? Wie kannst du dich solcherart noch Richter nennen?

Das Leid aller Menschenkreatur mischte sich mit dem meinen. Mir war, als wenn der Verlust des Kindes, das ich mir als eigenes eingebildet, noch das geringere Unglück sei. Es ging schon um mehr. Kenntnis der menschlichen und himmlischen Dinge heißt aller Jurisprudenz, aller Gerechtigkeit Anfang, und da ich mich mit väterlichem Willen zur Frucht ihres Leibes bekenne, darf mich das Weib wie einen verlumpten Bettler behandeln und sich in irgendeine, und wäre es die törichteste Rechtfertigung, wie in einen Domino hüllen? Wenn ich noch glauben könnte, daß ich wirklich kein väterliches Recht hätte. Sollen Gefühle für die Zusammenhänge des Blutes sprechen, in mir bestanden sie mit äußerster Stärke. Nun erst recht. Jede Linie des kleinen Gesichts hatte sich mir eingeprägt, und je sinnloser die Worte waren, die sie mir ins Gesicht gepeitscht, um so stärker wurde ich in meinem Glauben. Aber da sich Vaterrechte nicht ertrogen lassen, wäre der Prozeß des Richters Aegidius Wichura gegen die frühere Pfarrwirtin Lina Lehnert töricht und nutzlos gewesen. Ich ruhte dennoch nicht, forschte, suchte, schrieb. In einer Tagsatzung mit der Witfrau Anna Lorenz, Lina's Wirtin, und dem Vormund, Ignaz Dengler, die ich beide vor das Pupillengericht in Jägerndorf laden ließ, drang ich heftig auf beide ein, gewann auch den Richterkollegen vom Bezirksgericht, mir zu helfen. Es nützte nichts. Lina

sei gänzlich unzugänglich und jede Mühe umsonst, sagten sie übereinstimmend. Sie gebe keine Antwort als die alte, ständig wiederholte, habe im übrigen Geld genug, sich und ihr Kind Jahr und Tag durchzuhalten und weigere sich sogar zu sagen, was sie beginnen wolle, wenn das Geld verbraucht sei. Übrigens sei sie die rührendste Mutter und weiche nicht einen Augenblick von ihrem Kinde. Solange man sie nicht nach der Herkunft des Kindes frage, sei sie gut und von einer ungetrübten, stillen Heiterkeit, und scheine sogar aufgelöst in Freude. Stundenlang könne sie am Wiegenkorbe sitzen, ruhig betrachtend und versenkt in die Züge des schlafenden Kindes.

Der Richterkollege zuckte schließlich die Achseln und sagte: „Dös is die G'schicht von der Übermacht des Weibes, Kollega. Sein's stad und lassen's d' Karbatsch'n laufen. G'is halt scho mal arg dumm g'wes'n, daß d'r Adam damals dös Schlaferl im Paradies g'mocht hoat, ansonsten wir dös guate Rippenstück'l no hätten und ka Weib goar nöt amal dazu.“

Den leichten Ton konnte ich nicht vertragen. Gleich nach diesem neuen Abfall machte ich mich auf, um mit Kasimir Fanta zu beraten. Ich fand ihn schlecht. Sein Lebenslämplein schraubte sich täglich um ein wenig zurück. Er saß in seinem Lehnstuhl, hatte sein Brevier in der Hand und den kümmerlichen Rest seiner Vitrinenschätze — der Hauptteil war der Not in seinem Sprengel zum Opfer gefallen — um sich aufgebaut. Seine zittrigen Hände strichen lieblosend über die Stücke. Es war ein offensichtliches Abschiednehmen. Innige Freude malte sich in seinem Gesicht, als ich mir einen Stuhl an ihn herarrückte, um

ihm recht nahe zu sein. Das gesunkene Haupt hob sich zu meinen Augen empor.

„Hast wieder Kummer gehabt, Aegidius, jeje!“

Der Blick des Alten war noch immer untrüglich. Als ich bekannte, atmete er tief auf.

„Laß, laß sie, Aegidius. Der liebe himmlische Vater wird wissen, warum er den Weibern solches verliehen. Jeje!“

„Das sagst du, Menschenkenner?“

Er sprach erschrocken: „Ich kenne die Menschen nicht gar nicht, gar nicht.“

„Und richtest doch?“

„Ich bin der Odem eines anderen.“

„Und ich?“

„Du auch.“

„Guter Kasimir, ich kann nicht ruhig werden.“

„Brauchst du auch nicht, jeje! Nichten ist kein Werk der Lust.“

„So sag mir wenigstens, was du von Lina denkst?“

„Was willst du neue Schmerzen leiden, Aegidius?“

Ich rückte ihm ganz nahe. „Du mußt es mir sagen, Kasimir. Von dir frage ich alle Schmerzen und wüßte keine, die größer sind als die jetzigen.“

„Sie hat dich nie geliebt, gar nicht, gar nicht. Auch damals nicht, als ihr . . . du weißt. Nicht einmal im Rausche war sie dein, und wenn du glaubtest, hast du geirrt, jeje! Sie ist vielleicht die Erde, die gebären will, aber ohne Liebe, ohne Seele, nur für sich, vielleicht etwas anderes, was wir nie erkennen werden.“

Er seufzte tief auf, als wäre es eine Erkenntnis, die er schmerzvoll errungen und nicht nur an Lina Lehnert.

„Ich habe ein Recht auf das Kind.“

„Sie hat mehr Recht und kann bestimmen, ob sie dich zum Vater haben will oder nicht.“

„Ach, Kasimir!“ stöhnte ich auf.

„Was willst du, Aegidius, jeje? Du bist ein reicher Mann. Soll ich aufzählen?“

„Nein, um Gotteswillen. Ich weiß schon, was du meinen Reichtum nennst. Aber siehe, das Kind, das Kind . . .“

Sein Kopf sank in einer plötzlichen Müdigkeit herunter.

„Deine Lenden sind stark,“ murmelte er vor sich hin.

Ich wartete besorgt. Als der Schwächeanfall vorüber war, wurde er fröhlich und sagte: „Hör, Aegidius, ich muß dich was fragen. Ich hab da ein Kodizill zu meinem Testament gemacht. So nenn' Ihr das Ding doch, jeje!“

„Weiß nicht recht, ob's richtig ist. Greif mal dahin in den obersten Schub!“

Und ich las: „Das Faß Tokayer, gezeichnet R. F. 151 in meinem Keller, das mich der Medikus nicht trinken ließ, erhält mein lieber Freund, der königliche Pupillenrichter Aegidius Wichura in Leobschütz, sogleich nach meinem Tode. Nastrowie!“

„Ist es richtig?“

„Richtig schon.“

„Nein, nicht richtig, jeje! Gib her!“

Er riß den Zettel von oben bis unten durch und sah mich strahlend an.

„Du sollst das Faß schon morgen haben. Es ist Zeit, siehst du. Was sollst du warten, bis mich mein lebenswürdigstes Jesulein ruft . . . gar nicht, gar nicht.“

„Kasimir!“

* * *

Der Wein der Vergessenheit rollte in drei Tagen an. Wieder schimpften die Fuhrleute über die schwere Last, und die Leute staunten über den reichen und trunkfesten königlichen Richter, der sich als ein einzelner Mann solche Weinvorräte in den Keller legen konnte. Da meine Wohnung zu hoch gelegen war, als daß böswillige Augen, die überall auf den Richter lauerten, sich an dem trunkenen Richter hätten laben können, hatte meine fahlgraue Hausbesorgerin viel mit Ausgefragtwerden auszustehen. Ihr gleichgültiges Wesen kam ihr zu Hilfe.

Ich schlürfte also unangefochten, den Blick auf die blauen Bergfernen gewandt, in der Attitüde des einsamen Denkers allabendlich die köstliche Labe; noch dazu aus einem herrlichen, kelchförmigen Glase, das er mir zuletzt noch hatte in den Mantel stecken lassen. Allabendlich auch liefen über meine Gedankenbrücken die Verse Justinus Kerners:

„ . . . Doch wird mir klar zu dieser Stund,
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.
Auf diesen Glauben, Glas so hold,
Trink ich dich aus mit hohem Mute.
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal in deinem teuren Blute.
Stillt geht der Mond das Thal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde.
Leer steht das Glas. Der heilige Klang
Tönt nach in dem kristall'nen Grunde.“

Nein, noch war er nicht gestorben. Er lebt und ich spinne die goldenen Fäden unserer Freundschaft durch mein offenes Fenster zu ihm hinüber. Du sollst mir nicht ver-

loren sein, auch wenn einmal das Faß hohl erklingt. Du nicht, Lieber. Wer auch kann in dieser Welt ewigen Widerhalls und ewiger Kreise auf den Wassern von etwas Dahingegangenen, Gestorbenem sprechen?

* * *

Mein Lagerwerk ist Rechtsprechen und Schlichten, Raten, Helfen und viel Schreiben. Meine Ohren hören anders als früher. Meine Augen suchen und finden Dinge hinter den Dingen, manchmal auch nur, daß sie da sein müssen, ohne doch erkannt zu werden. Ich weiß, daß es zwecklos ist, sich darum zu bemühen, wenn sie nicht erkannt sein wollen. Ich lasse nicht ab, den Menschen zu erforschen, aber ich höre mal zeitweilig auf, wenn meine Stirn an einen Felsen stößt. Ich merke, daß auch einfache Worte einen tiefen Sinn haben können. Härten fallen von mir ab, die ich jetzt erst erkenne. Neue Härten klimmen zu mir empor. Ich sehe ein, daß ein schlechter Richter ist, wer um eines billigen Ruhmes willen die Härte scheut. Der Wahrhaftige oder später einsichtig Gewordene wird die harte Hand mehr achten als die ungriffigen Finger des zaudernden und weichen Jüder. Aber freilich, Härte fordert Tiefe der Gedanken. Ich mühe mich täglich um sie und weiß noch viele Leiterprossen über mir. Ich verzage darum nicht, nehme dasselbe Ding, wenn ich es rauh und ungefüge gefunden, noch einmal und wieder vor und manchmal rundet es sich wohlgefällig in meiner bildnerischen Hand. Manchmal auch nicht. Kasimir hat recht: Richten ist kein Werk der Lust, ist auch kein Lohngepamm und kein

Spiel von jedermann und so vieles andere nicht. Es ist demütigste Abhängigkeit von Gott, die Bitte, er möge mit seinem Odem meine Brust erfüllen, um, wenn sie dessen nicht mehr würdig ist, einem anderen, Würdigeren die Loba des Gerichts an den Mund zu setzen.

Das ist der Tag des Amtes. Ihm folgt einmal der Tag von Gieraltowitz, ein andermal der Tag von Przonsna. Ja, les délices de Przonsna blühen auf, schöner als je. Zu Zeiten kommt George. Er bestellt sich seine „Fledermaus“ gleich an die Station und trabt munter auf das Schloß seiner Geburt zu. An der Waldecke vor Przonsna legt er die Sporen ein und galoppiert. Gott sei Dank, sie können ihn nicht verderben. Er schüttelt die Locken so wild wie einst und läßt sich durch die polierten Großstädter nicht von seinem Dunkel Aegidius abbringen, wenn auch dessen Frack so furchtbar wenig in die Taille geschnitten ist und sein Hut sich nicht modisch an den Borstenschädel schmiegt. Zwar schwingen die Sioux-Indianer nicht mehr ihre Tomahawks durch Georges Träume, aber schließlich haben sie sich wohl doch nur, Schlangen wie sie sind, verkleidet, tragen preussische Uniformen, sitzen statt mit Bowieessern mit dem Bajonett auf der Wacht gegen Dänen und Franzosen, besonders aber gegen die Polen. Der Traumherr in George hinge sie, wenn er könnte, alle miteinander mit der Konfederatka auf dem Kopfe an die Kiefern seines erbeigentümlichen Landes . . .

Das sind Festtage. Sind es die georgefreien Besuchstage weniger? Aegidius, sag ich mir oft, sei auf der Hut! Die Scheu vor dem blauen Turmzimmer ist geschwunden.

Wir musizieren gern und viel. Ich bringe Noten aus der Stadt mit, niemals Chopin. Den nie wieder. Ich hasse ihn geradezu. Ada Lovisa hat ihn weggeräumt. Er taugt nichts. Und wenn es Abend werden will, hör ich überhaupt auf. Kurz und bestimmt. Ada Lovisa weiß das schon. Wir lachen beide, nur gesprochen wird darüber nicht. Die Herrschaft, die Kinder, die Leute im Dorf, Kasimir und die allgemeinen Zeitläufte . . . ja, gibt es nicht genug zu reden auf der Welt?

Ich rücke keine Spanne von meinem früheren Ton gegen die Grund- und Gerichtsherrin ab. Nur, wenn sie mich neckt, neck ich wieder. Das darf ich doch? Ich denke, daß keine Gefahr dabei ist, so toujours en vedette, wie wir sind.

Kommt der Sonntagabend, geleitet mich die geknickte Stocklaterne ganz allein hinunter zum Wagen. Der Rutscher senkt die Peitsche, wie er sie vor seinem verfloffenen gnädigen Herrn senkte. Dann geht's im schlanken Trabe durch die Pappeln des Herrenweges. Ich wende mich nicht, ich drehe mich auch nicht ein bißchen um, ich sehe kein flatterndes Taschentuch oder sonstwas. Ich sitze und schaue in die Nacht geradeaus oder über mich in die ewigen Sterne. Mein Schicksal soll nicht mehr von mir bewegt werden. Es soll mich bewegen. Ich raisoniere nicht einmal mehr über meinen eigenen Sündenfall. Er soll gewesen sein. Ich hab auch wirklich genug mit den Schicksalen der anderen zu tun. Meine Mansarde in Nephelokokkygia habe ich fristlos gekündigt. Die Miete ist mir zu teuer.

Montags fängt's wieder an.

„Gerichtsdienner, sind die Parteien in der Familienrechts-
sache Klose beisammen?“

„Jawohl, Herr Gerichtsrat.“

„Gut, rufen Sie sie auf!“

* * *

Daß mein fahlgraues Hauswesen mir auch Predigten halten kann, hätte ich kaum gedacht. Und was für welche? Eine Art Junggesellenunart hat sich bei mir eingenistet, eine gewisse seltsame Vorliebe für Bettzipfel, Kissenzipfel überhaupt alles Bezipfelte. Ich drehe solange, bis der geliebte Zipfel entzwei ist und das rote Inlett herauskommt. Ich drehe nicht etwa alle. Beileibe nicht! Nur ausgesuchte und erlesene. Es ist ein Vorzug für den Zipfel, wenn er gedreht wird und sterben darf. Er muß weich und voll zugleich und er muß mein sein. Das fügt sich nicht immer so. Fügt es sich, gut, dann kommen die Gedanken, die guten, die besseren und dann die ganz guten. Ich drehe immerfort und immerzu, bis . . . na ja, dann stirbt er eben. Wer hielte das auch aus?

Meine Fahlgraue versteht das nicht. Erst suchte sie nach Ratten und Mäusen, fand aber keine. Endlich kam sie darauf. Nun ist sie böse. Sie kann so was Unordentliches nicht leiden. Sie muß nähen und stopfen, ohne es doch eigentlich nötig zu haben, sie muß den Zerschlossenen so formen, daß er keine neuen Gelüste erzeugt. Sie hat direkt eine Zerstörungswut im Ausbessern und Flickern.

Zum Donnerwetter noch einmal! Ist es nicht mein Zipfel und hat nicht jedes anständige Kissen vier?

Ich muß mir einen neuen suchen.



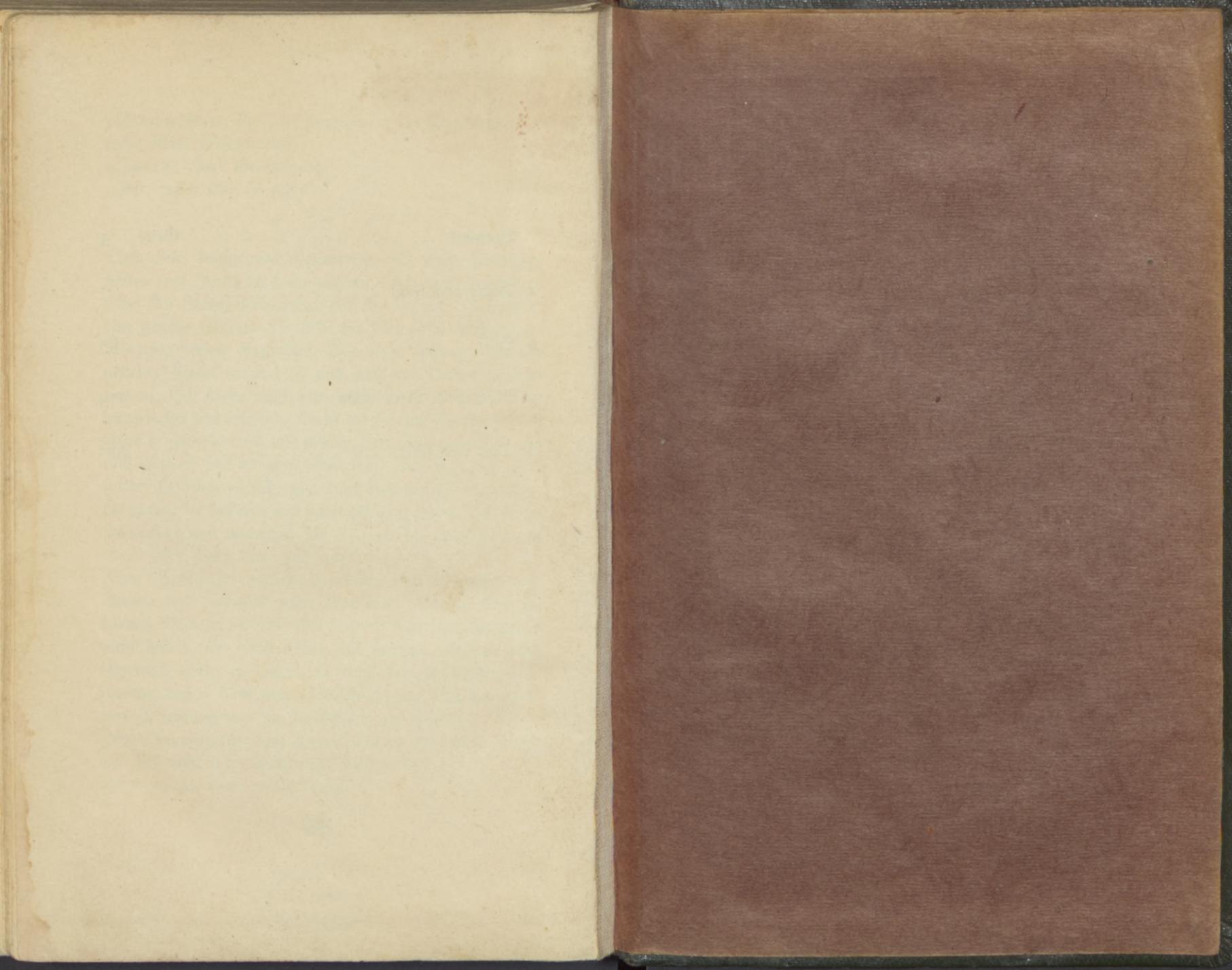
Vorwort Seite 5

1. Judez oder nicht " 7

2. Luise " 85

3. Not, Tod, Revolution " 179

4. Das Lied fällt " 317



Biblioteka Główna UMK



300050705780

Biblioteka Główna UMK



300050705780